Das neue Haus der Durchl. Frau Herzogin zu Liechtenstein

Das
Bad Liebenſtein
und
ſeine Umgebungen.

Von

Friedrich Moſengeil.

In der Ettinger'ſchen Buchhandlung zu Gotha
in Commiſſion zu haben.
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Vorwort.

Das vollendete Landschaftsstück des Meisters, der die Natur im höchsten Reiz der Formen und Farben treu wiederzugeben weiß, und der flüchtige Entwurf, worin er sie nur mit leisen Strichen skizzirt, — sie können kaum weiter von einander abstehn, als eben diese Federzeichnung und eine bloß beschreibende Schilderung. Gleichviel, ob man uns mit poetischem Schwung oder mit prosaischer Umständlichkeit die Berge und Thäler, die Dörfer und Fluren einer Landschaft in Worten darstellt; ohne Anschauung bleibt das Gemälde

verworren und untreu, und jedem, der eine Gegend zu lesen versucht, eh er sie sieht, steht ein andres Bild vor der Seele. Darum möchte man sich geneigt fühlen, auch die gelungenste Schilderung landschaftlicher Gegenstände dennoch für mißlungen zu erklären, insofern sie die Ansicht ersetzen soll. Anders verhält sichs jedoch, wenn wir sie entweder als Wegweiser benutzen, oder um uns des schon Gesehenen wieder zu erinnern. Vielleicht rückt uns in diesem Falle eine gemüthliche Beschreibung näher, als das treuste Farbenbild, weil dieses mehr das Auge, jene mehr das Herz anspricht. — Da, als von einem gewählten Standpunct unser Blick sich in dem unerschöpflichen Reiz einer schönen Aussicht verlor, — da haben wir nicht bloß angeschaut, sondern auch empfunden; und darum drücken wir wohl, herzlicher als dem Maler, dem gleichgestimmten Begleiter die Hand, der uns unsre Gefühle wiedergiebt, vielleicht auch

manche, die noch in der Tiefe des Gemüths schlummernd ruhten, zur Klarheit heraufhebt.

Ein stiller, warmer Freund der Natur gesellt sich hier zu dir, freundlicher Leser, der du jetzt oder irgend einmal gern in Liebenstein weiltest. Er trägt Verlangen, jenen lohnenden Händedruck auch von dir zu verdienen, indem du mit ihm die lieblichen Thäler und Hügel durchziehst, die er längst vor dir durchzog, und die, so oft er, älter geworden, zu ihnen zurückkehrt, ihm immer jugendlicher zuwinken und lächeln. — Sey es zufrieden, daß wir, wenn auch unbekannt, doch durch gleiche Neigung befreundet, dieses schöne Theilchen unsres gewiß nicht immer gleichreizenden Lebenspfades traulich mit einander wandern. Dein Genosse verspricht, dir keineswegs zuzumuthen, immer nur auf die poetische Blumenjagd mit ihm auszugehn, um dann, — im Geschmack mancher empfindsamen Reisen — mit ihren überlästigen Kränzen nicht bloß edle

Marmorbilder, sondern jeden Gränzstein und Wegepfahl zu umwinden; doch wo sich ihm ungesucht ein anspruchsloses Sträußchen bietet, — sollte er es dir dann nicht treumüthig reichen? — Und wird dir dein Gefährte selbst mit diesen kleinen Gaben hier und da auf deinem Wege lästig; nun, so kommst du von keinem andern leichteren Kaufes los. So wie du dieß Büchlein in die Tasche schiebst, tritt er bescheiden verstummend in tiefe Ferne zurück.

---

2. An-

2.

Ankunft zu Liebenstein. Die Mineralquelle. Der Brunnenplatz. Die Grotte.

Von welcher Straße her du auch gekommen seyn magst, — herüber auf den nördlichen Bergen des Thüringer Waldes, dessen Wege nicht selten die Kunst des Kutschers, die Haltbarkeit des Wagens und die Geduld des Herren zugleich zu prüfen geeignet sind; — oder auf trefflicher Straße von Eisenach über das herrliche Wilhelmsthal (diese englische Oase mitten in einem deutschen Wald); oder herauf aus der schöngelegenen Landstadt Salzungen, deren rührige Einwohner ihre Wohlhabenheit verdienen, da sie ein großes Geschenk ihres Thales, treffliche Salzquellen, trefflich benutzen; oder endlich herunter im milden

Thal

Thal der Werra, die vielfach gekrümmt so sanft und befruchtend durch blumenreiche Wiesen strömt, daß man ihre Ufer ungern verlassen würde, wenn man nicht auf dem sich nach Norden ablenkenden allmählig steigenden Pfad vor dem Gründchen anzulangen sich sehnte, welches das Bad Liebenstein umschließt: — von jeder Seite her siehst du froh betrachtend still, um das unter Fruchtbäumen halbversteckte, am Fuße eines waldigen Hügels ruhende Dorf zum erstenmal zu grüßen. Dein Blick haftet wechselnd bald auf den alten Mauern einer verfallenen Ritterburg, die mit tiefem Ernst aus den Bäumen des zunächst gelegenen Berges herabschaut, bald auf den freundlichen Hütten neben stattlichen Gebäuden, deren Eines (das Fürstenhaus) mit seiner Glaskuppel man schon von den Höhen hinter Salzungen gleich einem in das Grüne herabgesunkenen Stern, flimmern sieht. Vor allen hebt sich ein großes, wohlgebautes Haus, welches groß-

größtentheils nur Wohnungen für Badegäste enthält, mit seinen hohen, dichten Kastanienbäumen am Eingange, hervor.

Eine Buchen- und Lindenallee, deren schnell und kräftig aufgeschossene Stämme sich über die wohlunterhaltene Straße hin die Zweige reichen, nimmt uns in ihren frischen Schatten auf, wenn wir durch das Dorf, Grumbach, dem Badeort zuwandern. Wir weilen am Ende des Baumwegs gewiß einige Minuten auf den Stufen des schon erwähnten Fürstenhauses, und blicken mit Wohlgefallen zwischen den hohen Säulen durch die von Blumen überdeckten Gitter des Balcons hinauf in den zierlichen weiß-gewölbten Saal, und durch diesen noch höher in das große blaue Gewölbe des Himmels. Lockt dieser äußerst liebliche Anblick uns dann in das Innre, welches die edle gastfreundliche Besitzerin Niemanden verschließt; so forechen von der leicht und niedlich gewundenen Treppe bis zu dem auf

Säulen gestützten kleinen runden Tempel, dessen Seitenthüren zu eben so bequem als geschmackvoll eingerichteten Zimmern führen, — uns überall die drey Grazien schöner Häuslichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und Zierde, an.

Dann eilen wir wohl billig, — das nahe Comödiencnhaus, (welches zugleich die öffentlichen Bäder umfaßt,) flüchtig beschauend,*) — dem Heilbrunnen zu, dem unser Liebenstein seinen sich immer weiter verbreitenden Ruf zunächst verdankt. Er wird nicht lange mehr auf

*) Nur in den letzten Jahren war kein Schauspiel. In den früheren gaben verschiedene Gesellschaften (unter denen sich die Hessen-Cassel'sche am meisten auszeichnete) Schau- und Singspiele, unterstützt von der vortrefflichen Herzogl. Hofkapelle. Sobald in Wien der ersehnte Epilog des großen europäischen Drama's gesprochen ist, wird sich der Prolog unserer friedlicheren Darstellungen zu Liebenstein anschließen.

auf eine schönere Bedeckung warten. Doch auch unter ihrem alten Dach wohnet diese wohlthätige Najade in ewiger Jugend, immer Erquickung und Heilung um sich her verbreitend. Schon vor zweyhundert Jahren reichte ihr guter Ruf weiter, als Liebensteins Bezirk. Im J. 1601 ließ Herzog Joh. Casimir von Coburg die Quelle nothdürftig fassen, und man nannte sie nach ihm den Casimir'schen Brunnen. Mit größerem Recht hätte sie nun den Namen: „Georgsbrunn" verdient, da dieser hochverehrt. Fürst, — der das Wohl seines Landes niemals vergaß, und darum nun auch niemals vergessen wird, — so viel für die Umgebungen der Quelle gethan hat, daß sie jenen der Vorzeit etwa nur noch so gleichen, wie einer veralteten Mutter die jugendlich blühende Tochter.

Ehe wir wieder heraufsteigen zu gemüthlicher Beschauung des anmuthigen Platzes, wollen

len wir doch zuvor unserm Brunnenarzt *) zuhören, wenn er uns über den Gehalt des Wassers, das wir eben flüchtig gekostet, freundlich Bescheid giebt. Er thuts, wie folgt:

„Schon frühere chemische Prüfungen dies„es Mineralwassers zeugten für seine Reich„haltigkeit; vorzüglich aber die letzten, erst „vor zwey Jahren von dem Herrn Hofrath „Trommsdorf an Ort und Stelle mit der höch„sten Genauigkeit ausgeübten Untersuchun„gen. Diesen zu Folge überzeugt sich der „Sachkundige, wenn er den von Trommsdorf „ausgemittelten Gehalt **) mit dem der be„rühmten Pyrmonter Quelle vergleicht, daß „diese und die Liebensteiner Quelle zwey Schwe„stern sind, deren Eine zwar etwas flüchtiger „und geistreicher ist, dafür aber von der an„dern

*) Herr Doctor Heim aus Salzungen.

**) S. die Beylage am Ende dieser Schrift.

„dern an Festigkeit des Charakters übertroffen „wird. Denn nach Marcards Beschreibung „Pyrmonts (B. 1. S. 270) und nach Remlers „Tabellen (S. 12) sind in 1 Pfd. Pyrmonter „Wasser des Haupt- oder Trinkbrunnen nach „der Mittelzahl einer im Jahre 1788 angestell„ten viermaligen Untersuchung nur 1 1/2 Gran „Eisen, *) dagegen in demselben Volumen „Liebensteiner Mineralwasser 2 volle Gran ent„halten sind. Es bedarf daher weder für den „praktischen Kenner, der ärztlichen Rath ert„heilt, noch für den Siechen, der Hülfe „sucht, jener prunkenden Anpreißungen, wo„durch

*) Es ist zu bemerken, daß selbst diese Angabe zu hoch seyn dürfte, da nach Trommsdorf die Angaben des Eisengehaltes der meisten Mineralwasser unrichtig sind, indem immer das Eisen im Zustande des vollkommenen Oxyds bestimmt ist, in welchem Zustande es aber noch nicht im Wasser enthalten und mithin die Angabe größer ist, als sie in der Wirklichkeit statt findet.

„durch man manchen Gesundbrunnen zu einer „Art von Universalmedicin zu erheben sucht. „Der Arzt darf nur untersuchen und vergleis „chen, der Kranke nur zweckmäßig gebrauchen, „um ein marktschreyerisches Lob völlig ents „behren zu können.“

„Im Allgemeinen läßt sich von ihren Wir„kungen so viel behaupten, daß sie in allen „Fällen, wo starke Stahlwasser sich als heil„sam erprobt haben, dem sie empfehlenden „Arzte gewiß keine Schande machen werde, „und einen immer ausgezeichneteren Rang „unter den deutschen Heilquellen in Anspruch „nehmen müsse, jemehr sie bekannt wird.“

„Sie wirkt wegen des darin enthaltenen „kohlensauren Gases (Luftsäure) flüchtig r e i s „z e n d, besonders auf das Nervensystem und „hat dadurch oft einen so wohlthätigen Ein„fluß auf die Organe, daß besonders hysterische „und hypochondrische Patienten in kurzer Zeit „ihre verlorne Heiterkeit wieder erlangen.“

„So

„Sodann ist sie wegen ihres großen Eisen„gehaltes sehr stärkend sowohl für das Ner„vensystem, als für alle übrigen festen Theile „des Organismus. Endlich hat sie vermittelst „ihres salinischen Gehaltes eine auflösende, „und dadurch oft mehr oder weniger abfüh„rende und Säfte verbessernde Eigenschaft, „die sie vorzüglich allen Kranken als äußerst „wirksam empfiehlt, welche an einem chroni„schen Uebel leiden, wenn nur sonst kein „Hauptorgan destruirt ist.“ —

So belehrt uns unser Freund, und wir verlassen ohne Zweifel mit gestärktem Glauben (welcher in unsern Tagen nicht weniger, als vor zweytausend Jahren ein wirksames officinelles Kräutchen ist) diesen kräftigen Quell, um herauszutreten zur milden Sonne, die in das frische Grün, in die hohen nickenden Blumen und in den schlanken, spielend und plätschernd zerstäubenden Wasserstral des Rasenstückes leuchtet, das uns zur Seite liegt.

Ihren

Ihren Untergang sieht man selten in so sanften vielfachen Erd- und Himmelsfarben, als von dieser Stelle.

Hier regt sich an Sonntagen (besonders wenn sie zugleich Sonnentage sind) ein munteres ergötzliches Leben. Von den benachbarten Dörfern kommen die feyernden Landleute, hier ihren Abend zu genießen, seys auch nur, indem sie Andre ihn genießen sehn. Im Ganzen genommen ein schöngeformter Menschenschlag, zum Theil in eigenthümlichen, nicht verunstaltenden Trachten. Unter ihre Reihen, die theils in beschaulicher, theils in geschwätziger Behaglichkeit auf- und abwogend wandeln, mischet sich die elegante Welt schreitend, schlendernd, reitend, fahrend, im Kommen und Gehen. Doch recht daheim ist die Gesellschaft unter den schattigen Bäumen vor dem Gasthause. Diese luftigen, dichtüberhangenen Bänke fesseln gewöhnlich jeden neuen Bewohner für die ganze Zeit seines Aufenthal-

kaltes. Hin über Rasenstücke und Buschpflanzungen zwischen stattlichen Gebäuden und Gärten hindurch, welche zusammen einen äusserst anmuthigen Vordergrund bilden, findet der Blick in der Ferne einen nicht weniger reizenden Hintergrund. — Hier zieht sich ein in wohlbestellte Fluren auslaufendes sanft gehobnes Vorhölzchen hin; dort wölbt sich ein von dichten jungen Anwuchs umgrünter Berg; dort dehnen sich weite Fruchtfelder aus; dort sind ferne Dörfer in den niedern Gründen des Werrathales mahlerisch zerstreut. Und so trifft das Auge, wo sichs hinwendet, auf neue anziehende Bilder, während das Ohr durch das sanfte Plätschern der Brunnen, durch fern- oder nahtönende Musik, und durch befreundete Stimmen geselliger Mitgäste nicht weniger angenehm beschäftigt wird. So ist dieser Vorplatz des Gasthauses manchem heimisch-gewordenen Fremden so lieb, daß selbst der Regen, so lange nur einigermaßen das

dichte Laubdach schützt, ihn nicht zu vertreiben vermag.

Man athmet hier eine immer reine erquikkende Luft, und die Ursache, warum so mancher Sieche unser Liebenstein neugestärkt wieder verläßt, liegt gewiß eben so sehr in der durch die Nähe des Thüringer Gebirgs stets erfrischten, einer hohen Bergluft zu vergleichenden Atmosphäre, als in den Heilkräften des Mineralwassers. Selbst am heißesten Sommertage sehnt man sich nicht vergebens nach labender Kühlung. Man findet sie, wenn sonst nirgendwo, doch gewiß in der Grotte, die wenige Schritte vom Gasthause ab zur Seite desselben liegt. Hier, — sagt man tiefathmend, — hier ist gut seyn! — Gewiß, man kann auf weiten Reisen viel gesehn haben, doch selten nur einen eben so imponirenden, als reizenden und schattenreichen Dom! Sein ehemaliger, bey den Dorfbewohnern noch jetzt gebräuchlicher Name „Erdfall“ deu-

deutet auf ſeine Entſtehung. Der ſchön geebnete für mehr als 600 Perſonen Raum haltende Platz iſt urſprünglich eine Verſenkung am Fuße des waldigen Hügels, der ſich nördlich unmittelbar hinter dem Gaſthauſe erhebt. Gegen das Dorf hin iſt er offen, und einige hohe herrlichgebaute Linden, die im ſchönſten Monat des Jahres den ganzen Platz mit Wohlgerüchen füllen, ſtehen einladend am Eingange der Grotte; gegen den Berg ſchließt ſie ſich im Halbkreis mit allmählig ſteiler aufſteigenden Wänden. Zwiſchen ihren bemooſten Steinen drängen ſich Buchen, Linden und Ahorn hervor, die ſich hoch über der Grotte mahleriſch wölben. Im Hintergrund derſelben rauſcht eine Quelle von klarem, ſüßem Waſſer aus dem Felſen, mit einer Sphynx, dem uralten Sinnbild einer kräftigen Ruhe, einfach verziert. Ueber derſelben läuft ein mit Geländer umgebener Pfad, welcher zu einer nicht unbedeutenden Höhle führt, deren vor-

dere Weitung man vom Boden der Grotte aus entdeckt. Man hat jene Höhle klüglich nicht durch ferneres Wegräumen des Erdreichs zu erweitern versucht, weil man für die Haltbarkeit der, ohnehin nicht wohl noch mehr zu verschönernden, Grottenwand fürchtete. Dieser, gegen erkältenden Zugwind geschützte Ort ist bey gutem Wetter der Speisesaal der Badegäste.

Wenn du, lieber Fremdling, unter der Menge alter Erinnerungen und neu sich häufender Eindrücke eines geräuschvollen Lebens an Liebenstein, wo du ehedem auch einmal auf einige Tage einkehrtest, längst nicht mehr gedacht hast; so kömmt dir ungerufen irgend einmal, wenn du gerade auf grünem Boden und unter grünem Dach bey einem ländlichen Mahle mit Freunden froh bist, ein altes werthes Bild zurück, und du fragst dich dann sinnend: „Wo war mir doch einst so wohl bey einem ähnlichen Mahle? — Der Himmel

blickte

blikte mit klarem tiefem Blau durch ein hohes grünes Blattgewölbe; es rauschte und wogte kühles Wasser, reine Luft; frohe Menschen wimmelten an einer felsigten Wand, und die flatternden Schatten von duftenden Lindenzweigen hüpften zwischen kleinen Lichtblicken über den fröhlichen Bechern; harmonisch zerfließende Töne der Hörner und Clarinetten senkten sich labend hernieder.“ — Wäre ich doch dann in deiner Nähe! Ich würde dir freudig zurufen: „Das war in der Grotte zu Liebenstein! Aber vergiß es nicht wieder!“ — —

Doch dir, der du den Namen dieses von keiner Schilderung erreichten Ortes selbst dann vergessen könntest, wenn du ihn in einer stillen heitren Nacht im Glanze vieler Lampen gesehn, — dir möchte man kaum eine Erinnerung zurückzurufen geneigt seyn, die du so wenig zu würdigen gewußt hast. Oder sollte man es von dem Freunde schöner, überra-

schen,

schender Eindrücke der Natur und der Kunst nicht fodern dürfen, daß ihm unvergessen bleibe, was ihm nicht leicht anderswo zum zweytenmale so geboten wird?

Der immer froh gefeyerte Geburtstag der edlen Herzogin ist es, wo man, wenn die Witterung es nur irgend vergönnt, den Erdfall bis zur Mitternacht durch viele Hunderte von kleinen Lichtflammen in einen Feensaal umwandelt. Mir ist es oft vorgekommen, es hätte diese Illumination eine ganz andre Bedeutung, als die gewöhnlichen. Mögen sie auch mit zahllosen Lichtern prunken und die sinnreichsten Inschriften zur Schau stellen, immer scheinen dann die Gebäude und Gerüste mehr als bloße Lichthalter; dort aber, wo die bunten Flämmchen an schlanken Stämmen sich hinaufwinden, um in den dunkelgrünen Kronen wie blitzende Juwelen sich zu verlieren; dort wo sie am Felsen glimmen, in den finstern Hohlungen hüpfen, auf dem Wasser flimmern und

und als kleine Irrlichter den Berg hinan flakkern: — dort sieht man wohl, sie sind mehr da, das Schöne zu beleuchten, als sich selber zu zeigen.

Als zum erstenmal ein glücklicher Einfall diese Erleuchtung zur Feyer des Geburtstages anordnete, war die Wirkung unbeschreiblich groß. Den inneren Raum der Grotte füllten festlichgekleidete Menschen an, die still für Bewunderung und Freude hinauf in die mattgrünen Zweige schauten, welche sich in vielfachen Absinkungen von Licht und Schatten übereinander neigten; und als der trunkene Blick herabsank auf die herzutretende ehrwürdige Fürstin, die an der Hand ihrer theuren Kinder die verdiente Huldigung so bescheiden dankend aufnahm, als wäre sie eine geschenkte: da schauerte, — während die ewige Melodie des englischen Volksliedes sanft und leise von oben her erklang, und von unten hinauf (ja, hinauf bis zum Himmel)

im

im frommen Gesang segnende Wünsche sich erhoben, — da schauerte der leise Fieberfrost einer heiligen Rührung durch alle Nerven, und man fühlte, dieß sey einer von den seltenen Augenblicken, wo wir, so vielfach beengte und gebeugte, Menschen uns plötzlich aufrichten zu den Sternen, um sehnend in das alte verlohrne Mutterland zu blicken, woher, einer schönen Sage nach, unsre ersten Vorfahren stammen. — —

O kehre noch oft zurück mit allen deinen Freuden, und mit allen deinen guten befreundeten Menschen, du fröhlicher, seliger Abend!

3.

Die alte Burg Liebenstein. — Das Felsentheater.

Ein, zu Obst- Gemüse- und Blumenbau wohlbenutzter Garten, auf dessen untrer Terrasse ein großer freundlicher Speise- und Tanzsaal erbaut ist, liegt unmittelbar hinter dem Gasthause am Berge hinan, dessen alte Burg wir jetzt zu besuchen im Begriff sind. Auch im langsamen Schritt ersteigen wir die Höhe in einer halben Stunde, und behalten noch Zeit, auf dem bequem angelegten, mit Kirschbäumchen und Blumen eingefaßten Pfad zuweilen stille zu stehn, um, so wie derselbe höher steiget, auch mit immer höherer Lust in die herrliche Gegend zu blicken. Der den Berg umgebende Wiesengrund des Badeorts würde schon für sich, ohne eine weitere Ferne, die rei-

reizendste Aussicht gewähren; so ruhig und traulich liegen die kleinen und großen Häuser in das lachende Grün zerstreut; so einfach und romantisch sind die nächsten Umgebungen des Dorfes angelegt. Doch welch eine reiche Zugabe bekommt man noch hier, wo nach Süden und Westen über neue Hügel hin neue Thäler sich öffnen! — Und wenn du die Schönheit des Fleckchens, wo du gerade betrachtend weilst, noch so willig und innig anerkennst; so scheinet dir doch jetzt da, jetzt dort ein anders aus der Ferne schöner noch zu winken.

Nahe an dem Gipfel des Berges nimmt uns ein schattiges Buchenwäldchen auf, und dann treten wir in einer Lindenallee durch die niedre Fichtenansaat (die jedoch nicht zum Walde heraufwachsen darf, da der Nutzen schwerlich ein so großes Opfer von der Schönheit verlangen kann,) an die Burg selbst, deren hohe, graue mit vielen Fensteröffnungen versehene Mauern sich thurmähnlich

auf

auf beträchtlichen Felsenmassen erheben. Ihrer regellosen Form haben sich die Erbauer, nach der Weise jener Zeit, ohne Rücksicht auf Ebenmaß gefügt. Auf der südöstlichen Seite zeigen sich Trümmer einer noch älteren Zeit. Denn das Schloß, welches ehedem einer Familie von Stein gehörte, wurde um das Jahr 1567, weil der damalige Besitzer mit in die sogenannten Grumbachischen Händel verwickelt war, auf Churfürst Augusts Befehl zerstört, und nachher aufs Neue hergestellt, bis es anderthalb hundert Jahre später keine Bewohner mehr fand und zerfiel. *) Von

eben

*) Wer über das Geschichtliche und Topographische der Gegend, welche wir auf unserm gegenwärtigen Spaziergang durchwandern, umständlichere Belehrung wünscht, findet sie in einem, mit vielem Fleiß ausgearbeiteten Werke, betitelt: C. J. Walchs histor., statist., geograph. und topograph. Beschreibung der Königl. und Herzogl. Sächs. Lande ꝛc. Nürnberg, bey Schneider und Weigel. 1811.

eben jener vorhin erwähnten Seite erſteigt man ohne Gefahr die Trümmern und tritt über eine neuerrichtete hölzerne Brücke, welche ſich über dem beträchtlich tiefen Schloßgraben wölbt, den innren Raum.

Furchte nicht, mein Begleiter auf dieſem Wege, die alte genüglich bekannte Ruinen-Litaney abermals hören zu müſſen, die ſeit Matthiſſon oft geſungen, öfter noch gelevert worden iſt. Nein, keine verſpäteten Leichenreden auf die tapferen Mannen und tugendlichen Fräulein, die hier hauſten; kein poetiſches Schauerſſen von moderuden Ritterknochen mit Unken und Fledermäuſen garnirt, von Eulen und Raben umflattert! — Uns ſoll vielmehr heimiſch und wohl werden in dieſem zerfallenen Wohnſitz zerfallener Menſchen; und wenn wir ja Zeit behalten zu Reflexionen, ſo ſagen wir uns: es ſey ſo alles recht und gut. Vergehen müſſe das Alte, das Neue immer mächtiger ſich fortgeſtalten; und kein Vergänglicher

dürfe

dürfe ſich über die Vergänglichkeit beſchweren, da ein immer junges kräftiges Nachwachſen und allgewaltiges Leben blühend über die alten dunklen Gräber geht, und das kurze Sehnen unſrer Bruſt tauſendfach zu wecken und zu ſtillen vermag.

So ſiehſt du's hier, wenn du an die verödeten Kerker trittſt. Füllt ſich da nicht dein Herz von dem unendlichen Glück des Daſeyns, und möchteſt du nicht deinen Jubelruf, wie die ſteigende Lerche dort, weit erſchallen laſſen, hin über die ſchattigen breitäſtigen Buchen, die deine Sternwarte (denn auch dieſe Erde iſt ja ein Stern, und gewiß keiner der ſchlechteſten!) am Abhange umkränzen; hin über die wickenden gelben Aehren, über die blauen und rothen Blumen, welche die leichten bunten Schmetterlinge gaſtfrey zu ſich her zu winken ſcheinen; hinab ins grüne von geſchäftigem Menſchen- und Thierleben wimmelnde Thal! — Aber du wirſt ſtill vor Luſt, wenn

du

du dich zur Rechten kehrst und ein stattliches Dorf *) am Ende des Grundes, am Fuße dunkler Berge ruhen siehst. So ohngefähr, doch schwerlich ganz so reizend, hast du vielleicht bey irgend einer gelungenen Schilderung eines deiner Lieblingsdichter dir ein romantisch gelegnes Dorf mit einem über dasselbe erhabenen schönen Kirchlein, von Wald und Wiesen still umgeben, von einem sich schlängelnden Bach durchflossen, — gezeichnet oder geträumt! — Das Dorf heißt Steinbach. — Du nennst es gewiß, so oft du nach deiner Heimkehr dem fernen Freunde beschreibst, was dich in Liebensteins Auen entzückte.

Wandle nun von diesem Fenster zu jenem, und von da zur Thüre, wo sich gegen Osten eine mehr ernste, verschlossene doch keineswegs reiz-

*) Von mehr als 200 Familien, — größtentheils Messermachern und Schlosserarbeitern, — bewohnt, die ein sehr bedeutendes Gewerbe treiben.

reizlose Gegend ausbreitet; und wenn du endlich ersättigt, jedoch nicht ohne den Vorsatz eines bald zu erneuenden Genusses, nach einem beschränkteren Plätzchen verlangst, wo dich die Ferne nirgends von der Nähe abzieht: so folge mir den Hügel abwärts zum nördlich sich hinziehenden Wald. — Ein tieferes Dunkel bereitet uns dort auf eine der sonderbarsten Naturbildungen der Gegend vor. Wir stehen endlich an einer in Fels gehauenen Treppe, die uns 36 hohe Stufen hinab zu dem Ziel unsrer Wandrung führt.

Auf dem Felsentheater (sonst auch weniger passend „hohle Scheuer" genannt,) stehen wir nun und blicken mit Verwundrung in die Coulissen. Sie bestehen aus hohen schroffen Steinwänden, welche den geebneten Platz (etwa von der Größe eines mäßigen Saales) von drey Seiten umschließen. Auf der vierten neigt sich der Boden jäh nieder in den tieferen Wald, und zwey andre

Treps

Treppen führen hinab. Auf das Theater selbst hat die Natur einige Statisten gestellt, wie sie sich für diese ernste, von düsterm Schweigen umgebne, Bühne schicken, still und majestätisch sich erhebend. Es sind zwey hohe stammhafte Buchen, deren herrlichen Wuchs man auf diesen Felsen wunderbar findet. Sie sprechen nur durch ein leises Flüstern mit einander und kein fremder Laut stört ihr geheimnißvolles Gespräch. Seltsam blicken von der Höhe der Wände, zum Theil weit übergebogen, sich kaum an lose liegende Steinklumpen klammernd, kleinere Bäume und Hecken als Zuschauer herab, und alte Waldgreise stehen auf dem unteren Proscenium und schauen mit ihren hohen Häuptern starr in den Schauplatz hinein.

Bringest du irgend einen unvergänglichen Schmerz über ein theures Gut, das du verloren, mit hierher, oder auch nur einen recht empfänglichen Sinn für die heiligen Bilder, durch

durch welche die Tochter Gottes, die ewige Natur, oft in so großen, ernsten Zeichen zu uns spricht: dann fehlt es dir hier wahrscheinlich an Worten, die deine Gefühle aussprechen, vielleicht aber nicht an Thränen; und dann wirst du auch nicht ohne ein heimliches Schaudern in den tiefen sich in Nacht verlierenden Höhlengang blicken, der sich in der hintern Wand öffnet.

Der Freund, der dich jetzt hierher geleitet, saß einst, dem Getümmel eines fröhlichen Tages entronnen, einsam auf jener zur Seite stehenden Bank, und es dämmerte in ihm, wie der Abend am gerötheten Himmel über ihm; denn die Sonne war ihm unbemerkt weit hinter der Scene gesunken. Da deckte sich über sein, sonst leicht zu erfreuendes Herz eine namenlose Wehmuth. Alle seine lieben Todten und die fernen Freunde, und die untergegangenen Freuden einer glücklichen

Jugend traten auf diese schauerliche Bühne; ihm dünkte, als schlichen die geliebten blassen Schatten aus der finstern Höhle hervor, um Verüberzuziehn immer nur Ein schauerlich bewegendes Wort ihm leise zuzuflüstern: „Vergiß, — ach, vergiß uns nicht!“ — Und als zur einzigen Antwort die Thränen der heißen Sehnsucht und der ewigdankenden Liebe, von Niemand bemerkt, — kaum von dem, der sie weinte, — unaufhörlich niederquollen; da tonte die Feierabendglocke von der Steinbacher Kirche herüber, und in der webebuenden Brust ward es unaussprechlich heiter und ruhig. Ihm klang der ernste, weitschallende Ton wie das Ausläuten zu einem großen Gottesdienst, von lauter Seelen gefeiert, die zum Frieden gekommen; ihm war, als müsse jetzt der Chor von Millionen himmlischer Stimmen das theure alte Kirchenlied beginnen: „Wachet auf! Euch ruft die Stimme!“

An

An jenem Abend, wo er, als es dunkelte, von unaussprechlichen Hoffnungen erhoben und gefüllt, durch den lautlosen Wald auf dem Steinbacher Wege nach Liebenstein zurücklehrte, — an jenem unvergeßlichen Abend fand er den Namen „Felsentheater" seiner innern Stimmung nicht mehr entsprechend, und er nannte es seitdem lieber „die stille Kirche."

4.

Flüchtige Blicke nach Norden, Osten und Süden. Luthersbuche. Gerberstein. Aschenberg. Eselssprung. Drusenthal.

Die Reize eines ländlichen Aufenthaltes ziehen uns in desto stärkerem Grade an, jemehr er uns nach allen Seiten hin das Gefällige abwechselnd bietet.

Der Fremdling, den die Natur mit einer ihrer schätzbarsten Gaben beschenkte, mit der Thätigkeit, ihre Schönheiten überall aufzusuchen und zu würdigen, — er wird schon nach wenigen Tagen seines Aufenthaltes zu Liebenstein die Entdeckung machen, daß, nach welcher Gegend hin er auch seine Schritte richtet, überall neue anmuthige Aussichten seiner harren,

ren, die sich theils offen darbieten, theils, mehr versteckt, aufgesucht seyn wollen.

Im Gefühl der Schwierigkeit, bey ununterbrochen auf einander folgenden Naturschilderungen lang zu seyn, ohne langweilig zu werden, wollen wir jetzt nach Osten und Süden hin einige flüchtige Blicke richten, um größeren Raum für den Spaziergang nach Nordwesten, dessen Ziel der Altenstein ist, zu gewinnen.

Vor allen Dingen aber die Bemerkung: daß die hohe Anmuth des Ganges nach Norden, von welchem wir so eben zurückkommen, keineswegs mit der alten Burg und dem Felsentheater erschöpft ist. Setzt man diesen Weg über Steinbach fort, so bietet sich dann, westlicher laufend, der Anfang eines äußerst lieblichen Waldthales dar, durch welches jeder dazu aufgerufene Einwohner des Dorfes den Freund weiterer Spaziergänge zu zwey ausgezeichneten Punkten geleiten wird. Der Eine

ist

ist es hauptsächlich in geschichtlicher, der andre in mahlerischer und mineralogischer Hinsicht.

Jener, die Lutherseiche, ruft einen bekannten wichtigen Moment aus dem Leben des großen Reformators zurück. Dieser uralte Baum war höchstwahrscheinlich Zeuge der wohlthätigsten folgenreichsten Entführung, die vielleicht jemals entworfen und ausgeführt worden. *) Dieser Brunnen (Lutherbrunn genannt) labte den Helden, der nicht lange zuvor in Worms gekämpft hatte, ohne zu unterliegen. Einer gegen einen halben Erdtheil! — —

An

*) Churfürst Friedrich der Weise ließ dort Luthern am 4. May 1521, als er von Worms der über Mohra (wo er seine Verwandten besuchte) und Altenstein nach Waltershausen zu reise, heimlich aufheben, und dann, mehrere Jahre lang in Ritterkleidung verborgen, auf der Wartburg den sichersten Zufluchtsort finden.

An diesen ehrwürdigen Baum darf sich wohl ein braver deutscher Mann, — gleichviel ob protestantischer oder katholischer Christ, sinnend lehnen und durch die alten bemoosten Zweige hindurch einen großen dankbaren Blick nach Oben richten, wo in der vesten Burg der Wächter noch wacht! — Aus jener reinen erquickend-kühlen Quelle darf er schöpfen, und im Frieden mit der ganzen heiligen Gemeinde wahrer Christen aller Confessionen (denn alle haben durch den Sturz des alten Drachen, Aberglaube und Pfaffenthum genannt, unaussprechlich gewonnen,) einen labenden Trunk so andächtig genießen, als flösse er aus dem Kelch des Herrn! — — — Ja, bringe nur ein Herz dort mit hin, dann nimmst du es gewiß von seligen Empfindungen erhoben und erheitert wieder mit hinweg. —

Der Reisende, dessen Weg durch das Werrathal aufwärts über Meiningen hinzieht, kann zu Grimmenthal, — einem unvergleich-

gleichlich schon gelegenen, von jener Stadt kaum zwey Stunden entfernten Spitalgebäude, — sich unter eine alte merkwürdige Linde setzen, und dort noch einmal an die Luthersbuche denken. Beyde, fast von gleichhohem Alter, bieten ihm, wenn er diese Art von Symbolik liebt, sinnvolle Bilder im scharfen Gegensatze dar. Luthers Buche grünt ungeschwächt an einer ewigsprudelnden Quelle in der vollkräftigen Natur eines Waldthales; Grimmenthals Linde steht, weit beträchtlicher in ihrem Umfange, doch halbmoderend, an den öden Mauern einer ehemals weit berühmten Wallfahrtskirche *), die es ohne Luther vielleicht noch wäre; vielleicht noch, wie zu seiner Zeit, Wunderglaubige aus dem nördlichen Deutschland zu Tausenden an ihren sieben Altären

*) Einen sehr interessanten Beytrag zur Geschichte dieser Kirche liefert ein Aufsatz im Meininger Taschenbuche vom Jahr 1807, von Hartmann.

täten versammelte. Luther ergrimmte im Geiste so sehr über diesen, damals allen hellsichtigen Katholiken höchst ärgerlichen Wallfahrtsunfug, (man zählte zu Grimmenthal einst in Einem Jahre 44000 Waller!) daß er jene Kirche in seinen Tischreden nach seiner Weise ein „rechtes Grimmenthal, vallis furoris“ nannte.

Zählen wir zu diesen beyden ehrwürdigen Wächtern am heiligen Grabe der deutschen Vorzeit noch die große Linde zu Altenstein, (die wir heute noch besuchen); so haben wir wahrscheinlich die drey ältesten, gewiß aber die merkwürdigsten Bäume des Herzogthums Meiningen genannt. Doch nichts zu schaffen hat der letzte mit den Angelegenheiten der Kirche; sondern er steht als Repräsentant der männlichen Ritterzeit in romantischer Herrlichkeit da, und seine Zweige winken nach zwey uralten steinernen Armsesseln hin, die in der Felswand der neueren Anlagen

lagen eingemauert sind, und wo, einer Sage zu Folge, die ritterlichen Brüder „Hund von Wenkheim“ (Einer von ihnen war bey Luthers Aufhebung mit geschäftig) oft traulich zusammen ruhten.

Doch wir kehren zu unsrer Buche zurück und wandern von da unsrem weiteren Ziele, dem Gerbersstein, zu.

Diesen ungeheuren Felsenhut setzte die Natur dem höchsten Gipfel auf, der sich über den bergreichen Altensteiner Bezirk erhebt. Eine Staunen erregende Masse von Granit, die entweder unter den Stromen der Zeiten allmählig ihres Haltes beraubt in sich zusammensank, oder, von einem kräftigen Erdbeben angefaßt, in wilde Trümmer zerfiel. Von schöner Vegetation umgrünt, zum Theil überwachsen, ruht diese herrliche Felsenruine mitten im dichten Buchenwalde. Die beyden höchsten Spitzen sind bey einiger Behutsamkeit leicht zu erklimmen, und es öffnen sich von dort

dort große Aussichten zum Theil nach Thüringen, (wo nördlich bey heitrem Himmel selbst der Brocken des Harzgebirges gleich einer festen dunklen Wolke am Horizonte herauf steigt); zum Theil gegen Süden und Westen über reiche Wälder bis zum Rohngebirge und bis zu fernen hessischen Bergketten. Gegen Osten konnte die Aussicht wohl nicht schöner begränzt werden, als durch den majestätischen Thron des Thüringer Waldes, den Inselberg, der in keinem Verzeichniß berühmter deutscher Berge fehlt. Der Gerberstein ist eigentlich schon eine von seinen Senfen. Jeder, der das uralte Königthum eines freyen Geistes in einem gesunden Herzen sich erhalten hat, steige nur vollends hinauf; für ihn ist er errichtet. Wem die Untersuchungen der biblischen Geographie über die Lage des Paradieses deßhalb gleichgültig sind, weil er es überall zu finden weiß, dem gehört die Erde!

Die nähere Schilderung des Inselberges liegt übrigens hier außer unsrem Gesichtskreise.

Ehe wir unsren gegenwärtigen Standpunct verlassen, dürfen wir wohl den Liebhaber der geognostischen Mineralogie darauf aufmerksam machen, daß er hier auf der oberen Terrasse einer, in jener Hinsicht merkwürdigen und seltenen Gebirgsbildung sich befindet. Der Abhang bis zum Werrathale läßt noch zwey Abstufungen unterscheiden. Die obere, von welcher wir jetzt hinabblicken, enthält das uranfängliche und Ganggebirge; die zweyte, die älteren bituminösen Flötzgebirge; und die dritte, das jüngere oder aufgesetzte Flötzgebirge. Jenseits der Werra beginnen dann basaltische Gebirge. *) So findet man in einer ver-

*) Wenn die Gränzlinie zwischen Nord- und Süddeutschland, (welche indeß der deutsche Vaterlandsfreund nimmer als Scheide einer seiten lassen kann,) gezogen werden sollte; so würde sie für

verhältnißmäßig unbeträchtlichen Entfernung einen bedeutenden mineralogischen Schatz, den der achtungswerthe und von seinem Publikum noch nicht vergessene Mineraloge Heim (vor mehreren Jahren als Pfarrer zu Gumpelstadt gestorben) trefflich zu benutzen wußte. Er sammelte hier seine häufig gekauften, lehrreichen Mineralien-Cabinets, in welchen sich über hundert Steinarten — unter andern nur allein 8 Gattungen von Granit, — befanden. Nur wenige Gegenden Deutschlands dürften in so kleinem Flächenraum, — von kaum 1 Quadratmeile — so großen Reichthum dem Freunde der Gebirgskunde gewähren.

Mit

---

für diese Gegend gewiß dem Lauf des Werrathales folgen. Auffallend verschieden ist nicht nur die nördliche Lage von der südlichen in geologischer Rücksicht, sondern es bieten sich auch im herrschenden Charakter der Bewohner, so wie in der inneren Einrichtung ihrer Sitten und Gebräuche, dem feinen Beobachter unverkennbare Gegensätze dar.

Mit der wieder einlenkenden Bemerkung, daß der Besucher des Gerbersteins nicht versäumen darf, ihn von unten zu umgehn, wo seine Masse am meisten überrascht, kehren wir von diesem Querfluge nach Liebenstein zurück, und bemerken flüchtiger noch, daß ein Spaziergang gegen Süden sowohl auf dem nahen Aschenberg, als auch am Ende eines kleinen niedriger liegenden Holzchens, welches hinter den Kammergutbs-Gebäuden beginnt, vortreffliche Landschaften aufdekt. Auf der Höhe des Aschenberges gefällt hauptsächlich die Aussicht gegen die drey Breitungen im Werrathale, und vom erwähnten Wäldchen lacht uns das Thal von Barchfeld und Salzungen zu.

Wenn wir von unsrem Standpuncte aus nach Osten wandern; so dürfte vorerst eine unter dem Namen „Eselssprung" bekannte Felsengruppe des kleinen Wegs wohl werth seyn, obschon sie den Vergleich mit andern ähnlichen Parthieen dieser Gegend nicht aus-

aushält. Einige Stunden weiter aber ist der Besuch des Drusenthales, einer im Hessischen gelegenen Wald- und Felsengegend, höchstbelohnend für den Freund romantischer und wild-großer Ansichten, so wie für den Zeichner und Mineralogen.

Da diese Gegend eine eigne umständliche Schilderung foderte, die sie auch schon in Heims vortrefflicher Beschreibung des thüringer Waldgebirges gefunden hat; so kann hier nur dieser verübereilende Hinblick genügen.

5.

Weg nach Altenstein. — Untere Ansicht der Hohlensteiner Felsen. — Glücksbrunn. — Die große Höhle.

So beginnen wir denn leichten frohen Muthes unsre nordwestliche Wanderung —

Dorthin zum Felsenschloß, wo dir die frohe Stunde
auf Flügeln eines Augenblicks enteilt;
wo gern der Sänger fühlend weilt
und in der Musen heilgem Geisterbunde
ein stilles Glück mit schönen Seelen theilt;
Zum waldumkränzten Hügel, den zum Throne
die Schönheit sich im Sommermond erwählt,
wo in der reinen Luft, wie in der Alpenzone,
die freye Brust mit Lebenslust sich stählt;

Zum

Zum Buchenhain, wo ein melodiſch Säuſeln
den Wandrer hin ins grüne Thälchen ruft,
wo ſich, — ein lieblich Spiel der lauen Abendluft, —
die Wellen leicht hinab am grauen Steine kräuſeln,
Umſchwebt von ſüßem Wieſenblumenduft;
Hinauf im Abendlicht zur hohen Felſenharfe,
die, mild ins Roth der Sonnengluth getaucht,
ihr himmliſch Lied harmoniſch, leiſe haucht! . . . . .

Doch ſieh, mein freundlicher Wandergefährte, ſing nicht die Lever, gleich der Harfe, von der ſie ſo eben ſang, von ſelbſt zu tönen an? — Ich faſſe ſie, ehe du mich noch an mein dir Anfangs gegebnes Wort erinnerſt, ſogleich wieder unter den Arm, überlaſſe die poetiſchen Blumen gern einer zarter zupfenden Hand, und ſchlendre hübſch proſaiſch mit dir durch

dieſelbe Allee, die dich bey deinem Eintritt aufnahm, unſrem neugeſteckten Ziele, dem „lieben Altenſtein“, einem herrlichen Gegenſtück des „alten Liebenſteins“ zu. — Aus dem ſchon genannten Dorfe Grumbach führt die, immer noch von Pappeln überſchattete, Straße jener anmuthigen Höhe entgegen, die man faſt von jeder freyen Stelle des unteren Werrathales ſchon von Ferne erblickt.

Da wo, dem Steinbacher Grunde gegenüber, die Chauſſee ſich weſtlichgebogen abwärts ſenket, konnte der Zeichner, der in Altenſteins Nähe auf die Bilderjagd ausginge, gleich ſeinen erſten ſchönen Fang thun. Er nehme, die ſich links am Hügel hinlehnenden Felder durchſchreitend, auf irgend einem leicht gefundenen Standpuncte den Stift zur Hand und ſchmücke den Vorgrund ſeiner Landſchaft mit dem Bilde der hohen grauen Steinmaſſen, welche, — auf ihrem Gipfel abgeplattet, —

durch

durch Zwischenräume gesondert, die jenseitige Höhe umzingeln; zum Theil in seltsamen Formen. So stellt z. B. eine Hervorragung des vorderen Felsklumpens das colossale Bild eines in seinen Mantel gehüllten Mannes, der, den herabgekrempten Huth tief in die Stirne gedrückt, ein hohes Trinkglas auf dem Schooße haltend, dasitzt, wohlgetroffen dar. Oder zeigt sich dieser graue alte Zecher vielleicht nur dem, der kurz zuvor an den wohlgefüllten Bechern Liebensteins seiner Phantasie einen erhöhten Schwung gab? — Leicht möglich, daß dagegen dem geistlichen Herren, der seine Begeistrung aus einer höherliegenden Quelle schöpft, in eben diesen Massen große ehrfurchtweckende Kanzeln erscheinen, von denen er mit gewaltiger Stimme eine Naturpredigt in das Thal hinab zu halten sich sehnt; etwa über den Text: „Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“ — Der sinnige

Freund und Kenner der schönen Baukunst sieht vielleicht statt der Kanzeln majestätische Fußgestelle zu Tempeln, Obelisken und Denkmählern; und ihm möchte ich wohl den Auftrag wünschen, jenem hinweggeschiedenen patriotischen Freunde dieser Gegend, den ich nicht mehr zu nennen brauche, ein würdig erfundenes Denkmahl zu errichten, zu welchem sich dann auf Stundenweite die Augen und Herzen des ganzen Thales hinwenden würden. —

Aus dem sich allmählig eintiefenden engeren Grunde blickt ein niedliches Landhaus mit mehreren Gebäuden eines, vordem sehr einträglichen Farbewerks, von Linden und Obstbäumen umgeben, hervor; das ist Glücksbrunn. *) Es wird uns nicht reuen, es in der Nähe zu beschaun, ehe wir weiter wandern. Auf einem schönen Rasenplatze erhebt sich

*) Eine S. Gothaische Besitzung.

sich das zierlich von Stein aufgeführte mit Schiefer gedeckte Schloßchen. Man fühlt sich geneigt zu glauben, hier sey eine wohlhabende Familie in stiller, aber genußreicher Zurückgezogenheit einheimisch. Jetzt, — meint man, — werde die Thüre aufgehn, und ein freundliches Elternpaar von frohen, rothwangigen Kindern umringt heraus treten. Die angenehme Täuschung dauert nur so lange, bis man näher hinzutritt, und durch die immer verschlossenen Fenster in die leeren Gemächer schaut. Ein noch bewohnbares, aber verlassenstehendes Haus erregt, mehr als ein zertrümmertes, unheimliche, mit Grauen gemischte Gefühle; darum eilt man auch hier bald hinweg, und geht dem sanften Rauschen eines Baches nach, der sich wenige Schritte vom Schlosse unter hohen dichten Bäumen aus einer grottenähnlichen Vertiefung stürzt. Er kommt mit einer Thätigkeit und Eile aus dem dunklen Berge hervor, daß man ihm so,

gleich

gleich etwas zu thun gegeben, und nah am Felsen eine Mühle für ihn erbaut hat. Ihr ämsiges Sausen und Plätschern giebt diesem höchstromantischen, von einem geheimnißvollen Düster umdunkelten Plätzchen ein muntres Leben. Hätte die schaffende Hand, welche auf der Höhe jener, über Glücksbrunn weit hervorragenden Felsen so unvergängliche Spuren zurückließ, Zeit und Veranlassung gefunden, sich auch hier unten am Fuße thätig zu beweisen; so würde man dort Stunden lang mit immer höherem Vergnügen weilen.

Der Wanderer, welcher zur Sommerzeit, — noch unkundig der Gegend, — Sonntags gegen Mittag über Glücksbrunn den Altensteiner Weg hinaufsteigt, sieht auf einem kleinen mit Bäumen unpflanzten Platze an der steilen Abdachung der Straße viele Menschen versammelt, die zu seiner nicht geringen Verwunderung sich mitten im Sonnenschein in warme Mäntel hüllen, als wollten sie hier

den

den Winter erwarten. Bald aber verliert sich einer nach dem andern in einem kellerartigen Eingange, aus welchem, so oft sich die Thüre dreht, eine eiskalte Luft hervorströmt. Unser Reisender müßte sehr wenig Neugierde besitzen, wenn er nicht für ein kleines Legegeld den Andern nachfolgte. Denke ich mir sein Erstaunen, wenn er zwischen langen, kaum erleuchteten Mauern, — wo seine Erwartung eben nicht sonderlich gespannt wird, — nun durch immer tiefer eindringende Gänge hinein in die hohen schimmernden Zaubergewölbe eines unterirdischen Gnomenreiches tritt: so wünschte ich mir, dieser Fremdling selber zu seyn! Dann wäre mir doch ein Genuß, der sich nicht so leicht anderswo wiederholt, weder verdorben noch geschmälert durch das langsame Vorkosten und Vorkauen, womit wir uns gewöhnlich, — im Geiste schon halb satt, — an die reichbesetzte Tafel irdischer Genüsse niederlassen, um nach der Mahlzeit mit erlahmten

ten Sinnen unsrem Nachbar zuzuflüstern: „Ich hätte mirs doch besser vorgestellt.“ Aber gehört nicht der egoistische Eigensinn, alles Neue gerade so finden zu wollen, wie man sichs vorgestellt hat, unter die stärksten Gifte, woran unsre Freuden erkranken? — Von Liebenstein aus können wir die große Höhle nicht besuchen, ohne in Gefahr zu stehn, daß uns der rechte Geschmack verderben werde durch Vorschmack. — Ich bin auf dem Wege. — „Arrevos, redet mich einer meiner neuen Bekannten an, — Sie waren doch schon in der großen Höhle? — Nicht! — O, es ist ganz einzig!“ und nun eine breite unerbetene Beschreibung dieser Einzig'eit; von welcher ich mich kaum losgewunden, als mich schon ein Andrer antritt: „Sie sind doch mit von der Parthie? Die Höhle ist erleuchtet. Ich muß Ihnen aber erst eine Idee davon geben ꝛc.“ Mit einer Höflichkeit, die nicht abgeneigt wäre, unhöflich zu werden,

schreite

ſchreite ich, während mir die ſchon gegebne Idee noch einmal gegeben wird, eilend darauf los. „Halt, ruft ein vorbeyfahrender Gön„ner ſeinem Kutſcher und mir zugleich zu; „wir fahren zuſammen zur großen Höhle. „Hier iſt Raum für Sie, und zur Unterhal„tung kann ich Ihnen bis wir ankommen „meine Anſichten und Eindrücke mittheilen, „denn ich war ſchon dort.“ Schon hat der Bediente den Schlag geöffnet; und es kann mir nun gar nicht fehlen, daß ich nicht völlig vertraut werde mit Allem, was dort ſehr ſchön und was weniger hübſch ſey; wo und wie ſich der Effect noch verſtärken ließe u. ſ. w. —

Darum noch einmal, jener glückliche Fremdling möcht ich ſeyn, der leicht und ſorgenfrey, ſich der herrlichen ihm völlig neuen Gegend erfreuend, unbekannt mit Liebenſtein und ſeinen Freuden, in der Mittagsſtunde eines heitren ſtillen Sonntags den Berg herabſchreitet. Auf jener anmuthigen Höhe, die das Werra-

thal

thal von den Berggründen Liebensteins scheide, — dort hätte schon der heilige Klang der Kirchenglocken von allen umliegenden Dörfern her, mein Herz mit der Sehnsucht nach überirdischen Genüssen erfüllt; und ich fände mich nun, wie durch einen Zauberschlag, in diese obwohl unterirdische, doch das Gemüth um so stärker nach Oben hebende, Glanzwelt versetzt, die mir noch kein Mensch und kein Buch genannt, und kein Bild gewiesen! Es hüpfen und funkeln die leuchtenden Flämmchen durch die tieffinstre Nacht, neben mir, über mir, unter mir. Hier und da schwebt an der Decke eine große Lampe gleich einem Monde unter den Sternen, und mein Auge irrt trunken in süßer Blendung vom Lichte hin in die tiefen ewigen Schatten schauererregender Klüfte. Unterirdische Wasser *) rauschen. Ich gehe ihrem

*) Es sind dieselben, die bey Glücksbrunn aus der Bergwand strömen.

ihrem dumpfen geheimnißvollen Tosen nach und sehe, — über ein Eisengitter hinab in die Tiefe schauend, — ein Schiffchen mit verhüllten Gestalten hinschwimmend unter meinen Füßen zu einem stralenden Tempelbild, — dem Denkmal eines edlen Todten. Die Wellen leuchten wie Flammen, die Gewölbe glänzen wie Sternenhimmel, und das rothschimmernde Ei steht so still und friedlich glimmend dazwischen! — Wie hell und wohl wird es mir in meinem Herzen! Wie heimisch fühle ich mich in diesen schöngeschmückten Gräbern! — „Ach! rufe ich aus, unbekümmert, ob neben „mir in den dunkeln Gängen ein Ohr mich „vernimmt, — ach, nur einige sanfte Töne „aus dem Himmel der Harmonie! O der „süßen Labung, in diese wunderbaren Grüfte „die tröstende Stimme von oben aus dem ewigen Lichtreich der Töne hereinhallen zu hören!“ Siehe, da reicht mir ein Unbekannter, der mich verstanden, die Hand und führt mich

stumm

stumm weiter zu einer neuen hohen Felsenkammer um. „Harre hier!“ flüstert er mir zu, und entfernt sich in das Dunkel. Da, — wer giebt meinen Gefühlen noch Worte! — da er, wachen leise Töne über mir, die, wie ein Cho ferner Waldhörner, durch die weiten gewundenen Gänge klagend ziehen. Andre Echos antworten, und die Klänge suchen sich, wie sehnende Menschen, die sich getrennt durch die Nacht, mit süßen Namen locken, bis sie sich liebend finden. Jetzt vereinigen sie sich zu Himmels unsterblicher Melodie aus der himmlischen Urania:

„Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten
„Frommen Menschen tröstend auf und ab;
„Treten weinend an ein stilles Grab,
„Wo die Brust versank, an der sie ruhten.“

Ach, wo bist du, mein unbekannter Freund, der mich auf diesen Gipfel einer wehmüthigen

Oe

Seligkeit gehoben! Wo bist du, daß ich dir's danke! — Aber du kommst nicht wieder! Du stehst irgendwo allein mit deinem einsamen Herzen unter der Todenlampe eines dunklen Felsen, und denkst wohl auch an manche versunkene Brust. — So lebe wohl! Lebt wohl ihr verhüllten, schweigenden Menschen; ihr stillen schimmernden Gräber! Mich mahnt der Wanderstab in der Hand, daß ich noch weiter muß, hinauf in die Sonne, — fort über Berg und Thal ins rasche eilende Leben! Aber ich komme wieder zu euch, wenn ich müde bin; — wer weiß, wie bald!

---

6. Schloß

6.

Schloß Altenstein. Die Teufelsbrücke. Der Wasserfall.

Nach kurzem Steigen, entweder auf einen neu an der Bergwand hingeführten Pfad, oder auf der tieferlaufenden Chaussee, die uns das Aufwärtssteigen so bequem als möglich macht, langen wir vor dem Herzogl. Landschlosse Altenstein an. Ein nicht sehr großes, aber freundliches, wohlgebautes Haus, das ein uraltes Schloß ersetzt hat, von dem nur noch einige Mauern und der Fuß eines runden Thurms zu sehen sind *).

Sieht

*) Der Altenstein war ehedem die Besitzung einer adelichen Familie von Hund, und fiel, als dieselbe ausstarb, dem Hause Meiningen heim. — Auch hier verweise ich den Liebhaber der geschichtlichen

Sieht man es nicht diesem weitschauenden Plane, diesen Hügeln und Wäldern, welche das nette, so ländlich-wirthbare Schlößchen halb umringen, schon von weitem an, daß sie uns selbst nach allem dem, was uns schon auf unsrer bisherigen Wandrung entzükte, doch noch Reizenderes bieten würden? Auch du bist geneigt, zu bejahen, mein verüberreisender, alles nur im Fluge betrachtender Freund; denn die ganz eigenthümliche ländliche Anmuth, welche, ohne der Kunsthülfe sehr zu bedürfen, sich wie ein Zauberschleyer um diese Gegend legt, offenbart sich selbst dem eilenden Fremdling. Doch ihren höchsten Reiz spart sie nur vertrauten Freunden auf. Nur der glückliche Sommergast kennt den Altenstein ganz,

---

lichen Einzelnheiten auf die schon angeführte Geographie von Walch, so wie auf einen trefflichen Aufsatz von Hermann im 2ten Jahrgang des meining'schen Taschenbuchs. (1802.)

ganz, der hier in den schönsten Monaten wohnt. Im nie ermüdenden Wechsel von den Anschauungen der inneren Schöpfungen des Menschengeistes und der äußeren des Weltgeistes, athmet er bald auf den Bergen Himmelsluft mit dem Lebenshauch kräftiger Waldbäume, — bald steigt er, einen Dichter in der Hand oder einen Freund an derselben, zu den lieblichen Thälern nieder, um sich unter Wiesenblumen an süßen Quellen zu lagern, oder unter einsamen Felsen sinnend zu weilen. Wenn die Sonne ihre heißesten Stralen sendet, erwartet er unter der großen Linde, — (gewiß dem schönsten Baum in meilenweitem Umkreis!—) arbeitend, ruhend, sprechend, genießend, als wäre hier seine Heimath, den kühlen Abend, um dann hinauf zu steigen zur Capelle, auf die Terrasse, oder auf die gerötheten Felsen des Hohlensteines, und dort so lange in das milde Angesicht der Erdenmutter zu schaun, bis sie

sich

ſich lächelnd von ihm wendet zu andern fernen Kindern, die ſich auch nach ihr ſehnen. — Im Dämmerlichte kehrt er auf wechſelreichen Spaziergängen zurück, dem ſüßen Schlaf entgegen, der ſchon mit ausgebreitetem Mantel auf den Müden wartet, und mit ſeiner Zauberlaterne voll Mondenlicht und gaukelnder elyſiſcher Schatten. — Er, nur Er kennet dieſe Hoheit, wie man die Menſchen kennt, die zunächſt an unſrem Herzen ruhn und von denen uns eben darum kein Bild genügt; er würdigt dieſe Natur, wie man die Verehrteſten ſeiner Bekannten würdigt, die wir weit weniger laut loben, als andre, welche uns nur obenhin gefallen.

Wie gern, mein freundlicher Begleiter, wie gern möchte auch ich jetzt ſchweigend neben dir wandeln, ſtatt beſchreibend vor dir her zu ſchreiten! — Aber du erläſſeſt mir gewiß den doch nicht gelingenden Verſuch, alles auszuſprechen, was in wortloſer Empfindung

sich weit lebendiger gestaltet und treuer aufbewahrt!

Am gefälligsten ist die Ansicht des Altensteines von dem Pfade aus, der uns jetzt zu der ersten ausgezeichneten Stelle der nächsten Umgebungen führt; wir gelangen auf ihm zu dem nördlich gelegenen Wald, und nicht weit vom Eintritt in denselben senken sich zwey schroffe Felsblocke den steilen Abhang hinab, welche durch eine Brücke in Verbindung gesetzt sind. Auf eingehauenen Stufen gelangen wir über dieselbe hin zum jenseitigen, oben geebneten Fels. Und hier ist dem Freunde der schönen Natur die Warnung nicht überflüßig, über der reizenden Ferne die gefährliche Nähe nicht zu vergessen; denn Ein Schritt zu viel wäre der letzte auf immer. Die Wipfel alter Bäume, die aus der Tiefe sich herauf heben, erreichen noch nicht den Rand unsrer Warte. Doch wir behalten hier keine Zeit zum schwindelnden Blick hinabwärts. Das

Wer-

Werrathal von Schwallungen an bis nach Salzungen breitet ſich von der Südſeite an einer langen waldigen Bergkette hinlaufend, vor unſern überraſchten Augen aus. Es iſt nicht ſo weit entfernt, daß das liebliche Grün ſeiner Wieſen an friſchem Farbenreiz für uns verlieren könnte, — und nicht ſo nahe, daß jener ätheriſche bläuliche Schimmer, der eine reizende Landſchaft eben ſo ſehr hebt, als der Heiligenſchein ein Madonnenbild, — ſeinen Bergen mangelte. Der ſanftgewundene Fluß, der See bey Breitungen und einige kleinere Teiche blicken hier und da lichtfunkelnd aus dem Grün. Die vielen farbigen Fruchtfelder, welche ſich weit im Vorgrunde hinziehn, die ſchön vertheilten Dörfer, unter denen ſich Barchfeld, und näher her, Schweina und Glücksbrunn vorzüglich herausheben, geben der Landſchaft ein reiches Anſehn, und wir räumen ihr gewiß ein Plätzchen im großen Bildercabinet der Erinnerung ein.

Von der Teufelsbrücke (die, weil sie uns zum Anschaun eines kleinen Paradieses führt, schicklicher wohl die Engelsbrücke heißen würde,) neigt sich der Waldpfad in einen Grund hinab, welcher schon beym Eintritt den gereisten Wanderer an die Thäler der Schweiz erinnert. Und diese Aehnlichkeit wird weiter hinab noch erhöht durch einen, zwar nicht von der Natur selbst, doch ganz in ihrem Sinn angelegten Wasserfall. Von der Wand eines röthlichen Granitfelsen rauscht der Wiesenbach, mannigfaltig getheilt und gebrochen, in einen kleinen mit Buschwerk und Schilf umwachsenen Weiher herab. Ringsum ist das lachendste Grün verbreitet. Auf der Höhe der pyramidenartig geformten Steinmasse stehen Gruppen von Nadelholz im freudigsten Wuchs, und was dem stillen Ort ein hochromantisches Ansehn giebt, ist eine auf des Hügels Rücken gelegene Sennhütte, die von demselben Engel, welcher, einer be-

kannt-

kannten Sage zufolge, das heilige Haus aus dem Orient nach Loretto trug, unmittelbar aus der Schweiz hierher versetzt worden zu seyn scheinet. Dieser, von einer Bauernfamilie bewohnten, Hütte und dem Wasserfall gegenüber laden drey Bänke, in deren Mitte ein großer Granitblock den Tisch bildet, zum Sitzen ein. Könntest du wohl vorübergehn? —

Längst getrennt und fern von Altenstein's Hügeln und Thälern, nur von Kohlengluth, nicht mehr von Sonnenstralen erwärmt; ach, in trüber langnächtiger Winterzeit, durch dichte Wolken von Schnee, die der Nordsturm durch einander jagt, blicke ich jetzt sehnend hin in das selige Sommerleben jener Gegend; und wenn sich die Augen unwillkührlich schließen, dann sprossen sie seine fröhlichen Farben und Blüthen auf, und (nach dem Ausdruck eines alten schönen Liedes) „mein Herz ist nicht mehr in mir“ sondern dort, wo du vielleicht künftighin, freundlicher Leser,

froh-

frohgenießend wandelst oder ruhst. Ich setze mich im Geiste zu dir an den ächt patriarchalischen Tisch. Die blinkenden Silberadern des Wasserfalles quellen so lebendig vor mir in den Spalten der Felsen nieder! Im Spiegel des Weihers steiget ihr Bild ihnen eilend aufwärts entgegen, bis sie sich auf der zitternden Fläche mitten in einem Kranze schäumender Perlen begegnen. Ein kleines Rosenlöckchen am Gestein biegt, gleich einer Mutter, die ihr Kind in die Höhe hält, um ihm etwas Schönes zu zeigen, seine rothwangigen Blumenkinder hinab, und läßt sie in den tiefen blauen Wasserhimmel schauen. Dunkler gefärbte Blüthen des wilden Brombeerstrauches nicken auch freundlich hinein, und ernster steht das immer dürstende Schilf hochaufgeschossen und dunkelgrünend am Ufer und trinkt die labende Fluth. — — O wie ganz anders rauscht es dort, als jetzt in meiner Nähe draußen vor dem ummeisten festverschlossenen Fenster! —

Ein

Ein klingendes melodiſches Plätſchern und Flüſtern würde uns dort den ſanfteſten Schlummer bringen, wenn wir, — mit Recht geizig auf die Zeit des Anſchauns, — ihm nicht wehrten.

Was man von einer ſchönen Bildſäule, gleichſam als Probe ihres Kunſtwerthes fodert, daß ſie nämlich von jedem Standpuncte aus einen gefälligen Anblick gewähre; das leiſtet unſer Waſſerfall ungefodert. Schon ehe man das jetzt beſchriebene Plätzchen erreicht, blinkt er durch Erlenbüſche und Bäume reizend herauf. Das Thälchen iſt, von dieſer Stelle des Wegs betrachtet, eng geſchloſſen, und in weiter Entfernung begränzen einige blaue Berghäupter den Horizont. Ganz verändert, doch nicht minder ſchön, erſcheint uns dieſes anmuthige Bild von der untern Seite des Thales betrachtet, wenn man da, wo der Weg ſich ſenkt, etwa 20 Schritte abwärts von demſelben

ſelben an den Bach tritt. Hier wollen wir ihn denn auch jetzt zum letztenmal anſchaun, und indem wir ungern ſcheiden, gelte uns ſein immer noch herabdringendes flüſterndes Tönen für ein freundliches Lebewohl!

7.

Rückweg nach Altenſtein. — Die große Linde. — Die Ritterkapelle. — Die Terraſſe.

Es öffnen ſich nicht weit von der Stelle, die wir ſo eben aufgeſucht haben, wieder die jenſeitigen Ausſichten nach dem Hohlenſtein hin, und vielleicht giebt es in der ganzen Gegend keinen Punct, wo ſich das chineſiſche Haus (welches nicht überall gleichgut ins Auge fällt,) beſſer ausnimmt. Der Weg biegt ſich von da um den Hügel her. Zur Linken hat man wohlgerathene Anſaaten von Weimuthsfiefern und Lerchenbäumen; zur Rechten beginnt ganz in der Nähe der Schweinaer Grund; und das Glücksbrunner Haus, das uns vorhin ſo freundlich anſprach, liegt wieder

mit

mit seinen kugelförmig, wie Orangenbäume, geschnittenen Linden vor uns da. Die Partieen des Hohlensteins zu besehen, darf man nur den Pfad einschlagen, welcher rechts an dem Berge hinführt. Wir wählen indeß jetzt einen andern, auf welchem wir durch den Wald zum Altenstein zurückkehren, in dessen Nähe uns noch manches liebliche Plätzchen anzieht.

Zuerst mag man im Aufwärtssteigen sich den Ruheplatz wohl gefallen lassen, der unter einem Felsenüberhang bereitet ist. Da wir nun schon so häufig Gelegenheit fanden, uns auf diesem Lustgange an großen und schönen Bildern zu ergötzen; so thut auch ein abgeschiedener, von Buschwerk und Bäumen ringsumschlossener Sitz wohl, wo wir Muse finden, das Gesehene im Inneren noch einmal zu überschauen.

Eine der herrlichsten Zierden Altensteins findet sich nun zunächst, wenn wir weiter wan-

wandeln. Ein majeſtätiſcher ehrwürdiger, noch jugendlicher Greis, der ſeit Jahrhunderten in üppiger Kraft das ſtolze Haupt erhebt, und die ſtarken Arme ſchützend über ein kleines Amphitheater ausbreitet, welches ſich mit ſeiner ſteilaufſteigenden Rückenwand an ſchön umgrünte Felſen lehnt. Dieſer königliche Baum, die große Linde genannt, iſt für Altenſtein, was die Grotte für Liebenſtein iſt. Eben ſo nahgelegen, eben ſo ſchattig-kühl, eben ſo hochromantiſch in allen Umgebungen. Hier wird, wie dort, an ſchönen Sommertagen, die Arbeitsſtube, der Ruheſaal und das Speiſezimmer unter duftendem Blattgewölbe vereinigt. Beyde Plätze ſind nach vertrauter Bekanntſchaft unbeſchreiblich reizend, doch jeder von andrer Eigenthümlichkeit. Jener, (die Grotte) in ſeiner tieferen Lage mit der dumpfmurmelnden Quelle, mit dem geöffneten dunklen Höhlenſchlund iſt mit Recht in ſeinem düſtren Character der Wohn-

ert

ert der geheimnißvollen Sphynx; hier aber unter der großen Linde wohnt ein freundlicher Pan mit der Hirtenflöte; hier tanzen liebliche Dryaden, unbesorgt um das theure Leben ihres noch so kräftig blühenden, bis in die äussersten Zweige gesunden Lieblings, spielend in seinem weitreichenden Schatten; hier schaut die lebenvertheilende Ceres von einer kleineren Linde über der Felsenwand, wie von einem Throne, segnend auf ihre glücklichen Kinder nieder, und hinüber auf Felder und Wiesen, hinab in die drey, zu heiligem Andenken erhaltenen, Kindergärtchen, wo die Blumen-Mosaik eines dreyfachen paradiesischen Jugendlebens blüht.

Der sich hinter der Linde erhebende Fels ist von verschiedenen Seiten durch Wege und Treppen zugänglich und die Eine seiner Höhen ziert die gothische Kapelle. Die Form ihrer Gerätschaften, die Wappenschilde und übrigen Andeutungen der Ritterzeit, die gemahl-

mahlten Glastafeln in den hohen, umgitterten Bogenfenstern, alles versetzt uns in eine Vergangenheit zurück, deren Bilder der Deutsche so gern in sein Gemüth aufnimmt. Von der einen Seite blicken wir durch die schönsten Abstufungen von Buchen- Eichen- und Lindengrün zu dem ehrwürdigen Altvater herab, den wir vorhin so lieb gewonnen, und wir sind ihm noch nahe genug, um das Schwirren und Summen großer Scharen von Bienen hören zu können, die er erfreut und nährt. Das Bild eines liebenswürdigen Greises, den fröhliche Kinder umspielen, und der sich freundlich ihren Liebkosungen überläßt, indem er ihnen süßes Naschwerk freygebig austheilt. — Von der andern Seite der Kapelle öffnen sich hier und da die Zweige zum weiten Blick in das Thal der Werra. Gegen Südost beschränkt in dichter Nähe eine höhere Felswand die Aussicht. Der Epheu, der dieses Gestein umrankt, und der hier und da Stämme, fast von

der

der Dicke eines Armes hervortreibt, giebt der toden grauen Masse das lachende Ansehn einer italienischen Fruchtbarkeit. — Bedarf es selbst nach diesen wenigen Strichen (zu einem vollständigen Gemählde fehlen mir die Farben,) noch der Versichrung, daß die Kapelle eine der schönsten Anlagen dieser Gegend sey?

Rund um dieselbe her findet man überall ein stilles zum Ruhen eingerichtetes Plätzchen, wo man vor jedem kalten Windzuge gebergen ist. Eine Annehmlichkeit, welche bey Anlagen in unsern nördlichen Gegenden oft zu wenig berükschtigt oder erreicht wird.

Die schon erwähnte höhere Wand, welche der Kapelle gegenüber stehr, ist auf ihrem Gipfel geebnet, und unter dem Namen der Terrasse bekannt. Ein großer äußerst mahlerisch geformter Felstlumpen mit den Trümmern eines alten runden Thurmes schließt sich an der Vorderseite an. Da der Hof, von welchem aus diese Masse hervortritt, bis jetzt

noch

noch durch verschiedene unansehnliche Gebäude verunziert ist; so fehlt es dieser herrlichen Parthie an der vollen Wirkung. Gleichwohl wußte unser berühmter deutscher Landsmann, Reinhard (gegenwärtig in Rom) dieselbe wohl zu würdigen, und wählte unter allen Umgebungen Altensteins diese für seinen Pinsel. Das gelungene Bild ist in dem Saale des Schlosses unter einer Sammlung vortrefflicher Handzeichnungen berühmter Meister zu schauen.

Durch jenen Hof gelangt man auf die Terrasse, und findet, da man schon auf der Teufelsbrücke gestanden hat, zwar keine unbekannte, doch durch die Veränderung des Standpunctes wieder neue, anziehende Aussicht. Mehrere ferne Puncte fehlen hier; dagegen ist das Thal von Glücksbrunn und die kräftigen Gebilde des Hohlensteins mehr in die Nähe gerückt.

An

An einem frühen Morgen des Nachsommers bietet diese Stelle, (die der Bewohner des Schlosses allenfalls im Schlafrocke besuchen kann,) den täuschenden Blick auf ein großes stilles Meer dar, aus dem grüne Vorgebirge und blaue Bergspitzen, gleich Inseln, sich erheben. Der dichte milchweiße Nebel ruht dann lange mit wellenförmig gestalteter Oberfläche weit über alle Thäler hingebreitet. Und wenn endlich im erwärmenden Sonnenlicht des tiefblauen Himmels jene Erdwolken sich wogend zertheilen; wenn aus dem durchschimmernden Grunde Ein röthliches Ziegeldach um das andre zwischen frischer grünenden Gartenbäumen hervorblickt; wenn die kommenden Schnitter, und die rufenden Hirten, von ihren Heerden umringt, langsam die Triften hinanziehn, und in die immer lebendiger werdenden Auen nur noch einzelne Nebelstreifen, gleich dem schleppenden Saume weißer Florschleyer hereinhängen; wenn die Natur ihren Frühgottesdienst

dienſt nun beſchließt, und der letzte Opfer-rauch an ihren ewigen Altären, den Bergen, leicht hinanwirbelt und im Aether zerrinnt: — dann, o dann hebet doch wohl der Glückliche, der dieſer neuen Schöpfung zuſchaute, dankende Hände und ein hoch in Liebe ſchlagendes Herz zu dem blauen Lichtgewölbe des heiligen Tempels auf, deſſen erhabnes Prieſterthum der Menſch mit den Engeln theilet! —

8.

Der Bonifacius-Fels. Der Hohlenstein. Das Morgenthor. Das Denkmahl.

Unter den Gegenständen welche, von der Terrasse aus betrachtet, das Auge zunächst auf sich ziehn, gehört der sich gegen Osten erhebende Bonifacius-Fels, und weiter hin zur Seite ein andrer, dessen Spitze einen grossen steinernen Blumenkorb über die Bäume heraushebt. Beydes ehrwürdige Denkmahle, deren Gegenstände um Ein Jahrtausend von einander entfernt sind.

Der Bonifacius-Fels trägt seinen Namen von dem bekannten nordischen Apostel, der einer alten, durch einige Urkunden bestätigten, Sage zufolge, hier eine Kapelle stiftete.

Sein

Sein Fußgeſtelle iſt ein ſanftgewölbter Raſenhügel, welcher in der neuſten Zeit der näheren Aufmerkſamkeit des jungen Herzogs Bernhard gewürdigt und zu einer bald vollendeten Anlage benutzt worden iſt. Der neuangelegte Weg führt rings um den Fels, auf deſſen Vorderwand ein eiſernes Kreuz errichtet iſt. Die darunter ſtehenden Worte

Gott.

Vaterland. Freyheit.

Friede.

MDCCCXIV.

ſollen das geiſtige Ordenskreuz andeuten, welches jeder brave deutſche Mann nicht auf der Bruſt, ſondern in derſelben trägt. Am Fuße wird ſich noch ein einfacher Altar erheben, von deſſen Stufen vielleicht mancher Vaterlandsfreund mit jenen großen Gefühlen zum Himmel ſchaut, die das Andenken der alten und neuen Zeit in dankbaren und hoffenden Herzen wecken. Dann ruft er auch gewiß, wenn er

dieſes doppelt heilige Denkmahl umgeht, jener Eiche, welche an der Morgenſeite hart am Geſtein ſich erhebt, den Pilgergruß zu:

Wachſe fröhlich, deutſche Eiche,
Von dem heil'gen Fels gedeckt,
Wenn der Sturm aus Weſten ſchreckt!
Vaterland nährt Stamm und Zweige,
Stärke muß die Wurzel ſeyn, —
Doch von Oben kommt Gedeihn! —

Den Pfad, welcher ſich künftighin mit dem Weg nach Hohlenſtein vereinigen wird, wollen wir uns ſchon als vollendet denken, und auf demſelben jene ſich noch vorzüglich auszeichnende Stelle beſuchen. — Ehe man den ſchon erwähnten Blumenkorb erreicht, führet ein Seitenpfad zwiſchen dichten Buchen und ſteilen moosbedeckten Wänden zu einer Stelle, wo, nicht ohne große Arbeit, das Geſtein bis zum Gipfel des Hügels durchbrochen iſt. In dem

dem ſo entſtandenen Gewölbe findet man ſich nach wenigen Schritten ganz im Dunkeln, und iſt, indem man an den kalten Steinwänden hinfühlt, völlig unvorbereitet auf die reizenden Fernen, welche oben das Tageslicht aufdeckt. Einem noch nicht ausgeführten Plane gemäß ſollte die Treppe, die aus dieſem Felſengrab zur ſchönſten Auferſtehung führt, ſich in einem runden Gebäude mit offener Gallerie endigen. Ohne Zweifel verdiente dieſe Stelle durch die ſeltenen Gegenſätze, welche ſie dem überraſchten Auge darbietet, auf jede Weiſe hervorgehoben zu werden.

Von hier aus eilen wir den Hügel hinab unſrem vorigen Ziele zu. Wir weilen gern einige Augenblicke an einer von jungen Linden umpflanzten Felsbank, und wandern dann durch die üppigſtwachſenden Anpflanzungen von Weimuthsfichten und andern Holzarten nach dem hohen, abgeſondert daſtehenden Steinblock zu, von dem die ganze Gruppe

ähnlicher noch größerer Massen den Namen führt. Auf seiner Kuppe erhebt sich ein Häuschen, dessen Thüren und Fenster eben so viele Rahmen reizender Landschaftsstücke sind. Der Fuß desselben ist durch ein von der Natur gebildetes Gewölbe so getheilt, daß der Eingang ein hohes Thor bildet, hinter welchem sich die Wölbung allmählig senkt und auf der entgegengesetzten Seite nur noch durch eine schmale Spalte hinaus auf die westlichen Berge blikken läßt. In derselben sind einander gegenüber zwey Aeolsharfen befestigt, die auf der äußern so wie auf der innern Seite durch Thüren verschlossen werden können. —

Aber wie trocken, matt und kalt blickt mich diese beschreibende Schilderung an!

Kann dir, mein geliebter Leser, wenn du nicht zugleich mein Begleiter bist, selbst wenn ich Elle und Zirkel ansetzte und alle Gestaltungen dieser Massen so genau beschriebe, wie D. Gall einen merkwürdigen Schädel beschreibt,

ſchreibt, — kann dir damit wohl ſonderlich gedient ſeyn? Jener brächte mit all ſeiner Kunſt doch keinen Menſchengeiſt in die leere Knochenhülle zurück, ſo wenig als ich dir, auch mit der umſtändlichſten Schilderung, jenen Naturgeiſt zu mahlen vermag, der hier wirkt und waltet; — den erhabnen Genius dieſer unvergleichlichen Höhen, der nicht zu dir kommt, ſondern dich erwartet?! — Nein, ſchlage lieber dieß arme Büchlein zu, und komme ſelbſt an einem jener ſtillen lauen Sommerabende, wo durch das ſtralende Abendäther der ſcheidenden Sonne ein linder Weſtwind ſanft nach Morgen ſtrömt. *) Dann öffne

*) Ein eignes ſtrenges Verbot ſollte, meinem Wunſche nach, verhüten, daß die Harfen bey einem heftigen Wind und unpaſſender Witterung geöffnet würden. — In dieſem Fall rächt ſich der Genius für die ihm unbefugte zugefügte Gewalt durch entſetzliche Töne, ſo daß man erſchrocken davon laufen möchte.

öffne die Flügelthüren der Hohlensteiner Harfen und setze dich lauschend auf die Bank, welche dir den Blick hinab in die mit ätherischem Duft röthlich-blau überhauchte Ferne läßt. Ueberglücklich wärest du, wie dein dir hier erzählender Freund, wenn jene Ferne das Paradies deiner Kinderjahre umschlosse, und jeder Flurhügel, jeder Feldbaum Scenen des verschwundenen Jugendlebens dir zurückrufen konnte! — Doch blicke wenigstens im Geiste über diese Berge und Thäler hinweg in dein eignes Jugendland, und wenn du dich recht froh und selig geträumt hast, wenn das immer höher aufblühende Abendroth durch den Zwischenraum der Harfen hindurch das Gewölbe über dir mit milden Lichtern überdeckt: — dann ist der Augenblick gekommen, wo jener hohe Genius, den ich durch keine Zauberformel zu bannen vermag, dir seine wunderbare Nähe verkündet; dann greift eine zarte unsichtbare Götterhand in die beseelten, bebenden

Sai-

Saiten. Höre ihren Engelchören andächtig schweigend zu, bis sie leise in einander verklingen. Dann will ich es gern dulden, wenn du verweisend zu meinem kleinen Bilderbuche sagst: „Das alles zu schildern hättest du gar nicht unternehmen sollen.“

Auf jener Straße, die tief unter dir sich abwärts krümmt, zog einst auf seiner Reise aus der Fremde in die Heimath mein, nun schon längst angelangter Freund, Ernst Wagner, und schrieb in sein Reisebuch folgende seelenvolle Zeilen, die ich dich noch als ein Stammbuchsblatt zum Andenken des Hohlensteines und zu Seiner mitzunehmen bitte:

„Wie selig still und doch wie lebendig „heute *) alles ist! — — Der Mensch ist vom „Schlafe aufgestanden, um zu ruhn. In „mehreren Dörfern vor meinen Augen läuten „die Glocken zum Frühgottesdienste, zu wel„chem

*) Es war ein Sonntag.

„chen jetzt vermuthlich Männer und Frauen
„sittsam in freundlichem Gespräche hinschlei-
„chen, wohlwissend, daß zu Hause die Mütter-
„chen emsiger als sonst kochen, oder gar bra-
„ten, wie ich selbst aus den sich mehrenden
„weißen Rauchkreisen sehe, die über allen
„Ortschaften und ihren tausend köstlichen
„Sonntagsgerichten ziehen und schweben. —
„Hinter mir vernehme ich das melodische Schel-
„lengemurmel einer Kuhheerde; aber mich
„dünkt, das Vieh steht satt und ruhig im blü-
„henden Waldgras. . . . . Rechts am Hange
„strebt ein junges saftiges Eichenholz empor,
„und links neben der Waldstraße sehe ich die
„Saat am Rain über meinem Haupte so
„sanft in den blauen Himmel aufwallen, in
„dessen Tiefen das liebliche Lerchenchor seine
„Frühkirchenlieder anstimmt. — Glänzendes
„kleines Insektengeflügel von allen Farben,
„große Schmetterlinge und leichte Libellen
„schwimmen langsam in den Lüften auf und
„nie-

„nieder, bleiben mit ſanftem Flügelſchlage,
„wie betrachtend vor mir ſtehen, und ſcheinen
„nur dieſe ſüße, feine Koſt einzuathmen,
„welche die Sonne aus dem Duft des wohlrie-
„chenden Heues im Wieſengrunde und aus
„dem Balſam der Waldblumen bereitet, und
„die mich hier in würzeſchweren Wegen um-
„fluthet. — Ruhend ſchaut die Ameiſe zwi-
„ſchen Moosblüthen hinaus ins weite helle
„Land, und der kleine rothe Siebenpunct ſitzt
„geſättigt da, und wiegt ſich ſtill auf dem ge-
„bognen Halm, als horchte er, verwundert
„wie ſein Nachbar, auf all das liebe Getön
„um uns her. — Die Welt in ihrer größten
„Kleinheit iſt mir verbrüdert und nimmt Theil
„an meiner Fever. — Aber welch ein ſilberner
„Klang weht ſo ſchauerlich von Zeit zu Zeit
„dort aus den ſchwarzen Felſen hervor und
„über mich hin? — Wäre es möglich?
„Dränge er bis zu mir herüber, — ſtammte
„er aus jener zweyfachen Aeolsharfe, deren

„ſeis

„seltsame Wunder einst der edle Georg in „der Felsengrotte des Hohlensteines erschuf, „und deren Tonströme er so gern, die Harfenthüre selbst öffnend, in die romantischen „Thäler hinabrauschen ließ? — Heilig hallte „es in meiner Seele wieder; dieser Ton ist „eine prophetische Stimme der Auferstehung „aus stillen Gräbern. Du Fürst dieser Flur — „wie schnell bist du gefallen!“

„Doch blühe fort hier, meine süße Natur! „Grünet frischer hervor, ihr Momente meines „Lebens, mit den Blumen dieser holden Erde, „welche ja nur unter uns ein großes Grab „bildet, aber oben ihre duftenden Blumen „himmelwärts treibt!“

So steht in edlen Seelen der himmlische Trost immer neben der irdischen Klage.

Eine

Eine kleine Strecke vom Hohlenſtein öffnet ſich ein Felſenthor gegen Oſten, und was hier dem Auge geboten wird, könnte man wohl den Triumph der Altenſteiner Ausſichten nennen. Zur Seite und unter den Füßen ragen aus grünem Raſen die dunklen Felſen, gleich den Häuptern untergeſunkener Rieſen, in ſonderbaren Geſtalten hervor. In der Tiefe windet ſich die Liebenſteiner Straße um einen ſanftgerundeten, von Feldfrüchten reich, wie ein Erndtewagen, beladenen Hügel her, und bildet ſo mit dem gegen Steinbach hinziehenden Wiesthälchen, mit dem weiterhin auf dem waldigen Berge ruhenden Trümmern der alten Burg, mit dem nun wieder hervortretenden Dorfe Liebenſtein und mit ſeinen zierlichen Häuſern und Baumpflanzungen einen Vordgrund, welchen anzuſchaun der Naturfreund nicht müde wird, und wo der Freund der Religion jenen Text, den wir auf dem Herwege dem geiſtlichen Herrn in den Mund legten, gewiß noch einmal zu Herzen nimmt.

Den

Den Hintergrund des Gemähldes bildet eine ziemlich ausgedehnte Bergkette, deren Formen man immer gefälliger findet, je länger man sie anschaut. Recht in der Mitte erhebt sich thronähnlich in schöner Wölbung der Bleßberg, von welchem in allmähliger Abdachung die niedern Berge gleichmäßig nach Osten und Westen hin auslaufen. Hinter ihnen ragen noch einige ferne Höhen, z. B. der Hahnenberg, die Geba, und, wenn man die höchste Felswand ersteigt, der Beier und Ochsenkopf (in der Gegend von Vacha), zur Linken aber nach Meiningen hin der Dolmar hervor.

Leicht ermüdet die Schaulust in prunkenden Palästen; niemals in einem solchen reiz- und wechselreichen Naturgarten, wo das Vergnügen, welches die schon gesehenen Gegenstände erregt haben, die Lust immer noch mehr zu schauen weckt. So wird man denn auch von dieser schönen Stelle sich gern zu neuer

ergötzlicher Aussicht wenden. Man findet sie, wenn man den Berg vollends umgeht, auf der Höhe, wo eine Obstallee wieder zum Altensteine zurückführt, und wo wir unser, schon längst uns lieb gewordenes Steinbach recht in der Nähe betrachten können. Das starkbevölkerte fast nur von Gewerbsleuten, hauptsächlich von Schlossern und Messerschmieden, bewohnte Dorf giebt hier ein äußerst anziehendes Bild der Aemsigkeit. Munter tönt ein vielartiges Klopfen, Schleifen und Raspeln von dem regsamen Völkchen herauf, und zu dieser tausendstimmigen Musik, die dem Ohre nicht mißfällt, weil sie dem theilnehmenden Herzen wohlthut, scheint der große Hammer in der Mitte des Dorfes den Takt zu schlagen. Am Hügel über dem Flecken schaut eine schöngebaute Kirche andächtig auf die Gemeinde herab, und hat einen großen Theil derselben, der schon von seiner Arbeit ruht, um sich herunter stillen Hügeln versammelt.

Die

Die Waldschlucht, welche zwischen dunkelgrünen Bergen sich vom Dorfe aufwärts zieht, sollte auch von solchen Reisenden, die nur flüchtig vorüber wandern, nicht unbesucht gelassen werden. In ihr rinnt ein fleißiges Bächlein nieder, welches von Strecke zu Strecke die Räder der Schleifhütten umtreibt. Wer sich davon überzeugen will, daß die Besitzer derselben „im Schweiße des Angesichtes“ ihr Brod essen, der trete hinein, und sehe, wie sie tiefgebückt über dem entsetzlich laut kreischenden Stein, immer in Nässe und Schmutz gehüllt, ihr schweres Tagewerk verrichten. —

Wie süß und leicht war dagegen das unsrige, mein treuer Gefährte auf unsrem heutigen Wege! — Wir haben nicht schwerseufzend, die großen Tropfen von der Stirne trocknend, aufgeschaut und gefragt: „Ists denn noch nicht Feierabend?“ —

Laß uns dankbar, und nicht ohne gute Werktagsvorsätze nach solchen Sonntagsfreuden

den, von hinnen gehn, und auf unſrem Heimwege noch am ſchönen Denkmahl weilen, deſſen Blumenkorb uns der zugeſpitzte ſenkrecht abgeſchnittene Fels ſchon längſt von weitem her gezeigt hat. Man ſollte ihn zum erſtenmal ſtets von der Seite erblicken, die ſich uns jetzt darbietet. Da man von hier aus die Verbindung nicht gewahr wird, welche dieſe Wand auf der öſtlichen Seite mit dem daranſtoßenden Berge hat; ſo erſcheint ſie ganz abgeſondert, wie ein ungeheurer Grabſtein von einem Rieſenarm aufgerichtet. Der verewigte Herzog faßte dieſe Idee glücklich auf, und weihte den Stein ſeiner edlen Mutter zum Denkmahl. Ihr Bruſtbild in Marmor ſteht am Fuße der etwas eingetieften Felswand auf einer ſchön gearbeiteten Ruhebank. Im Blumenkorbe auf der Spitze der Pyramide grünet bis zum ſpäten Herbſte der Todenkranz.

Und ſo ſind wir denn (Gott gebe unvermerkt!) auf einer Stelle angelangt, wo

um das Ende aller irdischen Dinge nahe genug vor Augen steht. Konnte sich irgendwo schicklicher das Ende unsres Spazierganges anschließen? — Wir wollen aber von einander scheiden, wie alte Freunde, die bey ihrer Trennung wenig sagen, und mehr fühlen. — — Waren wir nicht ernstlich, froh und fröhlich, ernst? — Haben wir uns nicht oft verstanden, selten verkannt und niemals gekränkt? — Reiche mir deine warme Hand zum letzten Druck, sterblicher Freund der unsterblichen Natur! — Wir finden uns irgendwo wieder! —

Beylage.

Chemiſche Unterſuchung der eiſenhaltigen Sauerquelle in Liebenſtein.

An der Quelle angeſtellt im Monat Auguſt 1812 von

D. Joh. Bartholomä Trommsdorf.

1.

Phyſiſche Eigenſchaften des Waſſers.

Das Waſſer iſt, ſo wie es aus der Quelle kömmt, ſehr klar und durchſichtig, von einem überaus erfriſchenden, ſäuerlichen, zuſammenziehenden Geſchmack, und durchaus geruchlos.

Setzt man es in einem offenen Glase der atmosphärischen Luft aus, so verliert es bald einen Theil seiner flüchtigen Säure, ohne jedoch getrübt zu werden. Erst nach Verlauf von 24 Stunden bemerkt man eine Haut auf der Oberfläche und eine Absonderung von Eisen; doch schmeckt das Wasser noch immer zusammenziehend und reagirt auf Eisen, auch rothet es noch immer die Lakmustinctur merklich.

In der Quelle selbst wirft das Wasser uns unterbrochen Blasen, und diese treten im Brunnenhause überall zwischen der Decke der Quelle hervor.

Die Quelle bleibt sich immer gleich — selbst das anhaltendste Regenwetter hat keinen Einfluß auf die Klarheit und Beschaffenheit des Wassers.

Den 8. August früh 9 Uhr war die Temperatur der Atmosphäre = + 58° Fahrenheit, die Temperatur der Quelle aber + 49°.

Des

Des Nachmittags war die Temperatur der Atmosphäre = 62°, die der Quelle aber noch immer 48°.

2.

Vorläufige Prüfung mit Reagentien.

Die vorläufige Prüfung eines Mineralwassers mit Reagentien ist in den neuern Zeiten vereinfacht worden. Ehemals legte man einen Werth darauf, das Wasser mit hundert und mehreren Stoffen zu versetzen, und die Erscheinungen zu bemerken, jetzt ist man im Stande mit wenigen, aber sorgfältig bereiteten Mitteln die wirksamen Bestandtheile eines Wassers leicht aufzufinden.

1) Prüfung des Wassers auf freye Säuren.

A. Ein Theil des Wassers wurde mit zwey Theilen Lakmustinktur versetzt, welche sogleich dadurch stark gerö̈thet wurde.

B. Ein

B. Ein Streifen mit Lakmustinktur gefärbtes Papier wurde in dem Wasser ebenfalls gerothet, an der Luft aber wieder blau.

C. Zur Hälfte abgedunstetes und kalt filtrirtes Wasser röthete weder die Lakmustinktur, noch das damit gefärbte Papier.

D. Kalkwasser wurde getrübt, als es mit dem Mineralwasser vermischt wurde — durch ferner hinzugegossenes Mineralwasser hob sich die Trübung wieder auf.

E. Rektifizirte konzentrirte Schwefelsäure erregte in dem Wasser eine starke Entwicklung von Gasblasen.

Aus diesen Erscheinungen gehet hervor, daß das Wasser freye Kohlensäure enthält.

2) Prüfung des Wassers auf freyes Natrum.

A. Die Fernambuktinktur wurde von dem frischen Mineralwasser violett gefärbt; da diese Erscheinung aber auch von kohlen-

kohlensaurem Kalk, oder kohlensaurer Talkerde herrühren konnte, so wurde der nachfolgende Versuch

B. mit abgekochtem, kalt filtrirtem Mineralwasser wiederholt, welches die Tinktur unverändert ließ.

C. Mit Curcumätinktur gefärbtes Papier wurde weder im frischen noch im abgekochten Mineralwasser verändert.

D. Geröthetes mit Lakmustinktur gefärbtes Papier wurde wohl im frischen, nicht aber im abgekochten Wasser wieder blau.

Hieraus ergab sich, daß in dem Wasser weder kohlensaures Kali, noch kohlensaures Natrum verhanden sey.

3) Prüfung auf Hydrothionsäure und hydrothionsaure Verbindungen.

Schon der reine Geschmack und die gänzliche Geruchlosigkeit des Wassers ließen mich die

die Abwesenheit der Hydrothionsäure (Schwefelluft) und der hydrothionsauren Verbindungen in dem Wasser vermuthen; aber noch mehr beweisen nachfolgende Versuche die gänzliche Abwesenheit dieser Stoffe:

A. Arsenigte, im Wasser gelößte Säure blieb bey der Vermischung mit dem Mineralwasser ganz klar und unverändert.

B. Essigsaure Bleyauflösung gab mit dem Wasser einen ganz weißen Niederschlag.

C. Salpetersaures Silber verhielt sich eben so.

D. Salpetersaure Wißmuthauflösung zersetzte sich durch das Wasser und gab einen weißen Niederschlag.

E. Essigsaure Kupferauflösung wurde durch das Mineralwasser weißlicht getrübt.

4) Prü-

4) Prüfung des Waſſers auf Eiſen.

A. Galläpfeltinktur machte das Mineralwaſſer ſogleich purpurroth, die Farbe wurde ſchnell dunkler, und endlich alles dunkelviolett und ganz undurchſichtig.

B. Gekochtes und nach dem Erkalten filtrirtes Waſſer wurde von der Galläpfeltinktur nicht im geringſten verändert.

C. Blauſaure Kalianflöſung brachte in dem friſchen Mineralwaſſer gleich eine weiße Trübung hervor, die ſchnell ins Blaue überging, und nach 24 Stunden ſich als blauer Niederſchlag abgeſetzt hatte.

D. Gekochtes Waſſer vermiſchte ſich ohne Veränderung mit dem blauſauren Kali.

Hieraus geht beſtimmt ein reichlicher Eiſengehalt des Waſſers hervor, und es ergiebt ſich daraus, daß das Eiſen blos in Kohlenſäure aufgelöſt iſt.

5) Prü-

5) Prüfung des Wassers auf schwefelsaure Salze.

A. Sowohl das frische Mineralwasser als das gekochte und kalt filtrirte gab mit der Auflösung des salzsauren Baryts einen geringen Niederschlag, der sich in Salpetersäure nicht auflogte, und eben so verhielt sich:

B. der essigsaure Baryt.

C. Das zum dritten Theil abgedunstete und kalt filtrirte Wasser gab mit den Baryt auflösungen eine etwas stärkere Trübung.

Aus diesen Erscheinungen folgt ganz deutlich die Gegenwart der schwefelsauren Salze in dem Wasser. Die Menge derselben konnte jedoch nicht gar sehr bedeutend seyn. Mit welchen Basen übrigens die Schwefelsäure in dem Wasser gebunden ist, wird die nachherige weitere Analyse zeigen.

6) Prü-

6) Prüfung auf salzsaure Salze.

A. Salpetersaures Silber brachte sowohl in dem frischen als in dem abgekochten Mineralwasser eine starke flockigte Trübung hervor. Da diese aber auch von schwefelsauren Salzen hätte veranlaßt werden können, so wurde das Wasser auch

B. mit schwefelsaurer Silberauflösung sowohl im frischen als im abgekochten Zustande versetzt — in beyden Fällen erfolgte eine gleiche Trübung, und der Niederschlag war in Salpetersäure unauflößlich.

Die Gegenwart der salzsauren Salze ist daher nicht zu bezweifeln.

7) Prüfung des Wassers auf Kalk.

A. Das kleesaure Kali brachte im frischen Wasser eine starke Trübung hervor, die durch Salpetersäure wieder zum Verschwinden gebracht wurde.

B. Zur Hälfte abgedunstetes und kalt filtrirtes Wasser gab mit kleesaurer Kalisolution kaum noch einige Trübung.

Daraus scheint sich zu ergeben, daß das Wasser zwar Kalk enthält, daß solcher aber entweder bloß an Kohlensäure oder an Schwefelsäure, nicht aber in bedeutender Menge an Salzsäure gebunden sey, denn sonst hätte bey dem abgedunsteten Wasser die Erscheinung des Niederschlags sich stärker zeigen müssen, als beym frischen Wasser.

b) Prüfung auf Talkerde.

A. Aetzender Ammoniak brachte im frischen Wasser eine sehr leichte Trübung hervor.

B. Zur Hälfte verdunstetes Wasser verhielt sich eben so, doch war die Trübung noch schwacher.

C. Kalkwasser brachte in dem abgedunsteten Wasser auch nur eine geringe Trübung hervor.

D. Halb-

D. Halbkohlensaure Kalianflö-
sung gab in dem abgekochten Waſſer einen
flockigen Niederſchlag.

Die Gegenwart eines talkerdigen Sal-
zes in dem Waſſer iſt alſo nicht zu verkennen,
doch ſcheint ſolches nur in geringer Menge
vorhanden zu ſeyn.

9) Prüfung auf Thonerde.

A. Zur Hälfte abgedunſtetes, kalt filtrir-
tes Waſſer wurde mit kohlenſaurem Na-
trum verſetzt, der Niederſchlag mit Aetzlauge
in einem ſilbernen Gefäß gekocht löſte ſich
nicht auf. Der Niederſchlag war alſo keine
Thonerde.

10) Prüfung auf ſalpeterſaure
Salze.

A. Einige Pfund des Mineralwaſſers wur-
den in einem ſilbernen Keſſel zur Trockne ver-
dunſtet, und der trockne Rückſtand mit etwas
Kohlen-

Kohlenpulver vermengt in einen glühenden Schmelztiegel getragen. Es entstand keine Anzeige von Verpuffung.

B. Ein Theil des Rückstandes wurde mit konzentrirter Schwefelsäure übergossen, es entwickelten sich salzsaure nicht aber salpetersaure Dämpfe.

Hieraus ergiebt sich die Abwesenheit salpetersaurer Salze.

11) Prüfung auf kohlensaure Salze.

A. Mehrere Pfunde des Mineralwassers wurden gekocht, und der entstandene Niederschlag im Filtro gesammelt. Es loßte sich in verdünnter Salzsäure mit Brausen auf.

Aus diesen vorläufigen Versuchen ergiebt sich, daß das Wasser enthält: freye Kohlensäure (1. A. B. C. D.); schwefelsaure Salze (5. A. B. C.); salzsaure Salze (6. A. B.); Kalk mit Kohlensäure

oder

oder mit Schwefelsäure verbunden (7. A. B.); Talkerde mit Säuren verbunden (8. A. B. C. D.). Frey hingegen ist das Wasser von Thonerde oder Alaun; ferner enthält es weder schwefelsaures noch salzsaures Eisen, auch kein freyes kohlensaures Natrum, und eben so wenig Hydrothionsäure oder andere Schwefelverbindungen.

3.

Bestimmung der elastischen Bestandtheile des Mineralwassers.

Der Gasgehalt eines Mineralwassers wird bekanntlich nur dann mit Sicherheit bestimmt, wenn die Untersuchung an der Quelle vorgenommen wird; auch wählt man zur schicklichsten Zeit den Morgen zur Ausscheidung des Gases.

Die

Die gewöhnliche Methode das Gas zu bestimmen ist die, daß man die Retorte, deren Hals sich in eine aufwärts gekrümmte Röhre endiget, unter dem Wasserspiegel der Quelle bis auf ¾ ihres Volumens mit dem Wasser anfüllt, dann den Retortenhals in eine mit Quecksilber angefüllte pneumatische Wanne legt, einen mit Quecksilber angefüllten graduirten Cylinder aufhängt, den Retortenhals hinein bringt, durch ein untergesetztes Kohlenbecken aber das Wasser sieden läßt, und das Gas in dem graduirten Cylinder auffammelt. Nach beendigter Operation und nach gehöriger Abkühlung des Gases wird die nöthige Correction nach Barometer- und Thermometerstand vorgenommen, und von dem gefundenen Volum das atmosphärische Gas abgezogen, welches noch in der Retorte geblieben war. Auch läßt man wohl das erhaltene Gas unter Kalkmilch treten, schüttelt es tüchtig und nimmt das verschwundene Gas als kohlensaures an.

Die-

Dieſer Methode habe ich mich als der gewöhnlichen immer bedient; allein wenn ich jetzt blos die Beſtimmung des kohlenſauren Gaſes zum Zweck habe, ſo bediene ich mich eines Verfahrens, das ungleich genauer und weniger umſtändlich iſt. Es gründet ſich auf die Erfahrung, daß der reine Baryt eine ſehr ſtarke Anziehung zur Kohlenſäure beſitzt, ſie augenblicklich bindet, und damit einen im Waſſer unauflößlichen kohlenſauren Baryt darſtellet, aus deſſen Gewicht ſich mit der größten Schärfe das Volumen ſowohl, als das Gewicht der Kohlenſäure berechnen läßt.

Weſtrumb bediente ſich eines ähnlichen Verfahrens, allein er wählte dazu den Kalk. Da der Kalk aber nur in geringer Menge im Waſſer auflößlich iſt, ſo iſt das Kalkwaſſer nicht mächtig genug, alle Kohlenſäure zu binden, vorausgeſetzt, daß man mit einem Waſſer operirt, das ſehr reich an kohlenſaurem Gas iſt. Bey ſchwachen kohlenſauren Waſ-

fern kann man freylich immer Kalkwasser gebrauchen.

Mit größerer Sicherheit bediene ich mich eines konzentrirten Barytwassers; dieses enthält Baryt genug aufgelößt, um alle Kohlensäure zu binden. Durch Versuche habe ich mich überzeugt, daß wenn man drey Woulfsche Flaschen mit Barytwasser füllt, und aus einer Retorte, die mit kohlensaurem Wasser gefüllt ist und mit den Flaschen in Verbindung steht, die Kohlensäure entwickelt, das Gas gänzlich in der ersten Flasche absorbirt wird, und keine Blase in die zweyte Flasche übersteigt. Daher kann man sich bey dieser Untersuchung auch einer sehr einfachen Geräthschaft bedienen, und den Woulfschen Apparat dabey entbehren.

Sechzehn Unzen des Mineralwassers wurden aus der Quelle unmittelbar in eine gläserne Retorte gebracht, an welche sogleich eine Welterische Röhre gekittet wurde. Die Retorte legte ich auf ein dazu gehöriges Gestelle,

den

den herabhängenden Schenkel der Weltherschen Röhre aber brachte ich in eine Flasche, die zwey Pfund konzentrirtes Barytwasser enthielt. Unter die Retorte wurde eine Zugkohlenpfanne gesetzt. So wie sich das Wasser erwärmte, stiegen eine Menge Gasblasen auf, und das Barytwasser wurde trübe, und endlich ganz undurchsichtig; als sich selbst beym Kochen des Wassers kein Gas mehr entwickelte, wurde die Röhre aus dem Barytwasser genommen, die Flasche gut verstopft und hingestellt, dann wurde der Niederschlag auf ein gewogenes Filtrum gebracht und scharf ausgetrocknet, mäßig geglüht und gewogen.

Dieser Versuch wurde dreymal, jedesmal mit sechszehn Unzen Wasser wiederholt; bey dem ersten Versuch betrug der entstandene kohlensaure Baryt = 58, 5 Gran, bey dem zweyten Versuch 59 Gran, bey dem dritten 58, 5 Gran, also im Durchschnitt 58, 5 + 59 + 58, 5 Gran = 58, 66 Gran.

Nun enthalten 100 Theile kohlensaurer Baryt 22 Theile Kohlensäure, folglich sind in 58, 66 Gran enthalten 12, 9052 Gran Kohlensäure, denn 100 : 22 = 58, 66 : 12, 9052, oder in ganzen Zahlen kann man ohne großen Fehler dafür 13 Gran Kohlensäure annehmen und diese entsprechen einem Volumen von 26 Kubikzoll.

Also können wir in sechszehn Unzen dieses Mineralwassers 26 Kubikzoll freyes kohlensaures Gas annehmen, d. h. solches, welches sich bey dem Siedpunkte verflüchtiget. Hier ist also die Kohlensäure nicht gerechnet, die an die festen Stoffe, den Kalk, die Talkerde ꝛc. gebunden ist, auch füglich nur in Verbindung mit diesen Stoffen in Rechnung gebracht wird.

4.

Quantitative und qualitative Bestimmung der festen Bestandtheile des Mineralwassers.

A. Zwanzig Pfund (à 16 Unzen) des Mineralwassers wurden im Sandbade in einer Schale von Porcellain unter den bekannten Vorsichtsregeln verdunstet. Schon bey dem Erwärmen entwickelten sich zahlreiche Gasblasen, das Wasser bedeckte sich mit einer Haut, wurde trübe, und es sonderten sich häufig gelbliche Flocken ab, die sich in dem Maaße vermehrten, als das Abdunsten fortschritt. Nach völligem Austrocknen betrug der Rückstand noch warm gewogen 288 Gran.

B. Jene 288 Gran stellten ein gelbes, dem Eisenocher ähnliches Pulver dar; sie wurden zerrieben und in einem verstopften Glase mit 2 Unzen absoluten Alkohol in Digestion ge-

gesetzt. Nachher wurde der Alkohol durch ein gewogenes Filtrum geschieden, der aber darauf verbliebene Rückstand noch mit Alkohol ausgewaschen, scharf getrocknet und gewogen. Er wog noch 207 Gran. Der Alkohol hatte also aufgelöst 81 Gran.

C. Um die im Alkohol aufgelößten Stoffe näher zu bestimmen, wurde die geistige Auflösung jetzt über der Lampe bis zur Trockniß abgedunstet. Ich erhielt einen ganz weißen salzigten Rückstand, der an der Luft schnell Feuchtigkeit anzog, und einen scharfen bittern Geschmack besaß. Mit rektifizirter konzentrirter Schwefelsäure übergossen entwickelte er salzsaure Dämpfe. Die ganze Masse wurde zur Abscheidung der freyen Säure in einer Porcellainschale stark erhitzt, und nach dem Erkalten mit kaltem destillirtem Wasser behandelt, das zu wiederholten Malen in kleinen Antheilen aufgegossen wurde. Der unaufgelöst bleibende weiße Rückstand wurde im Filtro ge-

gesammelt und scharf getrocknet. Sein Gewicht betrug 26 Gran, und er verhielt sich durchaus wie schwefelsaurer Kalk. Dafür ist also dem Wasser eine gleiche Menge salzsaurer Kalk anzurechnen.

D. Die von dem schwefelsauren Kalk abgesonderte Flüßigkeit (C.) gab bey dem Abdunsten noch 2 Gran schwefelsauren Kalk, wofür also dem Wasser noch 2 Gran salzsaurer Kalk anzurechnen. Nachher schoß bey dem unmerklichen Verdunsten reines Bittersalz oder schwefelsaure Talkerde in Kristallen an. Ehe das Gewicht derselben bestimmt worden, waren die Kristalle verwittert, indessen ergibt es sich von selbst, wenn wir von den 81 Gran, die der Alkohol aufgelößt hatte, die 20 Gran salzsauren Kalk abziehen, so bleiben dann für die salzsaure Talkerde des Wassers 61 Gran.

Da diese Salze ganz weiß und ungefärbt erschienen, so ist kein Extraktivstoff in dem Wasser vorhanden.

E. Jetzt wurde zur Untersuchung des mit Alkohol behandelten Rückstandes (B.) geschritten. Er wurde in einem Glase mit 4 Unzen kalten destillirten Wassers übergossen, und damit zweymal 24 Stunden in Berührung gelassen, und sehr oft stark umgeschüttelt, dann auf ein gewogenes Filtrum gebracht und scharf ausgetrocknet. Er wog jetzt 129 Gran. Das Wasser hatte also aufgelößt 78 Gran.

F. Diese wäßrigte Auflösung (E.) wurde gelinde anfangs über der Lampe verdunstet, dann der freywilligen Verdunstung überlassen. Es waren säulenförmige und würflichte Krystalle unter einander angeschossen; ich löste daher das Ganze wieder in einer gehörigen Menge von kaltem destillirtem Wasser auf, wobey sich etwas schwefelsaurer Kalk abschied, der an Gewicht 1 Gran betrug. Die abgesonderte

derte Flüßigkeit wurde dann wieder bis zum Salzhäutchen verdunstet, mit der Hälfte ihres Gewichts Alkohol versetzt, bis zum Sieden erhitzt, und nun ruhig zum Erkalten hingestellt. Es bildeten sich große säulenförmige Kristalle, die mit wäßrigem Alkohol abgewaschen und getrocknet 24 Gran an Gewicht betrugen. Um zu bestimmen, ob diese Kristalle reines schwefelsaures Natrum seyen, oder ob darunter auch schwefelsaure Talkerde enthalten sey, wurden sie zerrieben und etwas davon in Kalkwasser geworfen, welches sie auflößte, ohne daß die geringste Trübung entstand, woraus die völlige Abwesenheit der schwefelsauren Talkerde sich ergibt. Uebrigens war dieses Salz auch neutrales schwefelsaures Natrum, die Auflösung desselben in Wasser reagirte weder auf das mit Curcumätinktur gefärbte Papier, noch auf den blauen Veilchensaft.

G. Die abgegoßne Flüßigkeit und die, womit die Kristalle waren abgespült worden, gaben

ben bey dem fernern freywilligen Verdunsten noch 8 Gran schwefelsaures Natrum, dem aber einige Kristallen von salzsaurem Natrum anhingen, die sich nicht rein davon abscheiden ließen.

H. Endlich kristallisirte die übrige Flüßigkeit bis zu dem letzten Tropfen zu salzsaurem Natrum, dessen Gewicht gleich 46 Gran war. Auch in diesem Salze fand ich kein freyes Natrum, und die Farbe des Salzes war völlig weiß.

J. Nachdem nun die im kalten Wasser auflößlichen Salze geschieden, schritt ich zur Untersuchung des ausgelaugten Rückstandes (E.), dessen Gewicht noch 129 Gran betrug. Es wurde in ein Kölbchen mit destillirtem Wasser übergossen, auf dem Lampenofen die Flüssigkeit ins Sieden gebracht, und nun tropfenweise so lange reine Salzsäure hinein getröpfelt, als noch ein Aufbrausen erfolgte. Endlich setzte ich noch ein wenig überflüßige Säure hin-

hinzu. Die Auflösung erfolgte mit sehr lebhaftem Aufbrausen bis auf einen geringen Rückstand, der im Filtro gesammelt, gewaschen und getrocknet wurde. Er wog noch 8 Gran, die Säure hatte also aufgelößt 121 Gran.

K. Die säuerliche Auflösung wurde gelinde verdunstet; sie nahm jetzt eine goldgelbe Farbe an, und als sie konzentrirt wurde, nahm sie eine dickliche Beschaffenheit an. Man ließ sie ganz zur Trockniß verdunsten, und löste sie dann wieder in wenigen destillirten Wasser auf, worauf sich etwas schwefelsaurer Kalk abschied, der an Gewicht 1 Gran betrug.

L. Die filtrirte Auflösung (K.) wurde nun mit einer konzentrirten Auflösung von schwefelsaurem Natrum so lange versetzt, als noch ein Niederschlag entstand, und dieser in einem gewogenen Filtro gesammelt, behutsam mit wäßrigen Weingeist ausgewaschen und scharf getrocknet. Er verhielt sich wie schwefelsaurer

saurer Kalk und wog 130 Gran. Nun läßt sich hieraus das Gewicht des kohlensauren Kalks, den das Wasser enthielt, sehr gut berechnen. 100 Gran natürlicher schwefelsaurer Kalk enthalten nämlich nach den sorgfältigsten Analysen 33 reinen Kalk, folglich sind in 130 Gran schwefelsauren Kalk enthalten 42, 90, denn 100 : 33 = 130 : 42, 90. Nun enthalten ferner 100 Gran kohlensaurer Kalk 55 Gran reinen Kalk, folglich werden 42, 90 reiner Kalk 78 Gran kohlensaurem Kalk entsprechen, denn 55 : 100 = 42, 90 : 78. Folglich enthielt das Wasser 78 Gran kohlensauren Kalk.

M. Die von dem erzeugten schwefelsauren Kalk (B) geschiedene Flüßigkeit gab bey dem gelinden Verdunsten noch 1 Gran schwefelsauren Kalk, dafur ist also dem Wasser ebenfalls noch nach obiger Rechnung (C.) 0,46 kohlensaurer Kalk anzurechnen, mithin die Totalsumme des im Wasser enthaltenen kohlensauren Kalks gleich 78, 46 Gran.

N. Die

N. Die Flüßigkeit (M.), von der nun aller schwefelsaure Kalk geschieden war, wurde jetzt mit destillirtem Wasser stark verdünnt und so lange mit reinem blausaurem Kali versetzt, als noch ein Niederschlag entstand. Das erhaltene, ganz dunkle Berlinerblau wurde nach dem Auswaschen getrocknet und im bedeckten Platinatiegel ausgeglühet, dann der Rückstand in reiner Salzsäure aufgelößt, und durch kohlensaures Natrum gefällt, der Niederschlag gut ausgewaschen und scharf getrocknet. Er gab 40 Gran reines kohlensaures Eisenoxydul. Ich führe hier das Eisen mit Fleiß als kohlensaures Eisenoxydul auf, denn nur als solches war es im Wasser enthalten. Zwar als es zuerst in Salzsaure aufgelößt wurde, ging es durch das langsame Erhitzen in den Zustand des vollkommnen Oxyds über, und wurde auch im oxydirten Zustande durch das blausaure Kali gefällt, als aber das blausaure Eisenoxyd durch Glühen zersetzt wurde, kehrte

es

es wieder in den Zustand des Oxyduls zurück. Nach einigen neuern Versuchen enthält das kohlensaure oxydulirte Eisen im hundert 60 Eisenoxydul; wollte man also das reine Eisenoxydul für das Wasser berechnen, so würde 100 : 60 = 40 : 24, also 24 Gran reines Oxydul dem Wasser zu berechnen seyn.

Die Angabe des Eisengehalts der meisten Mineralwasser ist gewiß unrichtig, da immer das Eisen im Zustande des vollkommnen Oxyds bestimmt werden, in welchem Zustande es aber doch nicht im Wasser enthalten ist, mithin ist sehr oft die Angabe größer, als sie in Wirklichkeit statt findet.

O. Die von dem blausauren Eisen geschiedene Flüßigkeit (N.), welche wasserhell und ungefärbt war, wurde nun bis zum Sieden erhitzt und kochend heiß mit kohlensaurem Natrum versetzt, allein es erfolgte nun kein Niederschlag mehr.

P. Jetzt

V. Jetzt wurden nun jene 8 Gran (J.) einer nähern Prüfung unterworfen. In einem silbernen Kessel mit 2000 Theilen destillirtem Wasser gekocht, lößten sie sich völlig auf ein Minimum von Schmutz, oder vielmehr Papierfasern von den Filtris. Die Auflösung wurde durch salzsauren Baryt und durch sauerkleesaures Kali gefällt, und gab mit ersterm einen in den Säuren unauflößlichen, mit dem zweyten einen in Salpetersäure auflößlichen Niederschlag. Diese 8 Gran waren also nichts anders, als schwefelsaurer Kalk.

Uebersicht.

Aus der ganzen Untersuchung ergiebt sich nun, daß das Liebensteiner Mineralwasser folgende Bestandtheile enthält:

in 20 Pfund	in 1 Pfund
a) flüchtige:	
520 Kub. Z. od. 260 Gr.	26 Kub. Z. od. 13 Gr.
b) feste:	

b) feſte:

		Gran		Gran
ſalzſauren Kalk 20 Gran (C)				
— — — 2 — (D)		, 22	—	1, 111
ſalzſaure Talkerde (D)		, 61	—	3, 050
ſalzſaures Natrum (H)		, 46	—	2, 500
ſchwefelſaurer Kalk 1 Gran (F)				
— — — 1 — (K)		, 10	—	0, 500
— — — 8 — (D)				
ſchwefelſaures Natrum 24 Gr. (F)				
— — — — 8 — (G)		32	—	1, 600
kohlenſauren Kalk 78 Gran (L)				
— — — 0, 46 , (M)		78, 46	—	3, 923
kohlenſaures Eiſenoxydul (M)		, 40	—	2, 000
	Summa	289, 46	—	14, 484.

Der Ueberſchuß von 1, 46 Gran iſt von der Feuchtigkeit der Salze abzuleiten, weil dieſe aller Sorgfalt ungeachtet nicht beſtimmt immer auf gleichen Grad der Trockniß zu erhalten ſind. Uebrigens bedarf es wohl nur eines Blicks auf dieſe Tabelle, um ſich zu überzeugen, daß das Liebenſteiner Mineralwaſſer eine Stelle unter den vorzüglichſten Eiſenwaſſern Deutſchlands einnimmt. Doch hierüber haben ſchon eine vieljährige Erfahrung ebenfalls entſchieden.

Zu dem Grundriß der großen Höhle.

(Auszug aus einem im meining'schen Taschenbuch 1802 enthaltenen Aufsatze.)

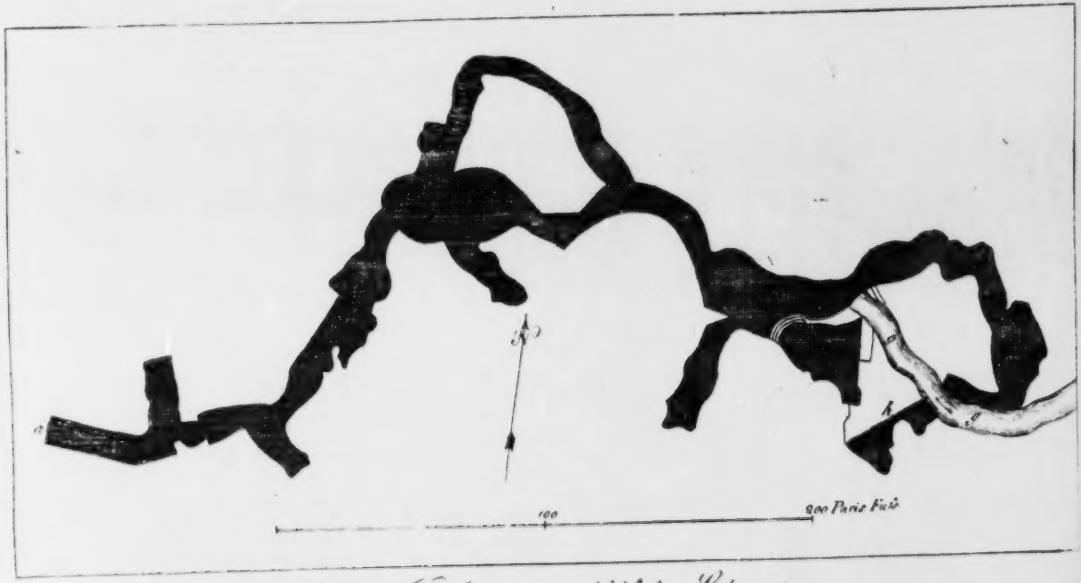
Die Höhle wurde im Jahre 1798 im Sommer zufällig entdeckt. Man fand, als man bey der Anlage der neuen Chaussee ein Stück des Berges abplatzte, eine Oeffnung von höchstens 2 Schuh im Quadrat. Der verewigte Herzog Georg ließ sogleich eine genauere Untersuchung anstellen, welche so ausgezeichnet belohnt wurde, da sie die Auffindung einer der größten und merkwürdigsten Höhlen Deutschlands zur Folge hatte. Sie hat mit den Höhlen auf dem Harze und bey Muttendorf und

Kal-

Kalchenreuth im Bayreuthischen vieles gemein; bestehet, wie diese, aus einem ausgewaschenen rauhen Kalk, zu dessen Eigenschaft es ohnehin gehört, Cavitäten im Kleinen und Großen zu bilden. — So wie in jenen hat man auch hier, nur nicht so häufig, Sinter, Stalaktiten und Kalkspat gefunden. Sehr merkwürdig war die Auffindung einer großen Menge von riesenhaften Thierknochen mancherley Art, von denen man die ausgezeichnetsten Stücke im Naturalien-Kabinet zu Meiningen aufbewahrt. Nach der Meinung des Professor Blumenbach in Göttingen sind dieses Ueberbleibsel eines untergegangenen Thiergeschlechts, einer Art von Höhlenbären. Aehnliche, nur mit Kalksinter überzogne Knochen finden sich auch in den Mukkendorfer und Kalchenreuther Höhlen.

Der dieser Beschreibung beygefügte Grundriß macht ihre Größe und Gestaltung anschaulich.

Bey



Grund-Riss der großen Höhle bey Liebenstein.

Bey A geht man durch den gemauerten und unter der Chauſſee durchgehenden Stollen hinein. B iſt eine Seitenkammer und zwar der erſte Entdeckungspunct. Verfolgt man den Gang bey †, ſo kommt man durch eine Wetterthüre in die Hauptöhle, wo man gleich bey C wieder eine Seitenkammer bemerkt. D iſt der erſte große Saal. Wenn man in denſelben tritt, ſo erſcheint einem links eine Felſenwand, auf deren Höhe K eine Platforme mit einem eiſernen Geländer ſich befindet, welche gewöhnlich den Hautboiſten zum Standort dient. O iſt eine Seitenhöhle, die Verbindung mit der Höhle M hat. An ihrem Ende ſteht gewöhnlich das zweyte Hautboiſtencorps, um das Echo zu bilden. Verfolgt man den Gang, ſo kommt man bey E vor einer aufgeführten Mauer vorbey, welche zur Befeſtigung dient. Bey I führet der Gang mit Treppen zu der Platforme K. Der zweyte Saal iſt auch auf dem beygefügten Kupfer,

das

das die Unterschrift hat: in der großen Höhle, im Durchschnitt abgebildet. Rechts in derselben geht die Höhle M hinein; vorwärts im Saal sieht man eine runde Treppe, welche ebenfalls auf eine Platforme F führt, von welcher man durch eine Oeffnung nach G hinunter sehen kann.

Bey G kommt man an das Wasser, das queer vorüberfließt.

(In den folgenden Jahren ist die Höhle noch hier und da beträchtlich erweitert worden.)

Rosaliens Briefe
an
Serena

geschrieben auf einer Reise
nach
Cöln
im November 1816.

herausgegeben
von
Friedrich Mosengeil

Meiningen.
bey Philipp Hartmann
1817.

Erſter Brief.

Würzburg, den 1. Nov. Abends.

„Ich muß ſchreiben!“ ruft man ſich wohl zuweilen halb träge, halb unwillig zu, um ſich an einen läſtigen und doch unvermeidlichen Brief hinzuzwingen. „Du mußt ſchreiben!“ raunet manchmal auch das böſe Gewiſſen, ſo daß es uns heiß und kalt über die Wangen läuft, ins Ohr, wenn etwa eine uralte Briefſchuld nun mit Ehren gar nicht länger mehr unbezahlt bleiben darf. Auch ich rief mir es laut zu, als ich, — nun für heute ungeſtört, — in mein ſtilles Stübchen trat; doch wie ſo fern von Trägheit und Zwang!

Stunden, die ganz mein ſind, Serena, ſind gewiß zur Hälfte Dein. Ich denke an Dich, ich ſehne mich zu Dir; ich frage Dich und vers

nehme Deine Antwort: und dann muß ich schreiben! Ein recht feuriges Wollen ist auch ein Müssen.

Welch einen beneidenswerthen Vorzug hat aber mein Andenken vor dem Deinigen! Du weißt ja, seit ich die Reise nach Cöln antrat, gar nicht mehr, wo Du mich suchen sollst, ich hingegen finde Dich in Deiner ländlich einfachen abgemessenen Häuslichkeit gewiß meist am rechten Orte. Jetzt z. B. stehst Du an jenem Fenster, wo die liebste Deiner Freundinnen (sie heißt hoffentlich Rosalie!) oft neben Dir stand, — am Fenster nach Osten. — Ach, wenn dort die Sonne heraufstieg über dem dunklen Tannenwald, und wir zuweilen, früh erwacht, ihrer warteten, da blicktest Du mich ja so freundlich an, wie sie, meine Hand in der Deinigen haltend! Unvergeßlich, wie der letzte schöne Sommermorgen vor unsrer Trennung, sind mir die Worte, mit denen Du ihn begrüßtest. „Wie viele schlummernde Men„schen, — sagtest Du, — wecken diese Stra„len zur Freude, — und wie viele zum Kum„mer!

„mer! Gott leb! denkt der Eine, indem er „die Augen aufschlägt. Ach Gott! seufzt der „Andre. Und in diesen zwey Worten liegt „der ganze Lebenslauf des Tages für Beyde! „Wenn dann Abends der Mond dort hervor„geht, kehrt jeder sich um, und dem Unglücklichen „ists nun auch vergönnt, „Gott leb!" zu „rufen, denn er hat wieder einen Leidenstag „überstanden. Der Glückliche mag indeß im„mer „ach Gott!" seufzen, denn das ge„nossene Glück seines Tages kehrt vielleicht „nimmer zurück." Dann schwiegen wir lange und trauerten mit den vielen trauernden Menschen dieses dürftigen Jahres, und Du überschauten hülfreich deinen kleinen Wirkungskreis, wie doch wohl die Dir zunächstsichenden Armen, die heute mit einem „Ach Gott!" erwachten, zu erfreuen seyn möchten.

Sieh, meine Serena, darum durften wir uns auch so innig lieben! Nur der Menschenfreund ist ächter Freundschaft empfänglich und werth.

Zu-

Zurück ans liebe Fenster zu Dir! — „Ist sie jetzt wohl in Würzburg?“ fragst Du Dich. Ja wohl, Du Theure, bin ich seit gestern hier; und welch ein Abend hat mich hergeführt! — Ein Abend, der mehr schon dem November, als dem October angehörte, und doch so laue Lüfte, so stilles, mildes Mondlicht brachte. Ein Abend, wie wir ihn uns in den letzten Monaten so oft vergebens wünschten, wenn dem Nebel der Regen, (des Vaters wohlgerathenes Söhnchen,) immer auf dem Fuße folgte.

Auch gestern regneten den Tag über die dicken grauen Wolken oft auf die noch immer nicht ganz abgeerndteten Felder und auf die herbstlichrothen Wälder nieder. Doch als es dämmerte, drängten sich die schwarzen Massen immer dichter im Norden zusammen, und im Westen wurde es lichter. Einmal konnte sogar die scheidende Sonne durchblicken, und den sich erheiternden Gesichtern meiner Reisegefährtinnen ein schöneres Roth auflegen, als Pariser Schminkdosen geben können. Dann

wurde

wurde es immer heller über uns und in uns. Der größte Stern der Nacht fand manchen offnen Raum, uns zuzuschauen, wie wir auf der schönen gefahrlosen Straße, (— Du weißt ich fürchte mich ein wenig,) ziemlich langsam weiter zogen.

Wir sangen leise das alte, wenn auch von vielen, doch von uns nicht vergessne, Lied: „Willkommen o silberner Mond!" und sonst noch allerley Dir wohlbekannte Weisen; z. B. „Hebe, sieh in stiller Feyer ꝛc."; „Im Felde schleich ich still und wild ꝛc. (die wilde Stimmung des armen Feldschleichers wurde indeß gar merklich durch die sanften Mädchenstimmen gemildert;) so auch Göthe's geheimnißvolles schauerliches Lied: „Das Wasser rauscht ꝛc." und sein liebliches: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz ꝛc." nach Reichardts Melodie, die man einen musikalischen Mondschein nennen möchte.

So zogen wir spät in der größten Stadt ein, die Deine Rosalie bis jetzt noch gesehn, und zum erstenmal übernachtete sie mit einem gewissen

gewissen seltsamen, nicht unangenehmen Gefühl: „so fremd und doch daheim zu seyn“ in einem ländlichen Gasthofe. — Klingt nicht auch Dir dieses Wort ungemein freundlich und vornehm? — Die Zusammensetzung aus einem freundlichen, und aus einem vornehmen Worte mag mir wohl ein Gefühl geben, das, wer den Beutel führt (zum Glück das Geschäft der Männer!) vielleicht als ein abenteuerliches Gedankenbildwerk belächelt.

Du wirst überhaupt, Serenchen, bey meinen Schilderungen und Ansichten zuweilen an das närrische Lied vom Dorf-Peter denken, der zum erstenmale in die Stadt kam. — Ich bin's zufrieden, wenn Du nur nicht am Ende gar das eben so bekannte zwey Zeilen lange Volksliedchen anstimmst: „Es zog ein Gänslein ꝛc.“ — Sieh, wie lustig Du lächelst, Lose! — Und ich wünsche Dir demnach eine so freundlich-herzliche Gutenacht! — Denn den heutigen Tag beschreib ich Dir morgen.

Zwey-

Zweyter Brief.

Würzburg, den 2. Nov. Morgens.

Wie aber soll ich ihn Dir beschreiben, den gestrigen Tag! — Man hat ein so kleines Herz, Serena, wenn man, wie ich, immer auf dem Lande, eingeengt in einem weiblich beschränkten Kreise lebt! — Und dieses kleine Herz kommt so schwer mit alle den ungewohnten Eindrücken zurecht, die ihm eine ganz neue Welt zuführt! — Doch wenn es weniger faßt, so fühlt es vielleicht dieß Wenige desto inniger und reiner, und tröstet sich so für Vieles was ihm verloren geht. — Was hätte es denn auch zu fürchten bey Dir? — —

Der erste November war der Tag aller Heiligen, — ein großes Fest der catholischen Christen.

Es ist doch auch in der That so menschlich schön, dem Andenken aller heiligen Menschen, die jemals gelebt haben, ein Fest zu feyern! Giebt es unter tausend Heiliggesprochnen auch

nur

nur Einen, vor dessen Tugend man in Ehrfurcht niederknieen darf, so ist die Ehre des Festes, die Ehre des Erdensohnes u. d das erhabne Wort geretter: „Nach seinem Bilde schuf er ihn.“ Meinem Herzen noch anmuthiger ist das Fest aller Seelen, (das heutige.) Denke Dirs nur recht, meine Serena, — „aller Seelen!“ — Löst sich nicht schon bey dem bloßen Namen Dein ganzes Wesen in Liebe auf? — Schweben sie nicht alle vor Dir verüber, Deine Theuren, die einst Menschen waren und nun Seelen sind, — fern von Dir, in der ewigen, seligen unbekannten Welt? Aber immer so heißgeliebt, so heiß ersehnt! — —

Doch es gilt nicht blos den Befreundeten, den Geliebten; es gilt Allen. Hier, im wildwogenden Gedränge der Erde alle Menschen zu lieben, — so im rechten Sinne des Worts; — das hat mir, trotz vielen gehörten Predigten, nimmer möglich scheinen wollen. Aber süß und tröstlich ist der Gedanke, daß das Mangelhafte und Unliebenswürdige, (ja Hassens-

Hassenswerthe!) allmählig schwindet, wenn des Menschen irdischer Leib mit seiner den Geist so oft beherrschenden Organisation in die Erde zurücksinkt, und die von der ewigen Sonne ausgegangnen Strahlen, (unsre Seelen,) wieder gereinigt in ihrem himmlischen Glanze leuchten.

Ich beschloß gleich bey mir, das Fest des heutigen Tages, (der mich schon wieder in den Wagen ruft,) zugleich mit dem gestrigen, obwohl ächte Protestantin, doch recht von Herzen mitzufeyern. Und so ists geschehn!

Am frühen Morgen weckten mich die Domglocken, weit- und tieftönend, aus dem Schlafe, und es war mir im Aufdämmern, als hörte ich die Accorde einer großen Orgel; — aber keine der gewöhnlichen, sondern wie die, welche die heilige Cäcilia, dort auf Deinem Bildchen nach Raphael, erklingen hört, wo sie die begeisterten Blicke nach Oben richtet.

Wär' es doch möglich den erhabnen Kirchenglockentön dem Erze so zu entlocken, wie man der Glasharmonika den ihrigen entlockt: die

Wir-

Wirkung müßte unbeschreiblich groß seyn! Auch sind regelmäßig eingestimmt und angeschlagen, erfüllen sie uns mit heiligen Schauern.

Das hat unser Schiller auch gefühlt; darum verdankt ihm die Welt ein unsterbliches Lied mehr.

Um 9 Uhr betraten wir den Dom, wo so eben die Messe ihren Anfang nahm.

Den Tempel selbst beschreib ich Dir lieber nicht, weil ich ihn nicht zugleich zeichnen kann. Seinem Aeußeren scheint eine gewisse einfache Größe, die mir an heiligen Gebäuden so wohl gefällt, zu mangeln. Sein Inneres machte aber doch einen großen Eindruck auf mich.

Eine dichtgedrängte Menge tiefandächtig betender Menschen füllte die weiten ins Kreuz gebauten Gewölbe an. An mehreren Altären verrichteten Priester in fremdartigem Putz (so nennen wir Mädchen sogar den Ornat!) das heilige Amt. Mich erinnerten diese seltsam prunkenden Priesterkleider so lebhaft an den Orient und an das graue Alterthum, als hätt' ich

ich jenen gekannt, und in diesem gelebt. Auch die Meßgesänge am Hochaltar tönen mit ihrer Melodie und Sprache aus fernen Zeiten und Ländern herüber; die Musik des Chores und der majestätischen Orgel klingen herrlich darein.

Sollt' ich Dir auch sagen, meine Freundin, was mir bey diesem Altardienst mißfiel: so hätte ich einen guten Grund, es lieber nicht zu thun. Es kommt mir nämlich so unbescheiden und anmaßlich vor, wenn ein stilles blödes Mädchen kirchliche Formen mit Strenge tadeln wollte, die ein großer Theil von Europa weit über tausend Jahre her andächtig ehrt und übt. Mögen Männer unsrer Kirche diesen Tadel aussprechen (doch auch sie mit einer dem Deutschen unsrer Zeit geziemenden bescheidnen Freymüthigkeit; und immer geneigt zu hören, was bey ihnen selbst sich tadelnswerthes findet); uns Frauen kommt es nicht zu. Das aber habe ich, dem Hochaltare gegen über meiner Phantasie gern erlaubt: eine Vermittlerin zu seyn zwischen der alten

Mutter-

Mutterkirche und ihrer Tochter. Aus den hellen Wolken, — von silbernen Rauchpfannen verbreitet, — ließ ich je zuweilen Einen jener ehrwürdigen Männer heraustreten, und nicht viele, aber kräftige deutsche Worte des ewigen Lebens zur knieenden Gemeinde sprechen. Mächtige Orgelgriffe tonten das Amen. Zwey andre, (ich phantasire noch fort,) schritten hervor in die hohen Eisengitterpforten, die den heiligen Vorplatz des Hochaltars von der Kirche sondern. Sie wechselten sinnvoll Frage und Antwort über des Festes Zweck und Werth. Neue Hymnen erklangen, von der Begeisterung deutscher Tonkünstler geschaffen. Ihr leises Verstummen rief die Christen, die das Mahl der Liebe zu genießen wünschten, hin zu der heiligen Tafel. Sie knieten mit der ganzen Gemeinde vor dem gehobnen Zeichen des zerbrochnen Leibes. In diesem höchsten Moment der Feyer kein Ton, kein leiser Laut durch die weiten Tempelhallen. Unhörbare Worte, in tiefster Seele gesprochen, nur von der ewigen Barmherzigkeit vernommen.

men. — Dann ein halblauter allgemeiner Choralgesang, unter dem sich die Knieenden jene durch so große Erinnerungen geweihte Speise reichen; eine Bruderhand der andern; (nicht unbeholfnen Kindern gleich, denen sie eine fremde Hand in den Mund steckt.) — Zuletzt noch ein triumphirender Hymnus des Orgelchores; er ruft den Aeltesten der Priester herab auf die Stufen, die Handlung mit einem lauten, in Jesu Geist und Kraft gesprochenen Gebete zu beschließen. — —

Wie würden alle Herzen „Amen" und „Heilig, heilig, heilig!" rufen! —

Einmal entfernte ich mich von meinen Begleitern, um das Verhallen der Gesange am äußersten Ende des Tempels zu belauschen. Dort stand vor einer schönen, leider gerade nicht geöffneten, von schwarzem Marmor erbauten Todtencapelle, (der Schönbornischen, wenn ich nicht irre,) Pastor M* —, (unser Reisegefährte, wie du weißt.) Er schien aus ähnlichen Träumen zu erwachen. Ich erzählte ihm die meinigen.

„Die

„Die ästhetische und religiöse Cultur des „Menschengeschlechts, flüsterte er mir zu, leidet „an Einer Krankheit hauptsächlich: „am „Ueberflüssigen.“ Man geht auf dem „einen wie auf dem andern Pfade der Bildung „nicht blos weit, sondern noch einige Schritte „weiter. Dann ists zu viel. Dieß Zuviel „drückt und belästigt allmählig, erst Wenige, „dann Tausende, die Rückwirkung tritt ein. „Man wirft zusammen, man reißt weg, bis „es wieder zu wenig geworden. — So ists „mit Catholicismus und Protestantismus.“ Gelegentlich und im Vertrauen, meine Freundin: manches noch, was ich Dir hier schreibe, sagt eigentlich unser Pastor. Suche Dirs aber nur selbst heraus; und beym Wiedersehn bekenn' ichs treulich, ob Du es wirklich gefunden hast.

Gegen Mittag waren wir auf dem Wege zur Schloßkirche.

Mit einem sehr innigen Wohlgefallen stand ich eine Weile vor dem schönsten Pallast, den ich jemals sah, — würd' ich sagen, wenn ich

nicht

nicht die boshafte Frage fürchten müßte: „ob ich denn jemals einen andern gesehn?“

So offen, so freundlich der weiträumige Vorplatz mit seinen zwey hohen Säulen! So zierlich und geregelt der fürstliche Bau, — zum Theil umgeben von einem großen, mit breiten saubern Wegen durchschnittenen Garten! — Wohl mehr als 14 Thürme der Stadt zählst Du von da, so bald zu Zeit hast, den Blick vom prächtigen Hause hinweg zu lenken.

Seine Treppe und ihre Deckengemälde rühmen Kenner. Ich bin nicht einmal eine Kennerin, und doch mocht' ich immer auf und abwärts steigen und schauen. Es ist so herrlich, wenn jedes Ding gerade das ist, was es seyn soll, und zwar auf die möglichstgefällige Weise!

Wir wurden auf ein menschenleeres Chor der sehr hübschen, vielleicht überladenreich gezierten, Schloßkirche geführt, dem der mit Mustern gefüllte Orgelchor gegenüber stand. Auf dem unsrigen streckte uns ein weibliches Marmorbild die schönen weißen Händchen

segnend

segnend entgegen. Die Priester am Altare unter unsrem Standpuncte ordneten sich in abgemessenen Räumen vor ihrem Heiligthum. Die Accorde rollten sich auf, und die Messe begann. — Hier war alles mehr ins Kleine gedrängt, aber auch weit geschmackvoller und gefälliger; ganz dem lieblichen kleinen Tempel angemessen. — Die Geistlichen sangen besser; das heißt, mit beßrer Stimme. Denn sich mit diesen seltsamen Halbmelodien im rechten Sinne des Worts als Sänger zu zeigen, verbietet die Natur der Sache. — Ich wünschte sie auch gar nicht anders. Im Gegensatze mit unsren abendländischen weichflüssigen Melodieen, (die wir ja ohnehin bis zum eingeorgelten Liedchen des Canarienvogels herab aus allen Kehlen zur Gnüge hören,) scheinen mir die des Altardienstes, von einer klingenden, tonhaltenden Stimme einfach vorgetragen, eine ganz eigne, dem heiligen Gegenstand angemessene Wirkung hervorzubringen.

Der erste Satz des Oratoriums war kaum zu Ende, als die edlen Frauen, in deren Ge-

Gefolge ich gekommen war, abgerufen wurden, und so blieb ich mit meinen Gefühlen allein.

Ich kniete auf dem niedern Fußbänkchen am Chorgeländer und trank entzückt die schönen Melodieen, die von drüben herüber wallten. — Alles mit reinem Zusammenklang ausgeführt und gewiß von einem guten Meister gesetzt. Mir unerklärbar drängte sich mitten in die Messe ein Violinconcert hinein. Doch diese Violine (Du weißt, ich nenne sie die Nachtigall der Instrumente) sang so schön und geschmackvoll, daß ich ihr ein Allegro, — welches doch gewiß nur in einen Concertsaal, und nicht zur heiligen Nachtmahlsfeyer gehört, — gern verziehen haben würde, wenn nur wenigstens ein Adagio das eingeschwärzte Zwischenspiel beschlossen hätte. Darauf wartete ich indeß vergebens.

Einige Stimmen der Sopranpartbie waren recht angenehm; ausgezeichnet gefällig ein Quartett. Der Schlußsatz, das „Dona nobis pacem" senkte meine Stirne auf das Chorgeländer nieder.

Mir war unaussprechlich wohl. Diesen Frieden, um den die weichen Töne flehten, — ich Glückliche fuhlte ihn in meine Seele nieder steigen. — Ach, Schwester, giebts denn ein schöneres Gebet, als das: „Gieb uns den Frieden!“ — ?

Die Kirche war schon leer, als ich noch, meinen Frieden genießend, mit der Stirne auf den gefalteten Händen lag. Die nicht ganz trocknen Augen, als sie aufblickten, ruhten auf dem Bilde eines Heiligen, der unter feindlichen Waffen sterbend fiel. Eine weibliche Gestalt schien ihn hinüber in das Reich der Herrlichkeit zu winken. — Dona nobis pacem! — —

Dritter Brief.

Den 5. Nov. Morgens.

Schon liegt der Dom und der Pallast von Würzburg eine Tagreise weit hinter mir; aber ich bin im Geiste doch noch dort! — Laß mich Dir nur noch Einiges erzählen, meine mich so leicht und gern verstehende Serena!

Auf dem Schloßplatze regte sich, als ich aus der Kirche trat, ein vielfarbiges munteres Städterleben. Die soldatische Musik der Wachparade wollte sich nicht gut mit den mächtig aufgeregten Gefühlen des religiösen Sinnes vereinigen und ich eilte, sie gegen so fremdartige Eindrücke zu retten. Da fand ich, eben eines Begleiters bedürfend, unsern Pastor M.* — sinnend vor den Eisengittern des Schlosses. „Sehen Sie nur, sagte er, mir entgegen kommend, eine solche Duldung „gegen das Heidenthum sollte doch wohl die „größte gegen christliche Brüder erwarten lassen!“

Ich

Ich blickte aufwärts, seinem Finger nach, und war in der That überrascht zu beyden Seiten neben dem goldnen Kreuz in der Mitte die steinernen, zum Theil kolossalen Statüen heidnischer Götterbilder zu erblicken. Ein Herkules, den Riesen zwingend, eine Minerva, ein Apollo neben dem geistlichen Wappen mit dem Kreuz? — —

M. * — führte im Weitergehen nach Predigerweise sein in der Domkirche angegebenes Thema „vom Ueberflussigen" mit einigen Nutzanwendungen auf die Verzierung eines ehmals Erzbischoflichen Pallastes, nicht ohne Beyfall seiner andächtigen Zuhörerin aus. Gleichwohl fand ich mich durch diese Kritik aus meinem vom Ober mitgebrachten Ideen-Himmel, worin lauter zufriedne lächelnde Engel schwebten, herabgezogen. Es verdroß mich ein wenig, als ich meinen Verlust gewahr wurde; und vielleicht sollte es gar eine kleine Rache seyn, als ich dem Pastor sagte: „Es gefalle mir durchaus nicht an den „Männern, daß sie selten mit Lob anfingen,

„wo

„wo sie nicht mit Tadel aufhörten; dahinge„gen ihrem anfänglichen Tadel selten ein end„liches Lob folge.“

„Ich weiß ein Mittel, Sie zu versöhnen, „antwortete er mir lächelnd und mein Ver„stimmtseyn ahndend, — ich geleite Sie auf „kleinem Umwege zu einem Hause, wo wir „gemeinschaftlich und um die Wette recht Vie„les loben, und Weniges lieber gar nicht er„blicken, als tadeln wollen:“ Und er hielt Wort! —

Hast Du schon einen Pallast der Ar„men gesehn? — Gehe nach Würzburg zum Juliusspital! Wandle in seinen weiten Räu„men; in seinen für kranke Arme, oder andre schwerzuheilende, wohl und reinlich eingerichteten Zimmern; in die Gemächer der Aermsten aller Armen, der Wahnsinnigen und Verirrten. Wandle in dem schönen botanischen Garten an reichen anatomischen Sammlungen vorbey; tritt in das herrliche Haustempelchen mit dem äußerst geschmackreichen Altar in der Mitte. Lasse Dir erzählen, wie viele Elende

schon

schen geheilt, wie viele Jünglinge schon belehrt und mit reichen Kenntnissen für ihre künftige ärztliche Laufbahn ausgestattet, diese Anstalt verließen: dann lasse Dich zum Bilde des edlen Julius führen, und neige Dich vor ihm in weiblicher Demuth.

Giebt es Schutzgeister des Himmels für die Erde; so ist dieser fromme Stifter noch jetzt der Engel dieses Hauses, und der Blick, der von oben herab sich senkt, mag kein unbedeutender Theil seiner Seligkeit seyn.

Wir langten sehr befriedigt zu Hause, (d. h. hier, im Gasthofe) an.

Das Mittagsmahl überspringt man nicht gern in der Wirklichkeit; desto lieber aber in der Reisebeschreibung. Du findest mich erst gegen Abend in den Straßen von Würzburg wieder.

Mir kam ein langer doppelreihiger Zug singender Frauen entgegen, dem ich fast unwillkührlich folgte. — Für uns, die wir die Gesänge unsrer Kirche als Regel einer schönen geistlichen Melodie anzusehen pflegen, gehöret

einige

einige Gewöhnung des Ohres dazu, um das Psalmodiren solcher Bittgänge angenehm zu finden.

Hier war viel mehr Einförmigkeit; auch fast immer dieselben wiederkehrende Worte: „Hei„lige Maria! Holdseligste der Jungfrauen. „(Pause.) Du! (Pause.) Wir arme Sün„der bitten dich; bitt Gott für uns.“ — Aber es macht doch einen unbeschreiblichen Eindruck. Gewiß liegts in der Inbrunst, die sich auf allen Gesichtern in allen Bewegungen ausdrückt. Der einfältig Glaubende glaubt am brünstigsten. „Wo gehts denn hin?“ fragte ich einen alten grauen Mann, der mit gebognen Knieen, Gebete vor sich hinmurmelnd, zur Seite stand. „Ei, antwortete er, (als wunderte er sich, daß ichs nicht wisse,) in die Marienkirche auf dem Markt!“ Ich mußte mit. — Dort drängte sich eine gemischte Masse von Tausenden unter den hohen spitzgewölbten Bogen zusammen. Viele Kerzenflammen flimmerten in der Tiefe des Gangs, und mir schien dort etwas Geheimnißvolles

bereit

bereitet zu seyn. Der Gesang und das leise Murmeln der mich umringenden Andächtigen, stöhnte und flusterte immer fort; und immer dieselben Worte: „Heilige Marie; holdseligste der Jungfrauen ꝛc. — Gerade diese kindliche Beschränktheit rührte mich so sehr! Ist's nicht, als ob man Kinder hörte, die ihrer Mutter heiße flehende Wünsche bringen; immer ihr „Bitte, bitte!" stammeln, ohne sich viel um Redensarten zu bekümmern? —

Allmählig wand ich mich, wie's nur irgend ohne Störung der dichtgedrängten Menge möglich war, hindurch zur Mitte der Kirche, wo die räthselhaften Kerzen glimmten. Jetzt, endlich stand ich am Ziel; — ja wohl am Ziel! — — Ein Sarg, mit einem großen schwarzen Baartuch überhangen, war in dem Kerzenkreis aufgestellt. Es war gewiß schon Vorbereitung für das Fest aller Seelen? Gefragt hab' ich nicht. Wer hätte mir geantwortet. Jeder und Jede der Umstehenden (ach, Serena! es waren so viele blasse kummervolle Gesichter darunter!) hob vielleicht

im

im Geiste die furchtbare, weißbekreuzte Decke ab, und schaute mit frischaufbrechenden Wunden irgend einer theuren verlornen Gestalt in das bleiche Antlitz! — Auch ich Elise — ich sah, Du weißt wohl wen! Seine blasse müde Gestalt war's, — des Treuen, des Unvergeßlichen! — So still mit den gefalteten Händen, geschmückt mit meinem Ring; so mit der harmlosen Miene eines armen gedrückten, aber unschuldigen, frommen Lebens; so — wie wir ihn dort gesehn von Deinem Fenster herab in seinem letzten kleinen Haus; dort, wo Du mich halb ohnmächtig und ehränenlos in Deinen Schwesterarmen hieltest — Ach! genug, genug! Es war das Fest aller Seelen; — seiner Seele auch! Ich kniete mit unaussprechlicher Ergebung zu den übrigen Knieenden hin. „Heilige Maria!" flüsterte es um mich her. — Weiter vernahm ich aber nichts mehr

Erschöpft, und ich weiß kaum wie, langte ich in der Herberge an.

Am andern Morgen ſagte ich auf der Mainbrücke dem ſchönen Würzburg Lebewohl. — Dir ſage ichs jetzt bis Morgen!

Vierter Brief.

Frankfurt am 4ten November.

Habe ich Dir wohl geſtern den Ort genannt, wo ich Dir meinen 3ten Brief ſchrieb? — Ich glaube kaum! — Nun, ſo erzähl ich Dir heute von Aſchaffenburg; denn dort ſaß ich an einem recht gaſtlichen Gaſthofe (der Poſt,) und dachte an meine treue Serena, und genoß außer dieſem höchſten Genuß noch ſo viel Schönes und Gutes!

Die Fahrt von Würzburg nach Aſchaffenburg, (ein ziemlich ſtarkes Tagewerk für eine Jahreszeit, die ihre Morgenſtunden ſo ſpät aus der Nacht, und ihre Abendſtunden ſo bald hinein treten läßt!) war wohl nicht ganz ſo ſchön, als die erſte Station es verſprach, doch darum

darum nicht minder glücklich und froh. Einige Puncte zeichnete ich mir hauptsächlich an: — Den lieblichen Blick bey Längfurt, wo der Main, der unterdeß einen weitgekrümmten Umweg gemacht hat, die Straße wieder durchschneidet, und wo man Fähren zum Ueberschiffen bereit hält; dann die freundliche Lage eines Schloßchens Triefenstein, und den Weg über den Spessart; — ein sich von Süden nach Norden hin erstreckendes Gebirge. Es hat weder die Höhe und Ausdehnung, noch die romantischwilden Berggruppen unsres Thüringer Waldes. Die Höhen des Spessarts sind sanfter gewölbt, mit schöner Waldung bedeckt. Unsere Straße führte uns unter vielen starkstämmigen Eichen hin, die (wie ich bey dieser Gelegenheit bedauernd erfuhr,) merklich seltner in mehreren deutschen Wäldern werden sollen. Es wär's denn auch in dieser Rücksicht Zeit zum alten deutschen Sinne heimzukehren, der diese herrlichen Waldriesen als sein ehrwürdiges Sinnbild, sorgfältiger pflanzen und pflegen würde.

Es dunkelte schon, als wir an dem westlichen Abhange der Berge hinabfuhren. Die zur Seite sich hinziehenden engen Waldthäler, — aus welchem theils truppweise, theils einzeln, kleine Häuser mit hellfunkelnden Fenstern herauf blickten, und Mühlen oder Gewerke treibende Wasser rauschten, — erinnerten mich lebhaft an den Steinbacher Grund in der Nähe unsres unvergeßlichen Liebensteins.

Die späte Ankunft in Aschaffenburg ließ mir keine Zeit für Dich; doch der frühe Morgen des gestrigen Tages war Dir geweiht; dann, sobald die leichten Nebel sich senkten, eilten wir, die wenigen, allzuflüchtigen Stunden unsers Aufenthaltes benutzend, in das Schloß.

Die liebenswürdige und geliebte Kronprinzessin von Baiern hatte dort den Sommer über, vereint mit ihrem edlen Gemahl, — der mit kräftigem Arm ein theures Vaterland, eine holde Familie und ein himmlisches Schwesterpaar, „Wissenschaft und Kunst," zugleich ans Herz drückt, — gewohnt; und war, wie

man

man sich schmeichelnd sagte, ungern geschieden. — Wie glaub' ichs so gern!

Das Aeußere, des mit breiten Thürmen umgebnen Schlosses, gewährt durch seine Bauart und ziegelröthliche Farbe gerade nicht einen großen, doch auch keinen unfreundlichen Anblick. Das Innre aber übertrifft ihn weit. Aus geräumigen, wohnlichen Zimmern eilten wir in andre, die mit herrlichen Bildern prangten. Zum Theil Copieen; zum Theil auch die Werke edler Meister. — Einen aber nenn' ich Dir zuerst, dessen großes Werk ich am Fenster erblickte, welches ein Schloßbewohner mir öffnete. Jener Meister ists, der das erste „Werde" sprach. —

Da lag seine Landschaft vor mir! — O Freundin! — Wirds doch dem Mahler schwer, Gegenden wie diese zu zeichnen: wie dürfte die unbeholfne Feder eines Mädchens sich an eine blose Schilderung wagen! —

Sag ich Dir auch: „dort spannt sich eine vielbogige Brücke über den, in seinem flachen Bette weite Krümmungen bildenden Strom;

Strom; dort dehnt sich die Ebene, von fernen blauen Bergen begränzt, gegen Westen und Süden hin; dort führt eine Stunden-lange Pappelallee nach der Frankfurter Straße; hier ziehen sich schöne Anlagen neben niedlichen Häusern längs den Ufern des Flusses um die Stadt her; dort blinken wohlgebaute Dörfer mit weißglänzenden Häusern; dort blicken die Bäume des „schönen Busches" (einer lieblichschattigen englischen Anlage) über die weiten Felder herüber: — sag ich Dir auch alles das, so hast Du dennoch nicht einmal einen Schattenriß der Aussicht vom Aschaffenburger Schlosse. — — Wie ungern verließ ich das Fenster! So herbstlich schön hatte ich noch keinen Morgen gesehn!

Meine Gefühle, als ich, ach so eilend, (denn die Postpferde stampften schon wartend vor dem Reisewagen) durch die mit Mahlereien geschmückten Zimmer ging, erinnerten mich an meine Kindheit und an meine alten lieben Weihnachtsbäumchen. Warst Du doch auch dabey, wenn wir bald zu dem einen bald

zum

zum andern griffen, gafften, ohne zu ſehen: naſchten, ohne zu genießen! —

Alles, was ich an jenen Bilderwänden während einer kleinen halben Stunde erblickte, flattert mir in der Erinnerung im bunten Gewimmel durch einander; doch auch ſo ſchon ergötzlich und begeiſternd für die hochedle Kunſt der Farben. Nur weniges geſtaltet ſich in beſtimmteren Umriſſen. So z. B. aus dem Zimmer der deutſchen Schule eine Sterbende von Albrecht Dürer, umringt von ihrer Familie, die Weihe der letzten Stunde vom Prieſter empfangen. Ich dachte an unſern Correggio in Oelenſchlägers gefühlreichem Stück: „Da ſieht man, ruft er im Bildersaale vor einem Werke des deutſchen Meiſters aus, — da ſieht man, daß über den Bergen auch Leute wohnen!“ — (Schlage mir doch die Stelle nach; ich erinnre mich der Worte nicht deutlich.) Dann die alten wunderlichen Heiligenbilder auf Goldgrund, von einem uralten Landsmann, Martin Schön; auch einige geiſtliche Männer von Kranach, die einſt in

Schrän-

Schränke eingerahmt gewesen; eine kleine Magdalena von oder nach Correggio; ein schlafendes Jesuskind von Guido Reni; das sanfte stille Antlitz einer Madonna von — ich weiß nicht wem; endlich noch ein Rembrandt, wo den im Dunkel der letzten Nacht leidenden Christus ein lichtströmender Engel tröstet, und Eines von 4 großen zusammengehörenden Stücken, Scenen aus Tasso's Jerusalem darstellend, von Julio Romano.

Warum nun nur diese deutlicher mir vor der Seele stehn, — da doch gewiß viele eben so ausgezeichnete, wohl noch ausgezeichnetere, die ich mit nicht minder gierigen Blicken schaute, sich fast ganz verwischt haben? —

In unserm Gedächtnißschranke, Hirnkammern genannt, sind vermuthlich, (wie oft in unsern Putzschränkchen,) nicht immer alle Fächer hübsch aufgeräumt. Was dann sein passendes Fach in Ordnung findet, legt sich wohlverwahrt hinein; das andere wird unordentlich und zu Ungleichartigem verpackt und zerknittert.

Bey

Bey dem letzten Schritt aus dem letzten Zimmer sah ich mich noch einmal um, und die herrlichen Gestalten schienen mir zuzuflüstern: „Ach, willst Du denn schon wieder fort? Bleibe bey uns! Du wirst Dich doch hernach zurücksehnen nach unserm stillen Leben!“

„Kann ich doch nicht! Darf ich doch nicht!“ — rief ich schmerzlich zurück, und eilte zu meinen harrenden Gefährten.

Wohl zog ein inniges Sehnen mich während der ersten Stunden unsrer Fahrt, nach dem kaum genossenen Anschaun der herrlichen, aus dem ewigen Lichtreich geschaffenen Farbenwelt zurück. Zum Trosse konnte ich doch im Gespräch mit gleichgestimmten Freunden, einigen Ersatz für das Verlorne finden. Wir theilten uns wechselseitig unsre Empfindungen und Bemerkungen mit. P. M * traf in manchen so sehr mit mir überein, daß ich sie Dir als die meinigen geben konnte. So sagte er unter andern der in Mode gekommnen, von hochtönenden Formeln strotzenden Manier vieler anmaßlichen Kenner, womit sie die Erzeug-

niſſe des Genius zu behandeln pflegten, viel Uebles nach.

„Dieſe Herren, — äußerte er, — wären „gewiſſermaßen Jean Paul's Katzenberger in „der Badereiſe zu vergleichen, der dem ge„ſtohlnen Kätzchen ganz kaltblutig den Kopf „einigemal auf dem Hals herumdrehte, „nur um es bequemer rezenſiren zu kön„nen. Das rechte, innre Leben entgehe den „meiſten, die ſich Kennermienen gäben, „und mehr Beleſenheit in Kunſtkri„tiken, als Erfahrung und Gefühl in „Kunſtanſchauungen hätten. Sie jag„ten mit ihrem kaltberaſtenden Blick und mit „ihrem hartangelegten Maßſtabe den Geiſt „aus dem Werk hinaus, und balgten ſich dann „herum mit dem zurückgebliebenen Balg."

Zu den Beyſpielen, womit er ſeine Behauptung zu belegen ſuchte, fielen mir jene zwey fremde vornehme Kunſtkenner ein, die wir einſt, Serena, durch unſern kleinen Bilderſaal führten. Für uns ein Heiligthum! Manches Stück darin eine Art von Altarbild

das

das wir oft mit stiller Andacht angeschaut! — Und diese vielgereisten Männer streiften mit so kalten stechenden Blicken hindurch, und schossen ohn' Erbarmen rechts und links, als wären sie auf einer Hasenjagd, uns unsre liebsten Bilder mit ihren kritischen Windbüchsen tod! Dann weideten sie aus. — Dort war die Hand verzeichnet; dort der Ton zu grau; hier fehlte es an der rechten Lichtvertheilung; hier taugten die Gewänder nichts. Keine breite Massen! Die Draperie zu schwer! Die Schatten zu hart! Der Pinsel nicht schmelzend genug! — Von jenem Bilde mochten sie wohl einmal das Original sehen; — dieses wußte man in keine Schule zu ordnen. Das, — ja das konnte vielleicht dem großen Raphael angehören; offenbar war es aber nicht im dritten Stil, sondern in seiner ersten schlechteren Manier u. s. w. Hoch erhoben und mit geheimnißvollen Mienen angepriesen wurden dagegen andre, die niemals unsre Gunst zu gewinnen vermocht hatten.

Erinnerst Du Dich noch der langen Gesichter und krausen Mienen, mit denen wir uns hinter dem Rücken dieser Kunstkenner einander ansahen? —

Doch scheint es Dir nicht auch, Serena, als möchten wir arme Laienschweitern gewisse Foderungen an den Mahler, mit denen es zunftmäßige Kenner oft eben nicht so genau zu nehmen pflegen? Der Künstler, der für uns recht zu Dank gemahlt haben will, muß auch zugleich ein Dichter seyn.

So viele, tausendmal dargestellten Momente biblischer oder mythologischer Gegenstände sind doch offenbar selbst von berühmten Meistern oft höchst geschmacklos behandelt, auch schon durch die allzuhäufige Benutzung verbraucht worden; so daß schon deshalb ein großer Genius dazu gehört, um ihnen gleichsam eine neue Seele einzuhauchen. Von vielen dieser Schöpfungen könnte man sagen: „Der heilige Geist habe nicht über dem Wasser geschwebt.“

Mir

Mir iſt Zeichnung und Farbe eines Gemäldes nichts anders, als Sprache und Ausdruck eines Gedichtes. So wie ich bey dieſem, da wo eine ſchöpferiſche Phantaſie den Stoff gebildet hat, auch einen hier und da vernachläſſigten Ausdruck gern und leicht verzeihe; ſo fällt mir bey dem Bilde, das ein poetiſcher Mahler erfand, mancher für Viele ſichtbare Fehler ſeines Pinſels nicht auf; dahingegen mich auch die vollkommenſte Darſtellung einer geiſtloſen Erfindung unbefriedigt und kalt läßt.

An jenem ſchönſten Tage des Auguſts, wo ich zu Deines Oheims Burg und zur Feyer eines Abends reiſte, deſſen Schilderung ich Dir, — um einer neuen Mahnung zu entgehn, — in einem meiner letzten Reiſebriefe einzuſchalten gedenke, — an jenem Tage ruhte ich während der ſchwülen Mittagsſtunde zu S * —, einem Landhauſe, deſſen Herrſchaft ſeit Jahren ſchon abweſend war.

Der Verwalter, (welcher die tiefe gemüthliche Stille, mit der ich im Schatten auf der

Stein-

Steinbank vor der Thüre, unter flatternden Tauben, pikenden Hühnchen und schnatternden Enten saß, — für Langeweile hielt, die er aus schuldiger Höflichkeit zu vertreiben suchen müsse,) that mir den freundlichen Vorschlag, die herrschaftlichen Zimmer des zweyten Stocks zu besehen; und da eine Gefälligkeit der andern werth ist, so schlenderte ich hinter ihm durch die schauerlich öden Gemächer her, die er vor mir aufschloß. Das unheimliche Gefühl, welches mich in lange nicht bewohnten Zimmern, — wo die Geräthschaften, ohne jemals ihren Platz zu wechseln, verbleichen und veralten, — gewöhnlich befällt, unterdrückte ich dem guten Mann zu Gefallen, und lobte ihm die großblumigen seidnen Stühle, die schwergefalteten Vorhänge, die schnörkelreichen, mit geschnittenen Glasrahmen eingefaßten Spiegel und die Papiertapeten des Saals, welche ehedem eine rothe, jetzt nur noch eine weiße Rosenlaube darstellten.

Von der Wand her sah'n mich hier und da alte Herren mit langen Perücken und steifgeschnür-

geſchnürte, in der Mitte libellenartig geformte Damen mit hochhinaufgewichtem Haarputz ernſthaft an. An andern Stellen mochten vielleicht beßre Bilder oder Kupferſtiche gehangen haben, wie die noch hervorragenden Nägel vermuthen ließen.

Hier, — ſagte mein Führer am Ende der Reihe, während er aus einem großen Bunde klingelnder Schlüſſel den rechten ſuchte, — „hier iſt auch noch ein kleines Kabinet der gnädigen Frau. Die Mobels ſind herausgeſchafft, aber die Ausſicht iſt doch ganz hübſch.“ Kurz, wir traten auch in dieſes, und mein erſter Blick fiel auf ein in der Wand eingerahmtes Oelgemälde, das einen großen dauernden Eindruck bey mir zurückließ.

Es war ein Sterbezimmer, doch alles, was dieſe Scene Zurückſtoßendes und Herzzerreißendes für den Zuſchauer haben konnte, war gemildert und verklärt durch ein einfaches, frommes, ja himmliſches Gemüth!

Die ganze hier verſammelte Familie wäre auch Dir, Serena, in wenigen Minuten ſo

bekannt

bekannt gewesen, wie die eines Hauses, wo Du Jahre lang aus und eingegangen. Der Sterbende, ein noch junger Mann, auf hochgepolsterten Kissen ruhend, war sehr bleich, doch unentstellt, fast lächelnd, wie in einem unbekannten süßen Traume. Zur linken Seite des Lagers saß ein jugendlich schöner Geistlicher (gewiß zugleich sein Freund!) mit festgefalteten Händen zu ihm hingeneigt, gleichsam den letzten Odemzug belauschend. Er spricht keine Tröstungen mehr aus, da ein andrer höherer Tröster sein himmlisches Amt bey der scheidenden Seele schon begonnen zu haben scheint.

Die ehrwürdige Mutter des Kranken kniete zur Rechten an einem Sessel, das Gesicht, voll Thränen und voll Ergebung, vom theuren Sohne abgewendet, dorthinaufblickend, wohin er zu ziehen im Begriff stand. — Ihre ausgebreiteten Hände sagen: „Nimm ihn, Herr! Er ist Dein!“

Nahe an ihr, ganz dem Beschauer zugekehrt stand der alte Vater, in männlichem

Schmerz,

Schmerz, in männlicher Faſſung. Den ſich zu ſeinem Ohre hinneigenden Arzt blickt er fragend an: „Iſt denn keine, keine Hoffnung mehr?“ Die troſtloſe Antwort bebt auf der Lippe, ſpricht ſich in der Bewegung der Hand, in der ernſtgerunzelten Stirne des Doctors aus.

Und zur linken Seite des Vorgrundes nach dem Fenſter gewendet, dort, Serena, iſt halb ſtehend halb knieend die engelſchöne Gattin, ſchon jetzt in tiefe Trauer gehüllt. Vor ihr zwey knieende Knäbchen. Der Aeltere, dem die gelben Haare lang und ſchlicht über den Rücken fallen, verſteht den großen Sinn dieſer Stunde. Er hebt die zuſammengelegten Hände und die unſchuldigen blauen Augen zu dem blauen Himmel hinauf. — Dem Kleinſten hält die hoffende, — auch da, wo alles aus iſt, immer noch hoffende, Mutter die Händchen zum Gebet zuſammen; und dieſer Engel weiß es nicht, was hier vorgeht, und was er ſoll! Er dreht ſein Lockenköpfchen nach ihr um und lächelt ſie holdſelig an! — Ein ſtarker Lichtſtrahl, (der Röthe nach, ein Abendſonnenſtrahl,

strahl, — hier, wo der Tag so vieler Herzen sich geneigt hat!) bricht durch das Fenster herein, und setzt im dämmernden Sterbezimmer nur die Mutter mit ihren Söhnen ins höchste Licht. Das kömmt von Oben! — Es heißt: „Getrost! Ich lebe noch!“ —

Dieser Mahler war wohl schwerlich ein berühmter Mann. Nicht blos mein Begleiter wußte mir ihn nicht zu nennen; auch der Besitzer, den ich späterhin schriftlich fragte, kannte ihn nicht. Aber war er nicht ein Dichter? — Mächtige Erhebung, — sanfte Rührung, — dauernde süße lebendige Erinnrung: das ist mir das Höchste, was die Kunst leisten kann; und es in schöner Vereinigung zu geben vermag wohl nur allein der Mann, zu dem dort im Schiller'schen Liede („die Theilung der Erde“) der Olympier sprach:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben? —
„So oft du kommst, — er soll dir offen seyn!

Fünf:

Fünfter Brief.

Frankfurt am 5ten Nov. Abends.

In der freyen Bundesſtadt Frankfurt am 5ten November an eine deutſchſinnige und ſinnigdeutſche Freundin ſchreiben, und einen andern Gegenſtand, als die Eröffnung des Bundestages oben hinſtellen, — das hieße doch wohl, ſich dem Verdacht ausſetzen, man habe entweder nicht am 5ten November, oder nicht in Frankfurt geſchrieben?

Du irrteſt indeß, mein Schweſterchen, wenn Du glaubteſt, ich könnte Dir über die Feyer dieſes mit Glocken und Kanonen laut genug eingeläuteten und angedonnerten Tages mehr verkünden, als die bewußte langſchäftige Zeitung, welcher wir ehedem ſo gern den blaſenden Poſtreuter ausſchnitten.

Da ich, — wie Frauen ziemt, — nicht wenig auf der Väter fromme Sitte halte, ſo hätte ich wohl gewünſcht, Dir (was Du auch in jener Zeitung umſonſt geſucht haben wirſt,) die

die Schilderung eines kirchlichen, mit dem großen Zwecke dieses Tages verbundenen Festes geben zu können. Es war mir nicht recht, — darf ich Dir wohl gestehn, — daß die Glocken so zum Tag hineinläuteten, und nicht, wie sie eigentlich immer sollten, das Zeichen gaben, die Tempel seyen zu Gebet und heiliger Weihe geöffnet.

Zogen doch die deutschen Kaiser, wenn sie für das Wohl des Reichs zu sorgen gelobt hatten, betend zu den Altären und empfingen ihre Kronen an heiliger Stätte. Die Gesandten der deutschen Fürsten, für Deutschlands Wohl versammelt, hätte ein ähnlicher Sinn wohl auch geziert! —

Sollte es wahr seyn, was man hier behauptete, daß zwar die Meisten diesen innern Beruf gefühlt, und nur äußere, den verschiedenartigen kirchlichen Verfassungen angehörige Verhältnisse, eine Uebereinkunft über die Art der Feyer vereitelt hätten? — In diesem Falle hätte ich außer dem so oft gemißbrauchten, und nur hier am rechten Orte nicht ge-

gebrauchten „Herr Gott, dich loben wir!“ auch noch jenen Gesang verschlagen mögen, den, (nach der Erzählung des ehrwürdigen Pfarrers in Vossens Luise,) die drey Ankömmlinge auf der Bank vor der Himmelsthüre gemeinschaftlich anstimmten, als Petrus sie aus guten Gründen an der verschlossenen Pforte ein wenig harren ließ. —

Deine Rosalie begrüßte in Gesellschaft verehrter Gefährten diesen so lange her umsonst erwarteten Morgen von der Zinne des Domes herab.

Möge die Einheit und das Glück des lieben Vaterlandes (dessen Wiedergeburt deutschen Männern so viel Blut, und deutschen Frauen so viel Thränen gekostet hat,) nicht sinnbildlich angedeutet seyn durch den schweren dichten Nebel, der heute über Frankfurt lag, und späterhin in großen Tropfen niederrann!

Welch eine entzückende Aussicht habe ich entbehren müssen! Auch schon die nahen einzelnen Gegenstände, die, wie Trümmer einer großen Schöpfung aus den grauen Nebelmassen

massen blickten, ließen uns die Mühe nicht bereuen, die enge, über 300 Stufen hoch hinaufgewundene Treppe erstiegen zu haben.

Eine Art von Einsiedler (Schuhmacher seines Handwerks,) der in der Kuppel dieses uralten Tempelthurmes wohnt, und der nun seit vier Jahren nicht mehr in die unten tosende und wimmelnde Welt hinabgestiegen war, zeigte uns den nahen Römer. Das einfache, kunstlose und festgebaute Haus ragte wie ein Denkmal auf langstverfallnen Kaisergräbern hervor.

Der breite, unter der schönen bogenreichen Brucke langsam hinabziehende Fluß verlor sich bald im Nebelqualm. Wir beschliessen bey unsrer Rückkehr, wenn sie mit einem freundlicheren Himmel zusammentrift, diesen Thurm noch einmal zu ersteigen. Dann schreib' ich Dir vielleicht mehr über ihn und die unten liegende fast tausend Jahr' alte Kirche.

Schon rüstet man sich zur Abreise für Morgen, und der vorige wohlbeleibte Brief hat meine wenigen Schreibstunden so ziemlich aufgezehrt;

gezehrt; darum darf ich Dir von Vielem, was ich Dir über unſren kurzen, doch wohlbenutzten Aufenthalt zu Frankfurt ſagen möchte, nur Einiges geben. — Vor allem aber muß meine Serena, — die unſre Reiſefreuden und Leiden ſo ſchweſterlich theilet, — wiſſen, daß der Tag unſrer Ankunft der ſchönſte ſeit vielen Wochen war.

Eine helle Sonne, — eine Luft, die der November vom Auguſt geliehen zu haben ſchien, und einige nicht mißlungene Scherzlieder aus der Reiſetaſche brachten das Barometer der guten Laune merklich zum Steigen; obwohl es bisher ſchon noch niemals unter „ſchön" geſtanden hatte. Hier und da eine Strecke Wegs wanderte ein Theil der Reiſegeſellſchaft fröhlich plaudernd neben den leeren Wagen her. Im Wäldchen vor Seligenſtadt klangen die Hörner der Poſtillons ſo luſtig; die Gegend prangte bis zur weiteſten Ferne ſo reich mit ihren Städten und Dörfern in gartenähnlichen Feldern; der Main zog ſo ſanft und himmelblau neben uns fort, daß ichs ſchon

damals

damals aufgab, Dir's recht zu beſchreiben, wie wohl mir zu Muthe ward!

Die Umgebungen Frankfurts ſind ſchöner als ſein Inneres. Nicht als ob es an großen hubſchen Häuſern fehlte, aber ſie ſtehen, — mit Ausnahme derer, welche die herrliche Zeil und einige Plätze verſchönern, — oft in zu engen krummen Gaſſen. Um ſo prachtvoller fällt eine neuangelegte Häuſerreihe am Maine aufwärts (die ſchöne Ausſicht genannt) in die Augen. — Das Schöne iſt vielleicht überall nur am rechten Plaße ſchön. — Wie ein Bauherr ſich entſchließen kann, ein mit Säulenpforten verziertes pallaſtähnliches Haus in eine enge, dumpfe, winkliche Gaſſe zu ſtellen, begreife ich nicht. Es nimmt ſich da, ſcheint es mir, eben ſo abgeſchmackt aus, wie eine Schöne, die im reichſten geſchmackvollſten Balkleide unter dem Schmutz einer von tanzenden Dirnen wimmelnden Dorfſchenke zu glänzen verſuchte. — „Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Orte!“ Das waren zwey goldne Regeln der lieb-

lieb- und tadelreichen Großmama, die aus jenem einfachen Grundsatze, wie aus einem unscheinlichen Ei, ihre ganze Moral und Aesthetik auszubrüten wußte, so daß sie einmal (wie ich Dir durchaus noch bey dieser Gelegenheit erzählen muß,) im Kreise ihrer Enkel, die ihrer Meinung nach einen gewissen großen Dichter allzuüberschwenglich lobten, alles Ernstes behauptete: „es sey gar nicht so erstaunlich schwer, ein großer Schriftsteller zu werden; man dürfe ja nur immer das rechte Wort zur rechten Zeit an die die rechte Stelle setzen!“ —

Auf der Mainbrücke, die wir gestern an einem unvergeßlichen, himmelblauen, mit zartem, durchsichtigem Duftschleier geschmückten Morgen besuchten, waren wir zweifelhaft, ob dem Blick stromaufwärts oder dem, abwärts, der Vorzug gebühre; doch die schon genannte „schöne Aussicht“ entschied für den ersten.

Von da umgingen wir auf reinlichen Wegen zwischen Gartenanlagen auf ehemaligen

Wällen hin die Stadt und fanden noch manches Plätzchen, von dem wir ungern schieden. An dem kleinen, doch reichhaltigen Bethmannischen Museum geht der Kunstfreund gewiß nicht vorüber. Außer guten Gypsabgüssen der berühmtesten Marmorbilder des Alterthums blickt dort Danneckers Ariadne, die wohl mit der Zeit auch ein antikes Kunstwerk werden kann, mit dem idealischschönen jungfräulichen Gesichtchen, — lehnend auf einem langsam schreitenden Panther, — wie im Gefühl ihrer Schönheit stolz, und doch sehnend, himmelwärts, als suchte sie die Sonne der griechischen Zone.

Unser Freund, der Kunstsammlungen lieber allein, als in bunter Gesellschaft sieht, trat in den Gartensaal, als wir Uebrigen ihn verließen, und da er uns späterhin eilend einholte glühte sein Gesicht nicht blos vom Laufen, wie er versicherte, sondern auch vom Entzücken über die Ausführung („Verklärung" war sein Wort,) des Modelles, das er vor sechs Jahren

en in der Werkſtatt des Schöpfers der Ariadne
eſehn hatte.

Viel Gutes ſagte er uns vom wackren Künſt-
er: wie freundlich und ſinnig damals ſeine
hrreiche Unterhaltung über die herrlichen Zier-
en ſeiner Sammlung, (theils eigne Arbeiten,
heils römiſche Abgüſſe von Antiken,) gewe-
en ſey; wie guter Laune er ihn getroffen,
a eben der Marmorblock zur Ariadne nach
ielfältigen Fährlichkeiten und Plackereien glück-
ch, wie wohl ſehr theuer, angekommen; mit
ie viel Geiſt und Gemüth er das Bruſtbild
ines Jugendfreundes Schiller, (von welchem
uch die Bethmanniſche Sammlung eine Copie
eſitzt,) gearbeitet, und den ſtarren Marmor
ezwungen habe, nicht blos die Züge, ſondern
uch, ſo viel dieß möglich, die Seele des
lten Dichters wieder zu ſpiegeln, u. ſ. w.

So wurde uns nun das göttliche Mädchen
on Creta immer lieber, und ich wünſchte
ich noch einmal zurück in das ihr geweihte
empelchen, auf jenen Sitz, von welchem aus
an ſie im ſchönſten Lichte, (in einem magi-
ſchen,

ſehen, — wenn der rothſeidne Vorhang niedergelaſſen wird, —) ſich auf dem beweglichen Fußgeſtelle wenden ſieht; nach jeder Wendung mit neuen, von einer reinen künſtleriſchen Phantaſie erſchaffnen Reizen geſchmückt.

M. * ſcherzte wohl, als er ſie ein hochſtgelungnes Bild, aber eine verfehlte Ariadne nannte. „Denn, — ſetzte er hinzu, — bey dieſer ſittigjungfräulichen Sinnigkeit wäre ſie mit keinem Theſeus dem Vaterhauſe entlaufen, und bey dieſer Schonheit hätte kein Theſeus ſie verlaſſen.“ —

Auf unſrem fortgeſetzten Spaziergange zum würdigen Denkmale heſſiſcher Krieger, (deren Namen jetzt daſſelbe feindliche Erz verewigt, das ihnen den Tod gab,) wurde im wechſelſeitigen Tauſch der Ideen noch mancher Gedanke frey, der ſich im Saal der Steinbilder gleichſam dem Keime nach zu entfalten angefangen hatte.

So äußerte z. B. Jemand: „Der Genuß, welcher ſich blos auf das Bewundern und Wohlgefallen der vor Augen ſtehenden Geſtalt

eines

nes Kunstwerkes dieser Gattung beschränke,
y bey weitem nicht der höchste, den es zu
ewähren vermöge. So wie unter den Ca-
holiken es manche gebe, die das Bild selbst
einten, zu dem sie die Hände bittend erhö-
en, andre aber es nur als Symbol eines
öheren geistigen Wesens verehrten: so gefalle
anchen Beschauern berühmter Statuen nur
ie materielle Form selbst, so zu reden der
örper des Bildes, dahingegen andre sich zu
iner höheren, geistigeren Anschauung zu er-
eben vermöchten."

Ich gestehe Dir, Serena, nicht ohne
in wohlthuendes Gefühl, daß ich in die-
er Bemerkung meine eignen Empfindungen
ey dem Anschaun der eben betrachteten Göt-
erbilder wieder fand.

Als ich dort im Blick auf Danneckers Werk
verloren saß, da würdigte ich es erst ganz,
als meine Phantasie den rohen Marmorblock
an seine Stelle schob, und den Künstler da-

neben

neben ſtellte. Ich ſah ihn unter ſeinen ſchönen bildneriſchen Ideen verſtändig und ſorgſam die ſchönſten wählen; ich ſah ihn, wie er, ohne noch den Meiſel anzuſetzen, alles Ueberflüſſige von dieſer todten Stein-Maſſe hinwegblickte (möcht' ich ſagen,) und wie dann durch unermüdlichen Eifer ein Steinſplitter nach dem andern abſprang, und ſo nach Jahren erſt der dicke Erdmantel ſank, der das Himmliſche verhüllte! — Da, Serena, war die Wonne des Gedankens: „daß es dem menſchlichen Geiſte verliehen iſt, ſo ſchaffend zu erfinden und ſo ausharrend zu ſchaffen," — das Allerſüßeſte in meinem Genuße!

In Gottes großen Werken ſoll man überall den Schöpfer ſuchen; ſo gewiß auch in allem Würdigen und Schönen, was der Menſch hervorbringt, — überall den Menſchen.

Uebrigens fand aus unſrer letzten Unterhaltung über Mahleren noch Manches auch hier ſeine Anwendung auf die Werke des Meiſels.

fels. Folgende vereinzelte Gedanken des Gesprächs hebe ich Dir noch aus:

„Die Mahlerey hat mehr einen weiblichen, die Bildhauerkunst mehr einen männlichen Charakter." — —

„(Beyläufig: — Hat es wohl gegen nicht wenige Frauen die mit Ruhm den Pinsel geführt, auch nur Eine gegeben, die des Meissels mächtig gewesen wäre? Uns allen wollte kein Beyspiel einfallen.)

„Die plastische Kunstbildung bestand früher, als die der Farben, wurde wenigstens eher vervollkommnet. — Auch in der Schöpfung war die Frucht wahrscheinlich früher, als die Blüthe." — —

„Die Bildhauerey hat mehr, als irgend eine darstellende Kunst etwas Göttliches in der Idee. Die Werke des großen Weltgeistes sind ja auch plastischer Art!" — —

„Die Mahlerey reicht dem Genius der Kunst liebliche Blumen an seine Brust; die

die Bildhauerkunst hebt ihm köstliche Früchte, an die zart berührenden Lippen. Die Sonne aber, welche die Blumen färbt und die Früchte zeitigt, das ist die Dichtkunst." — —

Den 6. Nov. Morgens.

Der geschäftige Lärm einer lebenreichen Handelsstadt kann einer Freundin ländlicher Stille wohl Stunden-, doch nicht Tage lang ergötzlich seyn.

Dieses unaufhörliche Rollen, Rufen, Reiten, Klappern, Stampfen, Rasseln ꝛc. ist der ruhigen Sammlung des Gemüthes und allen den schönen Beschäftigungen, die sich an dieser reinen Quelle, wie Blumen an einem klaren Bächlein, nähren, höchst ungünstig. Der, — oder lasse mich lieber sagen die Reisende, die bey ihrem Aufenthalte in großen Städten die lebendigste Straße bewohnt, kann leicht dahin gelangen, zuerst in einer gewissen unmuthigen Zerstreuung, dann zum Zeitver-

treib

treib und endlich aus Neigung viele edle Stunden am Fenſter zu vergaſſen. Daß aber dieſes nutzloſe Geſchäft mit möglichſter Gedankenloſigkeit getrieben werden könne, beweiſet mir — ein Pudel, den ich geſtern aus einem benachbarten Fenſter mit ſichtbarer Gafflust auf die Straße herabſchauen ſah, ſo oft ich hinblickte.

Auch ich habe mich in dieſen Tagen ſchon einigemal heimlich ausgeſcholten, wenn ich mich ſo mit großen Augen und kleinen Gedanken, die vorüberziehende Thätigkeit unthätig beſchauend, ertappte. Gerade ſo ſah ich zuweilen einen dörfiſchen Stoffel mit ſeiner Stoffeline auf dem Jahrmarkte in der Stadt, immer eins das andere wegzerrend, an einem Gukkaſten ſtehen. — Auch glaub' ich beynahe, ich fing ſchon an, das Maul ein wenig dazu aufzuſperren, wie Jene! —

Die Verſuchung nach dem Fenſter hinzulaufen iſt vielleicht klein für den, der unter ſolchem vieltönigem, regſamem Treiben ſeit langer Zeit heimiſch iſt. Ich aber konnte es

bis

bis jetzt schwer über mich gewinnen, nicht aufzuhorchen, wenn z. B. ein Paar kreischende Stimmen von Verkäufer und Verkäuferin in ein närrisches, vom Zufall gestimmtes, Duett geriethen; und dann mußt' ich nothwendig auch wissen, wie die Sänger aussahen. — Oder ein seltsames taktloses Hufeisenklappern nöthigte mich blos deßhalb hinauszuschauen, weil ich vorher in Gedanken zu mir gesagt hatte: „Das Pferd muß wohl hinken?" — Oder ein mächtiges eiliges Rollen zwang mich zum Sprung ans Fenster, um mir einen zierlichen Wagen zu zeigen, der, vorn mit zwey schönen Pferden, und hinten mit zwey reichen Livreen angeschirrt, seinen Besitzer aus Einer Langenweile in die andre fuhr. — Oder ein Posthorn, (dessen Reizen ich ohnehin schwerlich widerstehe,) musicirte mich herbey, und ich mußte nicht blos hören, sondern auch sehn, wie es das wenig aufmerkende Frankfurt mit allerley lustigen Stücken anblies, während aus der langsam nachgeschleiften Post-Arche allerley Geschöpfe, mühselig über einander hin-

hinhockend, mit braunen Alltagsgesichtern und weißen Nachthauben sich verdrüßlich zum Fensterloche hinaus nach der ersehnten Herberge umsahn. — Oder endlich, — eine Post ganz andrer Art bannte mich mit einem unheimlichen hohlen Gepolter und langsam schwerem Pferdeschritt, wider Willen, auf ein hohes, schwarzüberhangnes Gerüste hinabzublicken, das einen verhüllten, nun von allen Erdenreisen ausruhenden Unbekannten in die letzte Herberge führte. —

Dieß war erst heute am frühen Morgen der Fall; und außerdem knarrten und rasselten eine Menge Fracht- und andrer Wagen in so ununterbrochner Reihe vorüber, daß an keine Ruhe mehr zu denken war, und ich daher mein letztes Stündlein in Frankfurt noch zu einem Anhang des gestrigen Briefes zu verwenden beschloß.

In ihm kann allenfalls noch die Nachricht Platz finden: daß der gestrige Feyertag mit einer

einer großen „Bundestags-Gesandten-Theegesellschaft" (so umgeb' ich kurz das französische Wort Assemblée,) beschlossen wurde.

Ich zog es vor, diese Abendstunden Dir, (das heißt wohl auch, mir) zu schenken, da es mir ja ohnehin schwerlich gelungen seyn würde, jenen wichtigen Staatsmännern etwas zu sagen, das bedeutend genug gewesen wäre, um es selbst einer Antwort werth zu finden; einer solchen nemlich, die sich über gewöhnliche Gesellschafts-Floskeln hinaus erstreckt.

Gutes hörte ich indeß viel von Vielen. Den freundlichen, Geist und Gemüth ansprechenden Ton der uns so ehrenwerthen von Hendrich'schen Familie brauche ich Dir gar nicht aufs Neue zu loben. Einige Abendstunden in ihrem Cirkel schenkten auch mir mehrere interessante Bekanntschaften.

Uebrigens soll in dem gestrigen großen diplomatischen Thee fast mehr französische Conversation, als deutsche Unterhaltung statt gefunden haben.

Dieß

Dieß kann aber wohl nur auf den ersten Blick befremden. — Dergleichen officielle Prunkgesellschaften haben ihrer Natur nach, scheint es mir, etwas Steifes und Einzwängendes, und aus solcher Unterhaltungsnoth plaudert man sich in einer fremden Sprache, — gleichviel welcher, wenn sie nur geläufig ist, — weit leichter heraus. Das ausländische Idiom ist wie eine Redouten-Maske, hinter welcher man sich in fremdartigen Verhältnissen viel ungezwungner und unverlegner fühlt.

Auch hier gilt das vorhin erwähnte Sprüchlein wieder: „Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Ort!"

Indem ich Dir nun noch die Städel'sche Kunstsammlung, (freylich zu reich für flüchtige Reisebriefe!) nennen, und außerdem erzählen wollte: daß ich vorgestern ein Schauspiel, („Partheiwuth" von Ziegler,) sah, in welchem ein Herr Weidner den blutdürstigen kalten Bösewicht so gut spielte, daß er sich in der That allgemeinen Haß zuzog, und

am Schluſſe mit verdientem Beyfall heraus-gerufen wurde, — ruft man mich ſelbſt hinaus. — Alles packt und rennt eilig durch-einander.

Noch einmal an Dein Herz; — dann in den Wagen!

Sechſter Brief.

Im Schloſſe zu Biberich,
den 7. Nov. Morgens.

Ich rückte mein Tiſchchen ans Fenſter; die Blättchen zum ſechſten Briefe für Dich lagen ſchon bereit, und ein neugeſpitztes Federchen (ſchon das dritte „chen" in 3 Zeilen!) ſagt Dir den freundlichſten guten Morgen.

Da ſchreibe aber Einer mit Ordnung und Zuſammenhang, wenn ſein linkes Auge nach Mainz und ſein rechtes in das beginnende Rheingau hinſchielt! Und gleich unter dem Fenſter — — Serena!.. —

Doch

Doch laſſe mich, — um nur erſt ein Wenig meine Gefühle, die wie Flügelpferde immer mit mir durchgehen wollen, zu ſammeln und zu zügeln, — laſſe mich vor allen Dingen Dir erzählen, was mir ſelbſt ſo eben erſt erzählt wurde. Als ich auf dem Balkon des herzoglichen Schloſſes im Anſchau'n einer Landſchaft verſunken ſtand, die ich mit keiner mir bekannten zu vergleichen wußte, trat unſer Freund zu mir und ſchwieg ſo lange, als er mich durch Reden zu ſtören fürchtete. Dann, als ich ihn fragend anblickte, begann er, wie folgt:

„Ich bin heute durch ein ſeltſames Wieder„ſehn überraſcht worden; das mich noch jetzt „im Innerſten bewegt.

„Auf meiner Reiſe durch die Schweiz nach „Italien hielt mich der ſchöne, mit Himmels„farben ſchillernde Conſtanzer See mehrere „Tage an ſeinen anmuthigen Ufern feſt. Mein „Blick hob ſich in unbeſchreiblich reizendem „Wechſel bald zu den Apenzeller Schneegebir„gen (den erſten Alpen die ich ſah) empor,

„bald

„bald ruhte er in den dunkelgrünen fruchtrei-
„chen Feldern die den weithingedehnten See
„umkränzten. Den taglangen Weg von Mörs-
„burg bis Lindau hatte ich, wie einen Spa-
„ziergang, zurückgelegt. Dann wanderte ich
„dem reizenden Rheineck zu. In jener Ge-
„gend gesellte sich ein Wandersmann zu mir,
„der mich gleich nach dem ersten Grüßen un-
„aussprechlich interessirte. „Ich bin, sagte
„„er mir, da ich seine nähere Bekanntschaft
„„suchte, von Geburt ein Schweizer und auf
„„meiner Reise nach Deutschland begriffen.
„„Eigentlich habe ich nirgends recht Ruhe
„„und muß immer reisen, wenn mir wohl
„„seyn soll.“ Darnach sah er mir auch
„aus. — Es war ein rüstiger alter Mann,
„nervig und breit gebaut, die riesenmäßigen
„Glieder schnell und kräftig bewegend. Wenn
„er nicht laut sprach, brummte er wenigstens
„in den Bart. — Er hatte viel erlebt und
„war Zeuge ungeheurer Kriegsthaten gewe-
„sen. Dabey erzählte er auch von der alten
„Römerherrlichkeit, als ob er dabey gewesen
„wäre.

„wäre. Seine mercantiliſchen Kenntniſſe wa-
„ren ausgebreitet. Er ſprach Deutſch, Fran-
„zöſiſch und Holländiſch mit Geläufigkeit und
„ſchien mit der Nordſee ſo vertraut zu ſeyn,
„wie ein engliſcher Matroſe. Kurz, ich
„konnte mich nicht mehr von ihm trennen.
„Ich ging mit ihm über den See nach Con-
„ſtanz zurück und begleitete ihn noch eine
„weite Strecke gen Baſel hin, obgleich mir
„mein Reiſeplan eine andre Richtung an-
„wies. — Ein ſonderbarer Fall oder Zufall
„trennte mich von ihm. — Wir waren ſtill
„und ruhig, uns einander freundlich an-
„blickend, neben einander hingewandert, als
„er eines Tages nicht weit von einer mir
„ewigunvergeßlichen Mühle mit ſchauderhaf-
„tem Brüllen vor mir niederſtürzte. Beräubt
„an allen meinen Sinnen ſtand ich da. Die
„heftigſten ſein ganzes Weſen zerreißende
„Zuckungen arbeiteten in ihm, und ein weißer
„Schaum bedeckte ihn.

„Ich wollte hinzu. „Um Gottes Willen
„nicht!“ ſchrie ein Fiſcher, der ihn zu kennen

„ſchien; — „um Gotteswillen nicht! Sie „ſind verloren, wenn Sie ſich jetzt von ihm „packen laſſen!“ — Ich traute der Warnung „und wich zurück; dann trat ich tieferſchüt„tert von dieſem furchtbaren Anblick meinen „Rückweg an, da ohnehin mir die Zeit län„geres Weilen verbot.“

„Geſtern, — (ſo fuhr der Paſtor fort, der, wie ich Dir gern geſtehe, meine Neugierde nach weiteren Nachrichten von jenem ſeltſamen Manne ziemlich lüſtern gemacht hatte) „geſtern, (ſtellen Sie ſich mein Erſtaunen, gewiſſermaßen auch meine Freude „vor!) — als wir beynahe Wiesbaden erreicht hatten, blicke ich zufällig auf, und, „täuſcht mich nicht alles, ſo geht dort der „wunderbare Schweizer! — Ich fahre auf, „ich ſchreie zum Wagenfenſter hinaus; — „doch es war nur ein Blick. Der böſe Regen, „ſtrömte wieder dichter nieder und ich hatte „den Alten aus dem Geſichte verloren. Voll „vom Gedanken an ihn lange ich im Abend„dunkel hier in Biberich an, träume von

„ihm

„ihm, und erwachend richte ich mich im Bette „empor: — da zieht er draußen schon und „still, und herrlich geschmückt vorüber. — „Rasch aus dem Bette, ihm entgegen! — „O du lieber Rhein — o Vater Rhein! „rief ich hinaus.“ — — —

In diesem Augenblick, Serena, wußt' ich freilich, woran ich war. — „Und gabst Du denn dem Pastor keinen Kuß? fragst Du mich. — Ei gewiß! einen großen! — aber mein Dank war doch größer. —

Da draußen, hart vor dem Fenster, zieht er wirklich hin, und streckt riesenhafte Arme aus, womit er grüne Inseln umschlingt. Mainz mit seiner fast 800 Schritte langen Schiffbrücke liegt dort ganz in der Nähe (kaum 1 Stunde weit); hinter ihr scheint sich der majestätische Strom ins Endlose zu verlieren. Gegenüber und zur Rechten weit hinab blicken wohlgebaute Dörfer an seinen Ufern, aus den Bäumen hervor. Ach so schön habe ich mir unsern Rhein doch nicht gedacht! — Wer aber könnte denn auch sich etwas so schön denken,

denken, daß die allmächtige Natur es nicht zu erreichen vermöchte! Jedes kleine Bildchen unsrer Phantasie ist ja immer nur ein blasser Wiederschein von großen Naturgemälden, die der Meister vor uns hinstellt, daß wir ihn erkennen und lieben lernen möchten!

So oft schon, — auch heute wieder, — fragte ich mich: ob man die Welt nicht eben so wohl Gottes Gedicht, als seine Schöpfung nennen könnte? Und Dir fällt vielleicht hierbey jene mir gegenwärtige Stelle Deines Erinnerungsbuches aus einem Deiner Lieblingsdichter ein:

„Im Weltall war Poesie früher als Pro„sa, und der Unendliche müßte vielen „engen prosaischen Menschen, wenn sie es „sagen wollten, nicht prosaisch genug „denken."

Hier breche ich für jetzt ab, da eine liebe unwiderstehliche Stimme mich ins Freye ruft. Mein Freund ist es, der mich lockt, sondern

eine

eine Freundin, oder auch eine Mutter, ja eine Gottestochter, eine allgewaltige, allernährende und beſeligende Schöpferin; — die Natur iſts, die ich meine!

Den 8. November.

In meinem geſtrigen Blatte findeſt Du kein Wörtchen über unſre Fahrt von Frankfurt hierher. Ich hole es jetzt nach.

Ein mir übrigens unbekannter Naturforſcher in Mailand, der, Zeitungsberichten zufolge, die ſeit einigen Jahren herabgeſtrömte Waſſermaſſe des Regens zu berechnen ſucht, hätte allerdings auf unſrer letzten Fahrt wichtige Beobachtungen anſtellen können. Ich aber, die wie Du weißt, lieber berechnen möchte, wie viele Roſen, Nelken, Vergißmeinnicht und andres ſolch liebes Zeug man ſeit Jahren geerndtet, — drückte mich ſtill ins Wageneckchen. Während es an dem aufgezognen Fenſter unaufhörlich niederflutete, zog ich ein Büchlein hervor, das ich in Frankfurt

furt aus der Brönnerischen Buchhandlung, (die eher das Ansehn einer zierlichen Bibliothek hat,) mitgenommen. Die neunte Minerva war,6; — ein ganz artiges Mädchen; weit umgänglicher als die alte Tochter des donnernden Zeus. Da man jetzt selten einen so großen Kopf findet, wie Jupiters Haupt; so thun sich mehrere kleinere zusammen, und brüten das Töchterchen gemeinschaftlich aus. Auch dieß neunte liebe Kind trat mit ihrer Aegide der Langenweile siegreich entgegen. Messire La Motte Fouqué, der brave Degen, (die brave Feder, konnte man in gleichem Sinne sagen,) führte uns nach Schloß Zinnerbern, und wir irrten mit Julius so lange in den wild-schauerlichen Forsten umher, bis wir uns in der Gegend von — Wiesbaden wieder zurecht fanden.

Diesen schönen, alljährlich stärker besuchten Badeort, durchwanderte ich gestern Nachmittag unter dem Regenschirme. Aus vielen Fenstern der netterlich-zierlichen Häuser schien mir die Wohlhabenheit in der Gestalt gemütlicher

Wein-

weinwangiger Menschen heraufzugucken. Man begünstigt den Anbau neuer Häuser sorgfältig, sogar durch Prämien.

Eine ansehnliche Straße ist seit Kurzem entstanden, und ein Unternehmer beginnt nächstens den Bau eines so großen Hauses, daß die Bauprämien 17000 fl. betragen. Ein erst seit kurzer Zeit erbauter Gesellschaftssaal giebt wohl einigen tausend Menschen schönen gefälligen, ja sogar prächtigen, mit Marmo-säulen verzierten, Raum. Die herzogliche Loge mit niedlichen anstoßenden Zimmern muß bey reicher Beleuchtung und brillirender Besetzung eine schmucke Ansicht gewähren. Als ich aus dem Saale trat fand ich P. M. * — mit einigen unsrer Begleiter vor den schönen Baumreihen, die den Spazierplatz beschatten, im Angesicht des großen, auch von Außen mit Säulengängen geschmückten Gebäudes, stehen, um nach Männerweise die Fehler desselben mit Kennermienen zu erspähen. Das Portal war ihnen nicht recht im Verhältniß mit dem Ganzen, die zwey Seitengebäude kleinlich;

jenes

jenes konnte so, dieses aber so, und etwas anders ebenfalls wieder anders eingerichtet seyn. — Was ging es mich an! Mir gefiel es gar herrlich wohl! Selbst den allerdings übrigen Umstand, die kalten Novemberstürme nicht zu lauen Junimsabendlüften umzaubern zu können, ertrug ich mit frommer Ergebung.

Die heißen Quellen Wiesbadens sind, wie man mir sagte, an vielen Stellen aus dem Boden zu locken. Ein großer ummauerter Behälter enthält ihrer mehrere, und sie kündigen sich schon von Weitem durch einen dichten leichtaufwallenden weißen Dampf an. In der Nähe glaubt man sich an die Siedpfanne eines Salzwerks versetzt zu sehn. Ganz derselbe Geruch; nur mitunter ein Wenig Gestank!

Das warme Sprudelköpfchen von Nymphe reichte auch mir ihr Becherchen. Höflichkeitshalber nippt' ich ein paarmal, und fand, daß die Nymphe von Steinberg sich allerdings besser auf Zungenreize versteht, als die von Wies-

Wiesbaden, wenn auch die letztere besser für die Gesundheit ihrer Gäste sorgt. Vielleicht arbeiten sie einander in die Hände. — Steinberg heißt nämlich eine der besten Weinberge der dortigen Gegend: Seine Ausbeure ist ausschließliches Eigenthum des Hofkellers, und die vom berühmten Weinjahr 1811 wird unter dem Namen Cabinetswein als der köstlichste Traubensaft des ganzen Rheingaues von Kennern geschlürft. Auch eine ungeübte Zunge, wie die meinige, muß ihn loben. Unsern trefflichen Borstorfer, auf dessen Bereitung wir beyde oft so stolz waren, wage ich nicht damit zu vergleichen. Wagt' ichs, so würden die Herren Nassauer (sehr symbolisch! denn Nassau hat jetzt die besten Weine und die besten Wasser dieser ganzen Rheingegend) ein hochnothpeinliches Halsgericht über mich verhängen. — —

Das muß ich Dir doch noch als eine Merkwürdigkeit erzählen, daß vor einiger Zeit ein Stück gutes Weinland, welches kaum 1 Morgen hielt, für 10,000 Gulden verkauft wurde.

Auch

Auch hiebey findet, wie Du selbst einsiehst, keine Vergleichung mit unsern Kartoffelfeldern statt. —

Bedenke nun, daß im Durchschnitt nur das 5te 6te Jahr ein gutes Weinjahr ist; so kannst Du Dir eine Vorstellung von dem großen Ertrag des Bodens in diesen gesegneten Traubenländern machen. — Aber könnten nicht, — frage ich Dich, — die Reichen des Auslandes, die oft die Bouteille von jenem reizenden Naß mit mehreren Thalern bezahlen, konnten sie nicht noch viel reicher seyn, wenn sie, wie die Fische, wenig Zunge hätten, und im Wasser fett würden, gleich den Rheinsalmen? —

Auf dem Rückweg von Wiesbaden nach Biberich zeigte man mir im Schloßgarten, der außer manchen schönen Anlagen noch großen Raum zu neuen schöneren läßt, — eine überaus niedliche Ritterburg. Von Außen eine täuschend nachgeahmte Ruine; von Innen gothisch-verzierte Zimmerchen, mit einigen guten Bildern. —

So

So genießt man, scheint es mir, ein Gemälde am schönsten, wenn entweder das Bild für den Ort, oder der Ort für das Bild bestimmt ist, und sie gleichsam einander angefaßt sind. Da wo alle Zimmerwände voll höchstungleichartiger Stücke hängen, ist mir's immer zu Muthe, als wären sie ihrer eigentlichen Heimath genommen und in eine Art von Gefangenschaft gerathen. Ein schönes Muttergottesbildchen über einem Altar, angeschaut unter hohen Chorgesängen; — wie blickt das in die Seele, — wie lächelt's uns so heimisch an, gleich einer Hausfrau die uns mitten in ihrem Eigenthum als die Seele des Ganzen freundlichgrüßend entgegentritt! Aber nagle das Bild in eine Gallerie, vielleicht einer wilden Eberjagd gegenüber, unfern einer niederländer Trinkstube, zur Seite eines Bacchantenzuges; — und aller Eindruck ist unendlich geschwächt. Das Gemälde ist — möcht ich sagen, — nur dem Körper nach noch da; die Seele ist entwichen, und offenbart sich höchstens nur denen, die die

Weihe

Weihe der Kunst als die Priester ihres Tempels empfingen. Nicht daß alle heilige Gemälde gerade in Kirchen aufgestellt sein müssen, will ich hiermit gemeint haben; nur soll überall ihre Wohnung ihrem Geiste entsprechen, und man soll die herrlichen Himmelskinder einer künstlerischen Schöpfungskraft nicht zu einer musivischen Wandtapete herabwürdigen.

Zurück zur alten Burg! — Schöne steinerne Denkmäler aus Klostern, vorzüglich von Eberbach her, sind an schicklichen Stellen in die Mauern gefügt; und gewiß hätten sie auf keine würdigere Weise einer früheren Zerstörung entrissen werden können. — In den Fenstern der Gemächer leuchten in brennenden Farben die schönsten alten Glasmahlereien.

Die Aussicht vom Thurm auf die sich weithinziehenden Rheinufer und auf ihren majestätischen Riesenstrom ist entzückend, folglich nicht zu schildern.

Daß

Daß der sich aufhellende Abend mir diesen Blick noch gönnte, nahm ich als eine Gunst des Himmels freudig dankbar an.

Morgen trennen wir uns auf einen ganzen Tag von meinem lieben Rhein, denn wir nehmen den Weg nach Coblenz über die Berge hin. Zur Rheinfahrt ist die Zeit längst vorbey. — Ein unaussprechlichgroßer, doch hoffentlich kein unwiederbringlicher Verlust!

Siebenter Brief.

Bonn, den 12. Nov. Abends.

Seit meinem letzten Briefe rückten wir unsrem Ziele um 3 Tage näher, doch leider auch dem Winter! Die immer längeren Nächte durchsauße ein kalter Sturmwind; — die Vormittagsstunden wollen den dichten Nebelschleier, den dieses Jahr umgenommen hat, gleichsam als betraure es selbst die von ihm

über

über große Strecken von Europa verbreitete Noth,) fast gar nicht mehr ablegen; und wir hüllen uns immer tiefer in unsre Mäntel ein.

Vorgestern verließen wir dankbar das gastfreye Biberich an einem sehr unfreundlichen Morgen, der uns auf der Höhe des Berges über Wiesbaden (die Platte genannt) eine hochgerühmte Aussicht gänzlich entzog.

Der Weg lief bergig und einförmig fort, und ich wüßte außer Limburg im Lahnthale keine Gegend zu nennen, die der Mühe, sich aus dem Schlage zu lehnen, sonderlich gelohnt hätte. Schon in Montabaur war es tiefe Nacht, und eine beträchtliche Strecke Wegs war noch zurückzulegen. Der Wind faßte, als wir abermals eine Höhe erreicht hatten, zuweilen unsern Wagen in der That recht furchtbar an, und die Pferde waren mit Mühe ihm entgegen zu treiben.

Hier, meine Freundin, wars wohl Zeit zu Nachtgedanken in Youngs Manier, und sie kamen auch von selbst. Da meine Gefährtinnen nicht weniger, als ich, sich zum Ernst gestimmt

gestimmt fühlten, so wurden jene Gedanken zum Gespräch, und das Gespräch zur lebhaften Unterhaltung. — Was wir besprochen? fragst Du? — Ach, Serena, wovon spricht denn der Mensch auf einer nächtlichen Reise, die ein solches Ziel wie die unsrige hat, — wovon spricht er denn, wenn die wilden Herbststürme das tode raschelnde Laub um ihn her kräuseln, am liebsten? — Trennung, und Wiedersehn, das Vergängliche und das Bleibende; — die Nacht des Grabes, und der Morgen der Ewigkeit — das sind würdige Gegenstände für die Stunden des Ernstes! Sie erheben über die Zeit, und lassen sie uns oft vergessen. — Darum kamen auch wir unvermerkt gegen 10 Uhr in die Nähe von Thal Ehrenbreitstein, und wurden es erst hier recht gewahr, daß der Mond unterdeß heraufgestiegen sey und recht hell zwischen dunkeln vorüberjagenden Wolken herabblicke. An langen Mauern und Felswänden hin gings abwärts, und gegenüber lagen die ungeheuren Ruinen der Ve-

stung

nung Ehrenbreitstein hoch über uns auf zackigtem Gestein in wechselnden Lichtern schauerlich da. Wir wurden eins ums andre ärmer an Worten, wohl aber reicher an Ideen. — Der Ruhe bedürfend, fanden wir sie endlich gegen Mitternacht: —

„Psyche trank, und nicht vergebens!
Stürzend in der Fluthen Grab
Sank das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.“

Gute Nacht! — —

Den 12. Nov. Maraens.

Ein wüthiger Nordwest, der mit den Dachschiefern rasselt, mit den Fensterladen klappert, und durch alle Fugen pfeift, weckte mich heute schon, und ein allzuschmales, hartes, kaltes Lager verleidete mir den Versuch wieder einzuschlafen. Und so setze ich denn, statt den Schlummer einer unfreundlichen Nacht fortzusetzen, lieber ein freundliches Briefchen fort.

Im

Im Thal Ehrenbreitſtein bewohnte ich ein Zimmer des Gaſthofes zum Naſſauer Hof, von deſſen klaffenden Fenſtern mich nicht einmal die noch immer nicht beſchwichtigten Orkanähnliche Windſtöße zu vertreiben vermochten. Die Flußſeite von Coblenz, mit ſeinem ſchönen, leider jetzt verödeten Schloſſe iſt unbeſchreiblich anziehend. (Das Wort unbeſchreiblich kommt in Reiſebeſchreibungen nur allzuoft vor; denn eine Feder wird auch in der geübteſten Hand doch niemals zum Pinſel.) Zur Linken nach Pfaffendorf zu krümmt ſich der mächtige Rhein an ſchöngerundeten Ufern unter Weinbergen hin und bildet unterhalb eine Inſel mit den Ruinen eines ehemaligen Kloſters, Nonnenwerth. Jenſeits über Coblenz erhebt ſich der Hügel der Carthauſe, von welchem der Blick über die Gegend der herrlichſte ſeyn ſoll. Zwiſchen Ehrenbreitſtein und der Stadt ſchwimmt eine große Fähre, (fliegende Brücke), unabläſſig hin und her. (Unſre 5 Wagen fanden zugleich mit allen Pferden ſehr geräumigen Platz.) Das

Gewimmel der Ueberfahrenden wünschte ich Dir mahlen zu können. — Die vom jenseitigen Ufer angelangten mit ungeheuren Schritten, vom Winde gejagt, gleichsam im Sturmmarsch von der Fähre über die anstoßende Bretterbrücke herabstolpernd; die nach Coblenz verlangenden mit fliegenden Gewändern mühsam gegen den Luftsturm kämpfend, alles was an ihnen beweglich war, mit beyden höchstunzulänglichen Händen haltend; die Verspäteten, welche die schon abstoßende Fähre noch zu erreichen suchten und sich in einen unbehelfenen, lächerlichen Galopp setzten, oft, ohne ihren Zweck zu erreichen; — das eilige Unterkriechen der Weiber und leichtgekleideten Männer, die sich einander die Treppe hinab in den untern Raum der Fähre drängten; — die mannhafte Haltung preußischer Officiere, die, eingedenk der vorigen Thaten, nun auch, den Elementen trotzend und fest im Sattel, nicht einmal den Federhut vor dem allmächtigen Sturme abnahmen: — das alles hätte mich stundenlang am Fenster halten können.

Doch

Doch dieſe Stunden waren auch hier nur ſparſam zugemeſſen, und Eine von den wenigen mußte ich ja benutzen, die alte, noch in ihrem Schutte ſo ehrwürdige, Veſte Ehrenbreitſtein zu beſteigen. — Ein mir unvergeßlicher Gang! — Mit jedem neuen Ruhepunct zwiſchen den grauen, wie durch ein Erdbeben zuſammengeſunkenen Mauern, hebt ſich eine der ſchönſten Rheingegenden immer ausgedehnter und mannichfaltiger hervor. — Von Weſten her zieht die Moſel und eilt dem dicht über der Stadt ſie aufnehmenden Rheine zu, wie eine Braut die dem geliebten Manne in die Arme fällt. Ihre Hochzeitkränze grünen auf den Rebenhügeln der Ufer, und ihre Hochzeitgäſte ſind fröhliche Schiffer. — Wer hier doch einmal an einem Frühlingsabend ſtünde! — Oder vielleicht lieber noch an einem ſchönen Tag des Weinmonats, (keines Weinesſſigmonats wie der des Jahres 1816!)

Wenn man vor den Zinnen dieſer Felſenburg ſteht, hat der Blick auf die jenſeits im freyen Felde errichteten Denkmale einiger

französischen Generale, (Marceau und Hoche,) etwas Bedeutsames; was man nur an diesem Orte so ganz fühlt.

Noch einmal bedauerte ich, nach der Carthause hinüberschauend, daß mir nicht auch dort zu stehen vergönnt war; dann trat ich, reich belohnt meinen Rückweg an. Meine Gefühle theilte eine mich begleitende Freundin. Daß wir am Fuße des Felsens viele Arbeiter mit Räumung des Schuttes ämsig beschäftigt fanden, erregte doch manche schöne Hoffnungen in uns. Wie man sagt, werden monatlich 50,000 (?) Frank's auf die Wiederherstellung des Ehrenbreitsteins verwendet. — So können viele Verarmte, denen eine vieljährige harte Leidenszeit die Früchte langer saurer Arbeit raubte, doch wenigstens — (freylich auch wieder nur durch saure Arbeit) das verkümmerte Leben fristen.

Der Nachmittag wurde still und hell; die Kälte ließen wir uns gern gefallen. Und so durften wir also des Weges von Coblenz bis Andernach, und gestern von da bis Bonn,

frey

froh werden. Es ist wohl eine der schönsten Strecken von allen Ufern des Rheins! In Andernach bestiegen wir einen uralten sehr hohen Thurm und besahen schon von da ein unvergleichliches Stück vom gelobten Lande deutscher Landschaftsmahler. Mit jeder neuen Krümmung des Flusses wurde uns am folgenden Morgen ein neues Bild vor die in Freude glänzenden Augen gerückt. Obwohl ein gleicher Charakter alle zu einem Ganzen vereinigt, so hat doch jedes einzelne seine eigenthümlichen Reize, und man vergißt keins über dem andern. Noch steht lebendig die Ansicht des Berges von Hammerstein, der sich mit schwarzgrauen Felsenmassen neben einem niedlichen Oertchen gleiches Namens steilrecht in den Rhein herabsenkt, vor meiner Seele; noch mahlt sich mir die reizende Gegend von Unkel, die Insel Rolandswerth mit ihrem Kloster; vor allen der sich dort hoch und steilerhebende Drachenfels. Einzelne Mauerzacken spitzen gleichsam den fast senkrechten, graurörhlichen Felsklumpen oben zu, und hinter sich hat er

ein

ein stattliches Gefolge hoher, schöngeformter Berghäupter, zum Theil ebenfalls mit Ruinen bezeichnet, die ihnen romantische Namen geben z. B. die Wolkenburg, die Löwenburg ꝛc. Dieser letzte Berg ist der höchste der sogenannten Sieben-Berge (2000 Fuß hoch.) Ach, wer doch alles beschreiben könnte! — —

Die Umgebungen von Bonn können wir nicht sehen. In der Stadt selbst haben wir am gestrigen Abend nur die Straßen durchzogen, die vom Thore zum Gasthofe, und von da zum Theater führen. Einige französische wandernde Schauspieler sangen dort wie sie spielten und wurden begleitet wie sie sangen. Die Geiger und Bläser geigten und bliesen zum Spaß so elend, daß man denken mußte, es wäre ihr Ernst. Auch dacht' ichs wirklich, und gestand unsrem oftgenannten Freunde, daß ich in Bonn, wo sonst, wie man sagt und schreibt, eine gute musikalische Pflanzschule war, und wo sogar der große Tonmeister

ſier Beethoven ſeine frühere Bildung fand, mehr erwartet hätte.

Er ſuchte indeß ſeiner Seits mich zu überzeugen, daß von dieſer ſchlechtgerathenen Aufführung eines den Muſikern unbekannten, nicht gehörig eingeübten, und vielleicht fehlerhaft geſchriebenen Stückes, (wie kleine Wandertruppen gewöhnlich aufzulegen pflegten,) noch kein gerechtes Urtheil über hieſige Muſik zu fällen ſey. — Hiervon ließ ich mich denn auch recht gern überreden, wogegen Er ſich gefallen laſſen mußte, den übrigen Theil des erſten Actes hindurch, (denn mit dem Anfang des zweyten gingen wir von dannen,) unſer begonnenes Geſpräch ſo leiſe fortzuſetzen, daß es keine der benachbarten Logen ſtören konnte.

Es iſt angenehm und tröſtlich, bey trüber Regenzeit von ſchöner Witterung, und während einer ſchlechten Muſik von einer guten zu ſprechen. Der Bruder Redner in dieſer Winkel-Theaterloge ſprach mit ſo viel Feuer von jenem großen, einſt hier gebildeten Meiſter,

daß

daß ich ihn zuweilen durch ein freundliches „St!" vor einem unfreundlicheren des Bonner Publikums zu bewahren suchen mußte.

Beethovens neuste Symphonie hatte er kurz vor dem Beginn unsrer Reise gehört, und bemühte sich, mir seine Empfindungen bey diesem Genusse darzustellen.

Da ich Dir, meine Serena, jetzt ohnehin noch so wenig von Bonn zu erzählen weiß, und Du zu dem auch bald die erwähnte Symphonie von der trefflichen Capelle zu M. aufführen hörst; so dankst Du mir's vielleicht, wenn ich Dir die Darstellung unsres Freundes, (freylich nur in einzelnen Zügen,) wiedergebe.

Das erste Allegro, — so hieß es unter andern, — stimmt sich allmählig heiter und heiterer. Plötzlich giebt eine einzelne Flöte, als habe die nun den rechten Gedanken gefunden, der auf den Gipfel der gesellschaftlichen Fröhlichkeit führen müsse, aus ihrer Höhe herab einen hüpfenden Dactylus an, und reißt allmählig, nicht blos das ganze Chor der Instrumente

ſtrumente, ſondern auch der Zuhörer, unwiderſtehlich in dieſen unnachahmlichen, künſtlich verſchlungenen Dactylen-Tanz mit ſich fort.

Im zweyten Satz ſah mein Erzähler die Genien der Inſtrumente, gleichſam ermattet von der unendlichen Luſt, die ſie ſo eben zuſammen genoſſen, in den ſeligen Gefilden des Tonhimmels gelagert.

Da ſchweben einige Geiſterſtimmen wie im Traume (die Tonart hat ſich ins ſanfte Mol geſenkt,) durch die ſtille Verſammlung hin; es ſind ſüßzuſammenſchmelzende Klänge der Bäſſe. Sie wiederholen ihr melodiſches Flüſtern; — alles ruht noch; dann endlich erwachen einige Bogeninſtrumente der zweyten Ordnung und müſſen, — müſſen die hinreißenden Klänge nachlullen. Doch ein Violoncell hat ſich indeß noch begeiſterter aufgerichtet, und ſingt zu jenen Flüſterlauten eine Melodie, deren ſich kein Engel zu ſchämen brauchte, die aber eben deshalb der Menſch nicht recht zu bezeichnen weiß. Soll er ſie ruhig, — ſchmachtend, — klagend, — liebkoſend oder wehmüthig nennen?

nen? — Er weiß es nicht; nur daß er sie niemals wieder vergessen wird, weiß er.

Der Eindruck den diese im Heiligthum der Harmonie erfundne Weise auf die übrigen Genien macht, äußert sich mächtig. Alles, alles erhebt sich aus dem Schlummer; die ersten Violinen haben es schon früher mit Entzücken ergriffen und können sich gar nicht satt daran spielen. „O Gott! ruft das Horn, die Clarinette, die Flote, und alle die noch schwiegen, — o Gott! Wir konnens ja auch singen!“ Und so tönts denn in vollem Chore allmählig zur höchsten Stärke gesteigert fort. Mag auch hier und da eines von den flüchtigen leichtbeschwingten Wesen mit dem Flügelschlage des Entzückens aus dem Kreise herausflattern; es muß doch zurück in die Zaubersphäre des ersten kleinen Flüsterliedes. Kurz, — schließt der Erzähler, — man wird gar nicht müde, erst: es zu hören, und dann: es zu loben.

Den dritten Satz nennt er einen colossalen geistreichen Scherz, der aber, wie alles ächt Witzige,

Witzige, keine zerlegende breite Beschreibung, wohl aber eine kurze, bildliche zulasse.

Die Genien gerathen hier, so oft sie nicht gezwungen sind im Chore mitzutönen, auf allerley lustige, neckische Gedanken. Sie sprechen bald einzeln, bald alle zugleich; aber keins fragt, keins antwortet; höchstens parodirt manchmal eins das andre. Späterhin treten zwar einige ernster gestimmte Waldhörner, hervor, denen es doch nach gerade des Spasses genug ist, und sie hauchen ein sanftes mildruhiges Lied, bey dem der Zuhörer auf einmal zu lächeln aufhört, weil sich sein Herz den süßeren, weicheren Harmonien wieder öffnet; doch jene zweymal wiederholte Mahnung der Hörner will wenig verfangen. Die fröhliche Laune hat sich der luftigen Sylphen zu sehr bemeistert. Sie stimmen wohl einige Minuten lang mit ein, dann sind sie aber nicht mehr zu halten, und haschen sich wieder neckend mit ihren alten Scherzen. Ganz zuletzt machen jene ernsten Mahner, die lieber singen als scherzen möchten, noch einen Versuch, da[illegible] leichte

leichte Völkchen für ihr sanftes, wie aus fernen schattigen Hainen herschwimmendes Lied zu gewinnen. Umsonst! — Wie durch einen Zauberschlag stiebt alles aus einander, und die armen Hörner schweigen, das Begonnene unvollendet lassend, wie verwundert still.

Im letzten Satze aber braust's aus hohen Lüften, um irgend ein uns unbekanntes Geisterfest zu feyern, mit unsäglichem triumphirendem Jubel wieder herbey, und tobt sich vollends bis zur gänzlichen Erschöpfung aus.

„Vor langer Zeit, sagt der Freund, (denn mit seinen Worten muß ich Dir dieß seltsame Bild zu geben versuchen,) vor langer Zeit habe ich irgendwo auf meinen Reisen einen Kunstreiter gesehen, dessen Leistungen mich noch jetzt in der Erinnerung mit innigem Wohlgefallen erfüllen. Wenn die übrigen Mitglieder seiner Gesellschaft zwar auch oft Schwieriges ausführten, und sich manches „Ah!" erbeuteten; so schien mir doch immer die Mühseligkeit

seligkeit und der bängliche Fleiß durchzublicken, welchen sie auf die Erlernung ihrer gefährlichen Kunst hatten verwenden müssen.

Kam aber der Meister im schwebenden Götterschritt oder im geflügelten Sprung auf die Scene; trabte dann sein edles, in der Ferne harrendes Roß auf sein leises Zungenschnalzen oder auf einen gebietenden Wink der schön gehobnen rechten Hand, zierlich und gehorsam ohne Führer zu ihm hin: da leuchteten die Blicke aller Zuschauer vor innrer Lust; denn das Schönste ist dem Menschen doch immer der Mensch.

Der schlanke stolzgebaute Leib war in blendendes Weiß gekleidet, von einer goldnen Schärpe umwunden, und auf dem Baret schwankte romantisch die weiße, seitwärts über das kräftigblühende Gesicht hinwallende Feder. Im Nu, als höbe ihn die Luft vom Boden, saß er keck, leicht und fest dem braußenden bäumenden Rappen auf; dann zog er mit zum Himmel gehobnem, fast tragischem Blick, prächtig dahin, und wich nimmer aus dem

schönen

ſchönen Kreiſe; — trieb das Roß, dem ein leiſer Fingerdruck Befehle gab, bald zu entſetzlichen Sprüngen und zu windſchnellem Lauf; ſetzte es bald in die gefälligſte, ſanfte, ich möchte ſagen ſtrömende Bewegung; — überraſchte durch die künſtlichſten Bewegungen und Wendungen; — brach, ohne des Roſſes Lauf zu hemmen, eine der Nelken, tief zur Erde gebogen ab, die zwiſchen den Kreiſen der Bahn in zierlich geordneten Scherben ſtanden, um dann die Blume irgend einer ſchönen Frau des Amphitheaters anmündig grüßend zuzuwerfen; und hatte ſo das Entzücken der Zuſchauer faſt ſeinen höchſten Gipfel erreicht, ſo hob er es vollends hinauf, indem er plötzlich mitten im galoppirenden Takte viele feurige glänzende Balle im ſchnellſten Wechſel aus ſeiner Linken ſteigen ließ, die er mit unbegreiflicher Sicherheit und Behendigkeit ſpielend aufzufangen wußte.

So ſitzt, ſo blickt, ſtürmt, wagt, fliegt, ſpielt und entzückt der große Componiſt auf dem Flügelpferde ſeiner himmliſchen Kunſt!"

Nach

Nach unsrer Zurückkunft aus dem Theater las mir dieser begeisterte Freund des von allen Kennern hochgefeyerten Meisters, noch Einiges aus seinem Taschenbuche über verschiedne Kunstwerke desselben vor, und erlaubte mir, folgende Stelle noch für Dich hier abzuschreiben:

„Groß und wunderbar ist der Herr der „Natur; — doch nicht blos da, wo der Strahl „seiner Wetterwolke erglüht, und ihr Don„ner die Berge zittern macht: — auch da ist „Gottes Finger, wo der Geist eines begün„stigten Sterblichen, sich seiner himmlischen „Herkunft bewußt, mitten in den gewaltigen „Strömen mächtiger Töne fest und lenkend „steht, und alle diese vielfachen Laute, welche, „wenn sie regellos durcheinander braußten, „das Ohr zerreißen und das Gefühl empören „würden, melodisch zügelt und vereinigt. Sie „müssen seinem schöpferischen Willen gehor„chen, und selbst dann die erhabensten Ge„danken aussprechen, wenn sie so überwälti„gend

„gend ſtrömen, wie in einem Ton-Gewitter „des Shakeſpear der muſikaliſchen Welt.“

„Ort habe ich mich bey den Werken großer „Künſtler und Dichter, — ſo vorzüglich auch „bey Beethovens Schöpfungen, — an ein „Wort erinnert, welches Minelli in Wagners „Willibald ausſpricht, (und welches wohl nur „der mißdeuten kann, der noch nicht zum An„ſchaun des Göttlichen in der Kunſt ge„langt iſt,):

„„Die Religion macht uns zu Got„„tes Kindern; die Kunſt macht uns „„zu ſeinen Freunden.““

Und ſo habe ich mich denn glücklich aus einem höchſt unfreundlichen Morgen in die freundlichſte Stimmung, und bis zur Stunde des willkommnen Frühſtücks hinaus geſchrieben! —

Jetzt beſuchen wir, noch vor unſrer Abfahrt, einen trefflichen Sammler von Alterthümern und Kunſtgegenſtänden, auf deſſen

Be-

Bekanntſchaft uns das Dir bekannte Büchlein: „Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" ſehr neugierig macht.

Was wir dort geſehn, erzähle ich Dir erſt in Cöln.

Achter Brief.

Cöln, den 23. November.

Es ſtünde blos bey mir, in meinem 8ten Reiſebriefchen einen großen ſentimentalen Lärm aufzuſchlagen; denn ich komme ſo eben aus einem der berühmteſten alterthümlichen Tempel Deutſchlands, dem Dom. — Ich geſtehe Dirs auch, Du liebe Schweſterſeele, daß ich der Verſuchung kaum widerſtehe. — Sonſt, wenn ich in unſerm Gartenhäuschen bey Reiſebeſchreibungen, (der alten Lieblingsleſerey,) über der poetiſchen Ferne alle proſaiſche Nähe vergeſſend, ſaß; wenn da mein Reiſender etwa ſo eben aus der Peterskirche kam, und ſei-

nen davon erzählenden Brief begann: „Ich „hab' ihn gesehn, den Tempel der Tempel! — „Gott!!! — — Noch bebts in meinem In„nern!! — ꝛc." Da konnt' ich mich heiß darnach sehnen, auch einmal so etwas recht Großes zu sehn, um dann meine Gefühle zwischen verdoppelten Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hinströmen zu lassen. Und jetzt, wo ich wohl könnte, mag ich doch nicht. — Man ist, scheint es mir nun, nie mehr in Gefahr zu wenig zu sagen, als da, wo man recht viel sagen will. Darum will ich, ganz wie Du es liebst, alle große auf Stelzen gehende Phrasen meiden, und meiner Erzählung, als wäre sie ein wohlerzognes Mädchen, nur einen gemäßigten, sanften Schritt erlauben.

Am besten ists, ich sage Dir noch gar nichts vom Dom, sondern fahre hübsch in der Ordnung fort, und führe Dich zum Canonicus Pick nach Bonn. Auf der untersten Treppen-Stuffe im Hause dieses kunstsinnigen trefflichen Mannes reiche ich Dir Göthes Heft-

chen

chen hin, um alles was er darin von seiner Sammlung sagt nachzulesen, damit ich Wenig hinzuzufügen brauche.

Wie's dort steht, so fanden wirs.

Mit großer Gefälligkeit nahm uns Herr Pick auf, ob ihm schon das vielleicht oft lästige Herumführen der Fremden schwer zu fallen schien, denn er schleicht ziemlich mühsam, auf einen Stock gelehnt. — Kaum hat er wenige Worte zur Erklärung seiner vielförmigen Sammlung gesagt, so ist man auch sogleich mit der vorwaltenden Idee bekannt, die eine gefällige Einheit ins Ganze zu bringen wußte, das aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt ist. Diese Idee spricht sich aus durch: „Darstellung des Fortschrit„tes und Rückschrittes der Künste „in verschiedenen Ländern und „Zeitaltern."

Pastor M* — äußerte sich hierüber mit Enthusiasmus, und wünschte denselben irgend einem fürstlich begüterten Kunstfreunde mittheilen zu können. Das, was hier ein Privatmann,

mann, obschon mit beträchtlichem Aufwande, doch immer nur mit beschränkten Mitteln ausführte, müßte dann, im gleichen Geiste und mit gleicher Beharrlichkeit unternommen, einen unermeßlich lehrreichen und ergötzlichen Schatz bilden.

Von allem, was ich in dem Cabinet dieses zum Sammler gebornen Mannes flüchtig anschauen durfte, zeichnete ich hauptsächlich eine Hauskapelle in meinem Erinnerungsbuche an, deren Geräthschaften und Verzierungen sämtlich aus dem 12—13 Jahrhundert herstammen. Die Fenster sind aus den schönsten Glasmahlereien zusammengesetzt; unter diesen einige von Albrecht Dürer gezeichnet. Einige schöne Bilder, unter andern eins von dem eben genannten Mahler und ein Kopf von Holbein, zieren das an die Kapelle stoßende Cabinet. — Um alles Einzelne zu beschauen, würden Tage und Wochen erforderlich seyn.

Und nun zurück nach Cöln, und zwar im Sprung, denn ich verdiene Deinen Dank, wenn ich Dir den Weg von Bonn her erspare.

Wir

Wir legten ihn ſchleppend langſam unter einem Himmel zurück, der übelgelaunt ſelbſt nicht recht wußte, ob er ſich zum Schnee oder zum Regen entſchließen ſollte. Er ſchlug am Ende den Mittelweg ein, und miſchte beydes untereinander. Die Gegend ſcheint, ſo weit dieſe trüben Tage mich darüber urtheilen laſſen, allmählig immer mehr zu verlieren. Sie wird ſehr eben und einförmig.

Der Rhein ſpielt als Kind mit Schweizerblumen, wiegt ſich im Conſtanzer See und tritt als ein rüſtiger Knabe hervor; wird bald ein brauſender Jüngling, (bey Schafhauſen iſt er ganz von Sinnen); geht dann dem romantiſchen Alter entgegen; ſchwingt kühn und liebend den Weinbecher; beſiegt als Mann Gefahren und kämpft ſich zwiſchen Klippen und Felſen durch; dann kommt er in die Jahre, wo man weniger auf die ſchönen Gebilde der Phantaſie und mehr auf das Nützliche ſieht; endlich verkömmt er als lebensmüder Greiß, man weiß ſelbſt nicht recht wie. — Ein ſchöner Lebenslauf!

In Cöln, — ach in Cöln iſts doch eigentlich gar nicht hübſch! So düſter, ſo engſtraßig und übelriechend! — Dieſer ganz beſondre colniſche Geruch überraſchte mich, — möcht' ich ſagen. — In früher Kindheit hatte ich vielleicht den Namen dieſer Stadt niemals anders gehört, als da wo er einen herrlichen Wohlgeruch bezeichnet. Cölniſches Waſſer war mir immer eine der liebſten Naſenleckereien. Und dieſer Umſtand mag mir wohl ein Bild von Cöln gegeben haben, was mit der Wirklichkeit ſo ſchlecht zuſammenpaßt.

Unſre erſte Ausfahrt ging heute Vormittags nach Sanct Peter, die Taufkirche des großen Rubens, daher ſie ein berühmtes Altarbild von ihm zum Geſchenk erhielt. Dieſes wollten wir ſehn, durftens aber nicht; — warum? — erzähl ich Dir ſogleich.

Als wir vor dem Thore der Kirche hielten, kam uns ein ernſter Zug ſchwarz- und weißgekleideter Geiſtlichen daraus entgegen, denen ein Kreuz vorangetragen wurde, und ganz vorüber. Aus dem Innern tönten nur

ein-

einzelne Orgelaccorde, wie gedämpft durch tiefe Trauer, hervor, und als wir näher traten fanden wir die ganze Kirche schwarz behangen, angefüllt von vielen Menschen in Trauerflören, versammelt um einen Sarg, der mich sogleich an jenen in der Marienkirche zu Würzburg erinnerte. Der Küster, der uns mit leiser Rede einen Stand anwies, nannte uns zugleich den Namen eines jetzt verstorbnen vornehmen Geistlichen, dem dieses große Seelenamt gelte. — O weh! Unser Rubens war mit dickem schwarzem Tuch verhangen, das erst gegen Abend abgenommen werden konnte. Was halfs uns da! — Und doch wurde Deine Freundin entschädigt! Ein Seitenaltar war frey geblieben, und als diesen meine suchenden Blicke fanden, konnten sie auch nicht weiter. Es war die Himmelfahrt der heiligen Clara. Am offnen Sarge standen staunend-emporblickende, schöngruppirte Gestalten; und hinauf den lichten Wolken zu, schwebte die verklärte Clara. Das reizende Gesicht, vom Sterben noch ein wenig blaß, begann die Aurora der Ewigkeit

sanft

ſanft zu röthen. Die begeiſterten Augen erblickten ſchon, was kein ſterbliches Auge ſieht, kein Ohr vernimmt. Ich verließ den Stand und drängte mich durch das Trauergefolge hin zu Claras Altar. Wie fühlte ich da wieder die Wahrheit der Bemerkung, die ich Dir ſchon in einem meiner früheren Briefe gemacht: daß nämlich jedes originelle Bild ſeine Heymath habe. Hier, nirgends als hier muß dieſe Heilige wohnen! Nun prieß ich mich erſt glücklich zur rechten Stunde in ihre Nähe gekommen zu ſeyn. Alles was um mich her vorging ſchien mir nothwendig mit zum Bilde zu gehören und gleichſam das Gefolge der himmelanſchwebenden Clara zu ſeyn. Die gedämpfte, ſehr ſchön geſpielte, Orgel ließ meine in den lieblichſten Kunſtzauber gewiegte Phantaſie aus jenen lichten von Engeln durchſchwebten Räumen des Gemäldes herabtönen, wohin Clara blickte; — gleichſam ein Gruß der heiligen Cäcilia, die kommende Schweſter zu empfangen. So wurde mir die Wirklichkeit zum Bilde, und das Bild zur Wirklichkeit,

und

und es war mir in diesem Augenblick, als hätte ich wohl auch große Bilder und Tonstücke schaffen lernen können. — Täuschung! — Der schaffende Genius, wenn er begünstigte Menschen erfüllt, wartet nicht auf Gelegenheit und Erziehung. Er schafft sich selber Bahn und reißt den Menschen mit seinem ganzen Schicksal mit sich fort. — Aber empfängliche Seelen muß es auch geben, die das, was der Genius erzeugt, mit zart-innigem reinen Sinn aufnehmen und genießen. Nur diese Empfänglichkeit für das Schöne ist's, was Deine Rosalie sich zutrauen darf. — Auch eine Himmelsgabe, unendlichen Dankes werth! — —

Doch mein Brief wird sehr lang, und die Zeit immer kürzer.

Morgen, (schon auf dem Rückwege!) erzähl' ich Dir in Andernach noch Einiges von Cöln, wenn Ermüdung, Schlaf und Frost (eine höchstprosaische Dreveinigkeit!) mir noch ein zärtliches Abendstündchen für Dich vergönnen wollen.

Mir

Mir graut aber ein Wenig vor dem kommenden Morgen, Serena! „Ein trüber Engel geht durch unser Haus.“ Er klopft leise an alle unsre Thüren an, und uns schauert, wenn wir seine dunklen schleppenden Flöre rauschen hören.

Kennst Du den Engel? — Er kam ja auch schon oft zu Dir, — zu uns! Er verhüllt sein Gesicht, wenn er erscheint, so wie Klopstock den Todesengel schildert.

Scheiden, meine Geliebte, — Scheiden ist doch immer eine Art von Sterben! — Doch auch diesen Engel sendet Gott. — Laß uns das wehthuende Herz recht fest halten!

Neunter Brief.

Andernach, den 12ten Abends.

Im Gasthofe zur Stadt Prag in Cöln hat man aus einigen Zimmern des Hinterhauses die Aussicht in einen ehmaligen Klostergarten. Dort

Dort stand ich gestern, nachdem ich meinen vorigen Brief an Dich geschlossen, und schaute nach der hohen Thränenweide sinnend hin, die ihre noch grünen Zweige auf den mit frischem Schnee bedeckten Boden niedersenkte. Da lag plötzlich ein Blättchen aus meinem Erinnerungsbuche, das ich unserm Freunde vor einigen Stunden leer gereicht hatte, beschrieben vor mir. Hier ist es:

„Zwey Lehrer sendet Gott in die irdi„sche Erziehungsanstalt der Geister, ins „Menschenleben: Die Lust und den „Schmerz. Jene, wie eine allzuzärt„liche Mutter läßt dem Kinde oft den „Willen; dieser, einem strengen Vater „gleich, weiß ihn zu brechen. Wie die „Veredlung des Zöglings zunimmt, so „verklärt sich dieses Erzieherpaar allmäh„lig zu zwey liebenden unzertrennlichen „Engeln. Dann ist der Schmerz nicht „mehr schrecklich und die Lust nicht mehr „gefährlich. Diese Engel sind es, die da, „wo edle Herzen von einander scheiden,

„den

„den letzten Kranz des Andenkens durch „Thränen lächelnd winden. — Das „Vergißmeinnicht der Wehmuth; die „Rose der Liebe; und das Immergrün „der Hoffnung.“

„O ihr lieben theuren Menschen, die „ihr von hinnen zieht, wie könnten wir „denn den Schmerz der Stunde ertragen, „deren Hammer sich schon über der Glocke „hebt, — wie ihn ertragen, ohne die „Wonne einer unvergänglichen Liebe! — „Falle denn nieder, unerbittlicher Ham„mer, und schlage die Stunde aus, die „uns wohl scheidet, aber nicht trennt! „Rinnet nur, ihr Thränen! Euch ver„gießet nicht allein der Jammer über ein „verlornes Glück, sondern auch die Freude „über ein wiederzuverlierendes.

„Nun noch ein letzter Blick, — ein „letztes leises Wort, — ein fester langer „Druck: dann — lebet wohl!“

Diesen Morgen als es tagte, war die große ernste Stunde da; gleich einer feyerlichen An-

dachts-

dachtsſtunde wurde ſie von tiefen Glockentönen der Peterskirche eingeläutet. Alle Reiſegefährten zogen mit ſtillen Thränen die Treppe hinab zu den bereitſtehenden Wagen, und als ſie davon rollten, da hatte von der hohen Fürſtenmutter bis zum jüngſten Bedienten herab Jeder und Jede, einen theuren Menſchen weniger am Herzen; aber eine heilige Erinnrung mehr! — — —

Jetzt ſitze ich hier in Andernach in einer uns ſchon auf der Hinreiſe freundlich anſprechenden Herberge, und es iſt mir eine recht liebe Zerſtreuung, daß ich Dir noch einiges über Cöln nachzuholen habe.

Von Sanct Peter, wohin ich Dich in meinem vorigen Briefchen führte, richtete ſich unſre Fahrt nach dem Dom hin. Schade, daß der erſte Ausruf bey dem Anblick dieſes großgedachten Tempels eben das Wörtlein „Schade!“ iſt. Schade, ruft man, daß ein ſolches Werk unvollendet bleiben mußte! — Dieſes Stück- und Flickwerk ſchwächt den Eindruck, den der kühne Baumeiſter bewirken

wollte,

wollte, ungemein. Man tritt durch die kunstreich gearbeitete Pforte in einen unreinlichen übelgehaltenen Raum, dessen dicke Säulen kaum in halber Höhe, unter eine schlechte Bretterdecke gedrückt stehen. Erst wenn man aus diesem Vorplatz heraustritt bekommen die 180 Fuß hohen Säulen Raum in eine, ihrer würdige Region hinaufzuwachsen. Nur der Chor ist vollendet und sieht wie eine kleine Kirche im großen Tempel da. — Forster hat sich in seinen herrlichen Ansichten schon darüber ausgesprochen. Lies doch seinen hierhergehörigen Brief nach. Auch mir fiel das erbärmliche bunte Spieltempelchen auf dem sonst so prachtvollen marmornen Hochaltar, das der Ungeschmack einer späteren Zeit hinstellte, höchstwidrig auf. Dem Hochaltar gegenüber kniet eben so erbärmlich unter einem hohen Betstuhle ein geschnitzter angemahlter Mönch mit betenden Holzbänden. Sollte das vielleicht gar das Bild des lieben Stifters von jenem Conditoraufsatz des Altares seyn, der hier noch auf seinem Grabe sein Werk bewundert?

Die

Die Westseite des Chors ist mit Tapeten, (nach Zeichnungen von Rubens, zu Paris gewirkt,) behangen. Die Figuren mögen herrlich seyn; aber ihre Farben sind verblichen, und so wie sie, fast in Gestalt alter Lappen da herumhängen, dürften sie nur wenigen Kennern eine Zierde dieses, übrigens vielleicht in der ganzen Welt einzigen Chores zu seyn scheinen. Auch die prächtigen Glasmahlereien der Fenster verdunkeln mehr, als sie verzieren.

Man zeigte uns in einer Seitencapelle ein äußerst merkwürdiges Gemählde der ältesten deutschen Kunst. Die heilige Mutter, den göttlichen Knaben auf dem Schoße haltend, empfangt die Verehrung der Könige. Diese Hauptfiguren des großen dreyheiligen Bildes sind nicht genug anzuschauen. So fromm, so kindlich, so wahr! Aber die sonderbare Verzeichnung der Glieder, die wir schon auf alten Bildern der Aschaffenburger Sammlung und bey Herrn Canonicus Pick zu Bonn erblickten, fiel auch hier auf. Du lächelst vielleicht, wenn ich Dir bemerke, daß mich's ganz besonders

auf

auf die alten deutschen Meister freut. Das Erwachen des Kunstsinns und seiner Schöpfungen kann doch nichts Vollendetes hervorbringen. Wie schön und bedeutsam ist es nun, wenn das Mangelhafte sich nur da findet, wo Herz und Geist sich weniger kund thun! — Ich wette, es giebt Volker, bey denen die bildende Kunst früher dem übrigen Körper eine gewisse Vollendung gab, als dem Kopf, dem er gehört. Wem aber magst Du lieber die Hand drücken (geschweige denn geben,) dem Künstler, der seelenvolle Köpfe und dünne kleinliche Aermchen und verzeichnete Beine, — oder dem, der diese letzteren in den üppigsten und kunstgerechtesten Formen, und leere fadsinnige Gesichter mahlt? — Ich kenne die französische Schule nicht genau, aber ich bilde mir ein, dort sey in dieser Hinsicht das Gegenstück zur deutschen zu finden.

Am Grab der heiligen drey Könige hat der Dom aus jener Zeit, wo weder die Heiligen noch die Könige etwas galten, sich einen

einen bedeutenden Schatz gerettet. Ein kleines silbernes und vergoldetes Häuschen, höher als Du, deutsche Hermannstochter, ist mit getriebener sehr schöner Arbeit, so wie mit kostbaren Gemmen, (226 Stück waren es sonst), Perlen und Edelsteinen ganz wundersam ausgeschmückt. Unter diesen Zierrathen sollen verschiedene höchstkostbare Antiken befindlich seyn. Nur die 3 Kronen der 3 Todenschädel, (von unschätzbarem Werth,) sind seit jener Zeit, wo das ganze Reliquienkleinod flüchten mußte, abhanden gekommen. Die jetzigen sehr geschmackvoll gearbeiteten sind so unächt, — wie die Schädel selbst. — Diese Kostbarkeit, welche nach dem Vorgeben des uns führenden Kirchendieners 30 Millionen Franks (!?) geschätzt wird, steht leider in keinem vortheilhaften Lichte, oder vielmehr in gar keinem; denn um es zu beschauen, muß man mit kleinen Kerzchen mühsam darum herumkriechen. „Zündet man auch ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel?“ —

Außer diesem hat der Dom noch einen reichen Silberschatz, den man auch uns in die Augen blinken ließ. — Immer ehrenwerth, daß man sich durch keine Noth der Zeit zum Veräußern dieser ehrwürdigen Kirchen-Geräthschaften hat bewegen lassen!

M* machte mich noch auf das Begräbnißmal des heiligen Erzbischof Engelbert aufmerksam, der den ersten Plan zum Bau der Cathedrale entwarf. „Vielleicht, sagte er mir „während ich anschaute, vielleicht sind alle „jene große Säulengewölbe, in denen sich „ein kleiner Sarg als ganz unbedeutend verliert, doch nur gleichsam der Anhang und „die Zugabe zu dieser dunklen Grabzelle. So „wie bey mancher Krystallisation um einen „unscheinlichen Kern herum wunderbare „chemische Gebilde anschießen; so konnte vielleicht sich der ganze Domcoloß um diesen „Sarg herumgebaut haben."

Mit dem Blick auf das innre Wesen der menschlichen Eitelkeit, die, auch wenn sie bey einem Heiligen sich findet, doch immer eitel bleibt,

bleibt, — und mit Rücksicht auf Begriff und Geschmack des damaligen Zeitalters scheinet es in der That nicht so ganz unwahrscheinlich, daß Mancher eine Kirche baute, bloß weil er schon im Geiste sich dereinst darin begraben sah. —

Im Herausgeben aus der sogenannten goldnen Kammer zerrte man aus einem alten Schranke uns noch den Zipfel des golddurchwirkten Mantels hervor, den sonst der Churfürst bey der Kaiserkrönung trug, oder vielmehr schleppte; denn Du mußt wissen, Schwesterchen, daß dieser Mantel nahe an einen Centner wiegt! — Wenn Männer nur einmal anfangen sich zu putzen, dann lohnts doch auch der Mühe! —

Und so schließen sich denn meine wenigen einfältigen Bemerkungen über den Dom ächt frauenzimmerlich mit einer Notiz aus dem Kleiderschranke.

Eine

Eine nothwendige Ausbesserung des Reisewagens läßt mir Morgen Zeit zur Fortsetzung dieses Briefes, in welchem Sancta Ursula eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen hat.

Schlafe so wohl, Geliebte, als wärst Du heute von Coln bis Andernach bey schlechtem Wetter auf schlechtem Wege von schlechten Postpferden gezogen worden; — so wohl, als Deine müde Freundin!

Den 18ten früh.

Indem ich das gestern Geschriebne überlese, fälle mir ein, daß ich bey der Madonna des Doms wohl auch einer angefangenen Copie von einem braven Colner Mahler hätte erwähnen müssen, die gerade für einen Prinzen des preußischen Hauses genommen wurde. Alle bis jetzt fertigen Köpfe waren so treu und zart, daß es mir recht leid thut, den Namen des Copisten vergessen zu haben.

Und nun zur heiligen Ursula.

Sie

Sie ist in der ihr geweihten Kirche, — die vielleicht nirgends im kirchenreichen Europa ein Gegenstück findet, — in mannichfacher Gestalt zu schauen. Einmal in Marmor auf ihrem Grab; dann auf einem großen gerühmten, (mir aber nicht gefallenden,) Altarbilde von Schütt; so auch in vielen kleinen Wandbildchen von nicht besonderem Werth, welche Scenen aus ihrer Geschichte darstellen; endlich noch zum Theil in ihrem eignen Grundrisse (denn so könnte man wohl ein Knochengerippe nennen?) Hierin hat sie wohl nun nichts vor vielen andern Heiligen, denen man Kirchen gebaut hat, voraus. Was sie aber auf eine hochsinnerkwürdige Weise auszeichnet, ist ihr ungeheures beinernes Gefolge; — die Ueberreste von nicht weniger als eilftausend Jungfrauen, die zugleich mit ihr unter Heidenschwerdtern hier den Märtyrertod fanden.

Neben ihrem Grabe sieht man hinter vergitterten Behältern eine Unzahl von Knochen, unter welchen, zur Schande des jetzigen ver-

rüm-

kummernden Geschlechtes, manche sind, deren sich ein Schlachtroß nicht zu schämen brauchte.

Rings an den Wänden des Chors ist Schrank an Schrank, jeder mit ohngefähr 4 Glasfensterchen versehen, und aus jedem Fensterchen guckt ein grauer Jungfernschädel heraus. Doch das Seltsamste in diesem seltsamen Beinhaus ist die Capelle, wo sich der Kopf der Heiligen nebst vielen der Vornehmsten ihrer Jungfrauen in silbernen oder blechernen Köpfen von getriebener Arbeit befindet. Alle Wände vom Boden bis zur Decke sind Knochenmosaik, arabeskenartig in einander gefügt, Quadrate, Cirkel und andre Figuren bildend.

Verhalte sichs mit diesen Gebeinen auch anders, als die Legende erzählt; so viel ist doch wahr, daß diese Kirche mehr als irgend eine, den stolzen Sohn und die stolze Tochter der Erde an ihren Ursprung wie an ihr Ende mahnet. Und die Taube der Unschuld die über allen diesen zerbröckelnden Menschenresten, unsterblich für fromme andächtige Gemüther

müther ſchwebt, iſt doch eine heilige begeiſternde Idee! —

Von allen Gemälden dieſer Kirche konnte ich keins mit einem Wohlgefallen anſchauen, das nur einigermaßen jenem vor Clara's Altar geglichen hätte. Ein Seiten-Altarſtück, wo auf Maria's Vorbitte gequälte Menſchen aus dem Reinigungsfeuer von Engeln gehoben werden, mit den Füßen noch in den Flammen, mit dem Auge ſchon im Paradieße, zog meine Blicke noch am meiſten an. Die Farben waren ungemein lebendig, und das Mädchen, welches die Hauptfigur des Stückes zu ſeyn ſchien, ſtieg aus der Gluth ſo blühend friſch hervor, wie eine Pariſer Venus aus einem Meere von Schönheitswaſchwaſſer. — Ob wohl um dieſen Preiß nicht manche unſrer Schweſtern (am Ende gar wir ſelbſt?) uns ein Wenig Fegfeuer, als eine Art von Toilettenapparat, gern gefallen laſſen würden? —

Zum Beſuchen andrer Cölner Kirchen, außer den 3 genannten, reichte unſre Zeit nicht hin,

hin, und uns blieb kaum noch ein halbes Stündchen um die Bekanntschaft des Domvicars Hardy machen zu können. Er ist 90 Jahr alt und arbeitet noch so fleißig, wie ein Bienchen, in Wachs. In dieser Art von Kunstwerkchen ist er berühmt und er verdient sein Lob. Am liebsten stellt er den Ausdruck verschiedenartiger Leidenschaften in Bild und Gegenbild dar, und zwar ohne ein andres Muster, als das, was sich in seiner Phantasie gestaltet.

Menschen, die Außerordentliches leisten oder Schönes bilden, wirken, Magiern gleich, mit einem Zauberstabe, der bey dem Einen so, bey dem Andern anders gestaltet ist: hier ists ein Scepter, dort ein Pinsel, dort ein Sternenrohr; hier ein Meisel, dort ein Gänsekiel. In der Hand des alten, von fast einem Jahrhundert krumm gedrückten Hardy hat jener Zauberstab gar nur die Gestalt eines kleinen zugeschnitzten Hölzchens! Ein andres Instrument braucht er nicht, um allgewaltige Leidenschaften und Gemüthszustände, wie Haß und

Liebe,

Liebe, Todesangst, Freude, Schmerz ꝛc. aus einem elenden Stückchen Wachs hervorblicken zu lassen! — Das Mißfällige, welches alle erhoben gearbeiteten Bildnereien durch die Färbung erhalten, kann zwar auch dieser Künstler nicht vermindern; aber das Auge läßt sich doch abfinden, wenn ihm dagegen ein schöner Ausdruck in so niedlichkleinem Gesichtchen gewährt wird. Manchmal sind recht sinnige Gegenbilder gewählt; z. B. eine doppelte Zufriedenheit; die, eines filzigen Juden, der Thaler zählt; und die eines christlichfrommen Armen, der ein Stückchen trocknes Brod verzehrt und dabey an den Himmel denkt. — Du sollst beydes selbst sehen. —

In der Arbeit hatte der Greiß gerade als wir ihn besuchten, eine Mutter die mit inniger Zärtlichkeit auf ihren Säugling an der Brust herabblickt. Das Köpfchen desselben konnte der Nagel Deines kleinen Fingers bedecken; und doch war der Ausdruck eines gesunden, bausbackigen, schlafenden Knäbchens mit großer Wahrheit erreicht!

Auch

Auch blühende Landmädchen mit Blumenkörbchen am Arme erscheinen noch auf den Ruf des uralten Zauberers, und schweben mit leichter Zierlichkeit vorüber. Unter seinen älteren Arbeiten zeigt er einige Landschäftchen in weißem Wachs, die ohne Staunen nicht betrachtet werden können. Einen schönen Christuskopf, den er in Email gemahlt hat, schätzt er sehr hoch, und lobt ihn mit einer Naivetät, die einem so alten Männlein recht gut und kindlich steht. Einige kleinere Oelgemälde beweisen, daß er auch dafür viel Talent hatte. Kurz, dieser Hardy war mir eine der größten Merkwürdigkeiten Cölns. Mit einer Mischung von Ehrfurcht und Rührung drückte ich beym Abschiede die dürre Hand, die vielleicht bald keinen Druck mehr erwiedert. —

Manches, manches Sehenswerthe in Cöln mußte ich seufzend ungesehn lassen; z. B. die berühmte Wallraffische Sammlung. Es dämmerte fast, als ich noch eine halbe Stunde weit durch die engen kothigen Straßen schritt, um einige Minuten am Hafen stehn und es

mir

mir denken zu können, wie schön dieser Blick an einem hellen Sommerabend seyn müsse. Es lagen dort eine Menge Schiffe, und manche, die für den sehr bedeutend sind, der bis jetzt nur Kähne kannte. —

Heute noch nimmt uns das freundliche Neuwied, welches gar lieb und einladend vom jenseitigen Rheinufer zu uns herüberblickt, gastfrey auf, und dort schreibe ich Dir wahrscheinlich mein vorletztes Briefchen, welches Dir erlaubt, Dich bald auf das allerletzte zu freuen; denn ich fliege Dir entgegen; — wiewohl man eigentlich von den Postpferden dieser Gegend poetischer Weise eher sagen könnte, sie wären mit bleiernen Hufeisen beschlagen, als, sie hätten Flügel auf dem Rücken.

Zehnter Brief.

Neuwied, den 17. Nov.

Es giebt Gegenden, Städte, Dörfer, Häuser, denen man es mit abnderdem Gefühle schon von weitem ansieht, daß es einem dort wohlgefallen und wohlergehen wird. So heimelte uns auch von Ferne, als wir hinabwärts gen Cöln zogen, das Rheinstädtchen Neuwied mit seinen weißen schmucken Häusern an. Die Herrin unsrer Gesellschaft sah im Geiste eine verehrte, lange nicht gesehne fürstliche Freundin winkend aus dem Fenster schauen. Mancher von uns trug Verlangen alte theure Bekanntschaften aufzufrischen; — kurz wir zogen vorgestern mit gar schönen Erwartungen hier ein, und mit noch schöneren Erinnerungen ziehen wir Morgen wieder von dannen. Von der liebenswürdigen Häuslichkeit der fürstlichen Familie erzähle ich Dir, da ja ohnehin Manches für unsre traulichen Abendgespräche aufgehoben bleiben muß, künftighin

tighin viel Gutes und Schönes. — Die Fürstin Mutter steht durch ihre Geistesbildung und durch ein edles wohlgeprüftes Leben nah und fern bey ihren Bekannten im ehrenvollsten Ruf. Würde, Feinheit, Muttertreue, Kunstliebe, Humanität — alle diese herrlichen Eigenschaften eines veredelten weiblichen Gemüths blicken Dich bald aus ihren Werken, bald aus ihren Werken und Umgebungen an. Daß Prinz Victor, dessen Briefe wir einst zusammen lasen, ihr Sohn war, weißt Du. Nach dem Unglück, ihn so früh verloren zu haben, ist ihr doch das Glück geblieben, sein Andenken ehren zu können und von andern geehrt zu sehen. Einen andern ihrer Söhne, Prinz Max, kennst Du auch als einen enthusiastischen Freund der Naturkunde, der zu Liebe er gegenwärtig sich den Gefahren und Beschwerden einer großen Reise in Brasilien unterzieht. Bey den übrigen Familiengliedern dieses kleinen Fürstenhauses sind angenehme Kunsttalente ausgebildet. In Oel und Aquarell sieht man von der Prinzessin und einem

jünge-

jüngeren Prinzen fleißig ausgeführte Bilder. Zu muſikaliſchem Abendcirkel vereinigt tönt Dir Harfe, Clarinette und Horn entgegen; (des Flügels, dieſes Allerweltsinſtrumentes, nicht zu erwähnen.) Sogar ein Sextett von Beethoven, worin die beyden fürſtlichen Brüder die Clarinetten- und Waldhornpartie übernahmen, durfte gewagt werden. Die Umgebungen bilden ſich auch hier, wie gewöhnlich, nach den voranſtehenden Muſiern. Ueberall ein heiterer bildungsreicher freundſchaftlicher Ton, fern von allem pretioſem Vornehmthun.

Im Zimmer der Fürſtin Mutter ſah ich zum erſtenmale Müllers unbeſchreiblich ſchöne Raphaeliſche Madonna, die aus dem Himmel tritt, wohin er ging. Ich habe es, wie ein ſchönes Gedicht auswendig gelernt. So oft mir in der Erinnerung irgend ein Zug fehlte, lief ich geſchwind wieder hin, und lernte aufs Neue. — Findeſt Du nicht, mein ökonomiſches Schweſterchen, daß dieß eine höchſtwohlfeile Art ſey, ſich ein theures Bild anzuſchaffen?

sen? — Dieses Blatt (freylich vor der Schrift) kostet 10 Louisd'or. — Auch Dir wird die Himmelskönigin erscheinen; freue Dich darauf! —

Im Schlosse befindet sich eine äußerst schöne Sammlung von ausgestopften Thieren, hauptsächlich von Vögeln, die ihre Entstehung hauptsächlich dem reisenden Prinzen verdankt. Neue Schätze stehen in Kisten, noch nicht ausgepackt, bereit, viele sind noch zurück. — Ein neuster, noch nicht durch das Morgenblatt bekannt gewordener Brief des edlen Reisenden enthält höchstinteressante Bemerkungen von der Ausbeute jener erst nach Verlauf eines Jahres vollendeten Reise.

Herr Ingenieur-Hauptmann Hofmann, (ehemaliger Führer der Prinzen,) sendet jetzt den erwähnten Brief im Auszuge nach Göttingen an Blumenbach. — Er ist Aufseher einer reichen Sammlung von römischen Alterthümern, welche auf Veranstalten der Fürstin in dieser Gegend ausgegraben wurden. — Ein Herculanum im Kleinen! — Man wird

nicht

nicht müde diese aus den tiefen Gräbern einer uralten Zeit hervorgezognen Merkwürdigkeiten zu durchmustern. Herr Hofmann liefert ihre Erklärung mit eben so viel Gefälligkeit als Sachkenntniß. Mit vorzüglicher Wichtigkeit behandelt er eine kleine bronzene Statue mit einer Mauerkrone auf dem Kopf, deren Inschriften am Fußgestelle auf das ehemalige Daseyn einer Stadt, (nach andern nur ein Castell,) — Victoria genannt, hindeuten sollen. Die Gründe für diese Entdeckung sind auch dem Ungelehrten ziemlich einleuchtend. Die hervorgegrabenen Mauerreste von sehr bedeutender Ausdehnung widersprachen jener Vermuthung nicht.

Nächst jener Statue zeichnet sich ein kleines Schild von Silberblech, einst zu einem Feldzeichen gehörig, aus. Es stellt in getriebner Arbeit einen gewaffneten Römer vor, der den bezwungenen personificirten Rhein unter die Füße stampft. Fast ominös wurde dieses Schild im Jahr 1813 gefunden. Die Ufer des von fremder Herrschaft freygewordenen Flusses

schie-

ſchienen nun auch jenes ſchimpfliche Zeichen einer älteren Knechtſchaft nicht länger in ihrem Schoße dulden zu wollen, und warfen es aus.

Daß aber auch damals deutſche Arme kräftig drein ſchlugen, zeigen häufig gefundene germaniſche Waffen, neben durchbohrten Römerſchilden und zertrümmerten Erzgeräthe. Bey der Zerſtörung der alten verſchollenen Victoria mags furchtbar hergegangen ſeyn, wie ſich aus dem wilden Gewirre ſchließen läßt, in dem das Ungleichartigſte neben einander liegend gefunden wird.

Unter dem, mehrere Käſtchen füllenden Frauenputz ſind äußerſt niedliche Sachen. Unter andern bemerke ich Dir einen Ring, der zugleich als Schlüſſelchen, (ohne Zweifel zu einem Schmuckkäſtchen) diente. — Eine Idee, die auch jetzt noch Beyfall finden würde.

Einſt, als Herr Hofmann gerade bey den Ausgrabungen zugegen war, entblößte ſich ein Schädel, der, wie man ſogleich erkannte,

einer Victorianerin gehörte, die sich unangekleidet zum ewigen Schlaf niedergelegt hatte. Man nahm die Erde mit der höchsten Sorgfalt hinweg und fand mancherley metallenen Putz auf und neben dem Gerippe; z. B. eine lange seltsamgestaltete Haarnadel; Spangen zum Zusammenhalten der Gewänder; Ringe; eine crystallene am Hals getragne Kugel, deren sich jene antike Frauen zum Abkühlen der Hände bedient haben sollen u. s. w. Manche der aufgefundenen Merkwürdigkeiten sind kaum kenntlich, andre zum Verwundern gut erhalten. Eine kleine, nur wenig verbogne Glocke klang noch wie vor 14 Jahrhunderten, und ich weiß Dir nicht zu sagen, warum mir das wunderbar vorkam. Gestalten aus jener Zeit sind weit häufiger auf die unsrige gekommen, als Töne. —

Neues Nachgraben würde ohne Zweifel neue Ausbeute bringen; aber dann wäre auch eine erklärende Beschreibung der sämmtlichen Entdekungen höchst wünschenswerth. Bis jetzt ist außer einigen Aufsätzen im Reichsanzeiger

und

und in einem andern Journale, nichts darüber erſchienen.

Vom poetiſchen Alterthum ins proſaiſche Neuthum, (vertrauliche Mädchenbriefe dürfen ſich ihre Wörter ſelber machen), iſt in jeder Hinſicht der Sprung ein wenig gewagt. Laß ſehen ob er mir gelingt! — Ich ſetze an: — und mitten aus dem antiken Victoria bin ich — im Neuwieder Schweſternhauſe!

Hier fehlen allerdings die großen Schmucknadeln, und die Cryſtallkugeln, und die Metallfranzen, — ſo wie bey den Brüdern die Schilde, die Helme und Streitärte ꝛc. Nein, dort kommen Dir lauter weiße, nuzierlich zugeſchnittene rothbebänderte Mützchen, und reinliche, ſittſamzugeknöpfte Jäckchen entgegen. Lieschen geht wie Gretchen, und die, wie Martchen, und alle 3, wie hundert. — Hier (bey den Brüdern) ſiehſt Du meiſt nur Weber, Handſchuhmacher, Strumpfwirker u. dgl. —.

Faſt alle Nationen der Erde ſchmücken, wenn ſie einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht haben, ihre Tempel aus, und ſuchen

die

die Kunst zu einer Dienerin der Religion zu erheben. Die Herrnhuter Gemeinden hingegen haben statt der Kirchen nur reinliche, geräumte, von aller Kunstzierde entblößte Betsäle. — Kurz, man kann die Prosaik nicht wohl weiter treiben, als diese religiöse Secte. Gleichwohl gefällt mirs bey ihnen! Es sind doch stille, fleißige Menschen; größtentheils von feinen Sitten; nützliche Bürger des Staats. — Ein gottkräftiger Mann des Alterthums, eingedenk seines apostolischen Wortes: „Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen;" — er würde nicht unter diese Gemeinde treten, ohne sie zu segnen. Vielleicht fände er es überflüssig, ihnen die Ermahnung zu wiederholen: „Ein jeder schaffe mit seinen Händen das Seinige ꝛc."

Diese thätigen, meistens schön und gut arbeitenden Menschen fühlen in dieser Hinsicht ihren Werth, und sie dürfen es.

Zwey Benedictiner-Mönche, die vor längerer Zeit von den Bouteillen ihres gastfreyen Wirthes her die Anstalten der hiesigen Brüder

dergemeinde besuchten, machten nach mancherley sittenlosen Aeußerungen dem sie herumführenden Bruder auch die noch: „Bey ihnen sey für sie gar nichts Neues zu sehn. Alles fände schon in ihren Klöstern seit Jahrhunderten statt.“ Ein Unterschied, — antwortete der Führer schon in der Thüre, wo die geistlichen Herren noch einmal zum Abschiede seine Empfindlichkeit durch jene wiederholte Bemerkung reizten, — „Ein Unterschied besteht doch zwischen Ihren Einrichtungen und den Unsrigen. Ihnen stopft man das Brod ins Maul, und wir verdienen es uns durch unsrer Hände Arbeit.“

Und der Mann, der dieß zu erwiedern Verstand und Herz genug hatte, war nur ein einfacher Handwerker! — Wie müßten die weinsatten Benedictiner sich geschämt haben, wenn sie seinen Verstand und sein Herz gehabt hätten!

Die Gottesverehrung der Brüdergemeinde versäumte ich heute nicht. Der einfache halblaute

laute Gesang ist mir das Erbaulichste daran gewesen.

Das Haus der Schwestern sowohl, als das der Brüder hat eine beträchtliche Anzahl von Zoglingen; zum Theil Ausländer. Aber solche Anstalten lassen sich nicht nur so im Durchflug beurtheilen, am wenigsten von Deiner Freundin, die sich durch die Außenseite nicht selten bestechen läßt. — Diese war durchaus gefällig. Niedliche, sittsame Mädchen mit stillem, sanftem Blick und geschickter, fleißiger Hand; — muntre kräftige Knaben, eben so gern lärmend als lernend, gute Proben ihres Fleißes aufweisend; und (ich sah sie sich zu Tische setzen,) von ganz herrlichem Appetit! Daß unmittelbar nach den recht schön gesungnen Worten: „Komm Herr Jesu, sey unser Gast ꝛc." ein kleiner Vorleser mit der Stimme eines Ausrufers, ein altgeschichtliches Pensum zu verarbeiten anfing, kam mir einigermaßen pedantisch vor. Es mag indeß vielleicht doch auch sein Gutes haben. Zuverlässig

läßig aber wird die Mahlzeit beſſer verdaut, als das Penſum.

An dem Vorſteher der Anſtalt machte ich, von unſrer verehrten W. — empfohlen, eine ſehr werthe Bekanntſchaft. Daß er ein guter Lehrer ſey, vermuthete ich; daß er ein trefflicher Zeichner iſt, ſah ich; und daß er ein edler Menſch iſt, fühle ich.

Eine große Anſicht des Mont-blanc, von ihm ſelbſt am Fuß des ewigen Bergrieſen aufgenommen, war eine ſeiner neuſten Arbeiten.

Was Dich, meine Serena, — Du Lilienreine, die Du dieſer Erde alles eher verzeihſt als ihren Schmutz, — die Du, wie ich Dir oft neckend vorwarf, ſelbſt Deinen Vater mit einiger Verlegenheit empfängſt, wenn er ſeine Jagdſtiefeln vor Deinem ausgeblaſenen Stübchen abzubürſten vergißt, — was Dich im hieſigen Schweſternhauſe, und wohl auch ſonſt in den meiſten Zimmern der Herrnhutergebäude, ſogleich heimiſch werden ließe; das iſt eben die reinſte Reinlichkeit, die hier, wie

eine

eine Art von religiöser Uebung, zum unverbrüchlichsten Gesetz geworden zu seyn scheinet. In einem großen Schlafsaale, der über 100 Bettstellen faßt, ist die höchste Ordnung, die frischeste Luft, die reinste Diele. Schließe daraus auf die Arbeitsstübchen dieser netten Jungfrauen, die mancher Pallast-Dame zum Muster dienen könnten.

Wenn wir Mädchen, (wie die Dichter meinen,) Blumen sind; so dürfen wir mit unsern Schwestern auf dem Gartenbeete wohl die liebliche, schönfarbige, schnellwelkende Bluthenkrone gemein haben; aber nicht den Schmutz, der ihre Wurzeln düngt.

Genug vom Innern, dieses schmucken Städtchens! Von seinen Umgebungen weiß ich Dir leider nichts zu erzählen. Sie lagen unter einer dichten Schneedecke, vom kalten Nord übersaußt, der uns alles Spazierengehen verleidete. Man fand diese Winterwitterung hier so frühzeitig, daß man behauptete, seit 26 Jahren sey Aehnliches nicht erlebt worden.

Ach,

Ach, und leider waren nicht blos abgeerndtete Felder mit Schnee bedeckt! Hier und da bogen ſich noch Aecker voll Halme, die nicht zur Reife gediehen waren, traurig unter den ſchweren Flocken nieder; hier und da lagen ungebundene Garben, von ihren Schnittern aufgegeben. — Ich habe es nicht ohne Wehmuth anſchauen können! — Doch hat es mich noch tiefer gerührt, als ich in der Gegend von Coblenz eine Winzerfamilie durch den Schnee ihres Weingärtchens ſtill und traurig waten ſah, um die verkümmerten eſſigſauren Trauben zu ſammeln. Unſer Reiſewagen zog raſch an dieſen, unter dem Druck harter Zeiten langſam ſchleichenden, Menſchen hin; aber ihr Bild verließ mich lange nicht. Ihr ganzes Familienleben mahlte ſich mir nach dem, was ich gleichſam als Skizze geſehen, in lauter dunklen, wehthuenden Scenen aus. Dich will ich gern mit dieſen Phantaſieſtücken verſchonen und in Deinen Wunſch, daß ſie nur recht untreu ſeyn möchten, von Herzen einſtimmen.

Mer-

Morgen ziehen wir auf der linken Rheinseite hinauf gen Mainz, und kehren von da über Frankfurt und Cassel zurück in die Arme der Unsrigen. — An welches Herz sich Deine Rosalie sehnt, weiß das Deinige! —

Eilfter Brief.

Cassel, den 26. November.

Stelle ich mir vor, meine herzliebe Freundin, daß ich in wenigen Tagen lesend und erzählend neben Dir sitze, so wünsche ich mir zwey Flügel statt einer Feder! — So ein Gänsekielchen, in dem sich die leichten geistigen Gedanken erst mit der dicken schwarzen Farbe ungern mischen, um dann langsam, und nicht einmal in Tropfen, (Klekse genannt,) sondern in kleinen Tropfentheilchen ins Papier zu filtern, — so ein Gänsekielchen ist doch ein sehr kärglicher Nothbehelf statt der mündlichen

lichen Rede! Das fühlen Freunde; und mehr noch Freundinnen, die bekanntlich viel beſſer ſchwatzen als ſchreiben.

Doch ich bin Dir noch einen längern Bericht ſchuldig; und glaube ja nicht, daß ich ihn jetzt erſt, volle 8 Tage ſeit meinem verreiſen, zu ſchreiben anfange! Nein, da ſteht alles ſchon in ganzen und halben Sätzen zwiſchen Denkſtrichen und Bildzügen, bald gekrizzelt, bald gemahlt in meiner Schreibtafel, und ich ſetz' es hier nur zuſammen. Wie mirs aber eingefallen ſeyn mag, dieſen Bleiſtiftsblättern Blumennamen zu geben, möcht' ich wiſſen! — Wahrſcheinlich ſollt' ein Sträußchen in Dein empfindſames Herbarium geben! Da finde ich z. B. ein Tauſendſchönchen aus St. Gear; ein Schneeglöckchen aus Mainz; eine Kaiſerkrone aus Frankfurt; ein Katzenpfötchen *) und eine Spätroſe

*) So nennt man in manchen Gegenden Thüringens die Raindlume, (Immortelle.)

rose aus Marburg; und vielleicht blüht noch ein kleines Vergißmeinnicht in Cassel selbst, wo wir vorgestern anlangten. Mir wird die Arbeit erstaunlich erleichtert, wenn ich diese närrische Einrichtung beybehalten darf, und Du läßt Dirs, Gutherzige, gewiß gefallen, wenn ich sogleich mit dem

Tausendschön

den Anfang mache.

Von Borpart aus bis unter Bingen blühet dieses allegorische Blümchen, — auch sogar im Winter. Diese Strecke ist gewiß die schönste des ganzen Rheinstromes! Wenigstens für den, der den erhabnen romantischen Character einer Gegend dem sanften idyllischen vorzieht. Der Strom hat sich hier zwischen prächtigen formen Bergwänden seinen Weg gesucht, und die Bewohner seiner steilen Ufer haben bis zu den Gipfeln hinan jedes Plätzchen mit Reben bepflanzt, daß nur einer kleinen Terrasse Raum läßt. Daß in diesen Bergen die köstlichsten deutschen Weine wachsen, beschwören die Männer. Hauptsächlich soll der edle Rüdesheimer von

von gar altem, gutem Hause seyn. Denn eine Sage behauptet: Kaiser Karl der Große, als er zu Ingelheim Hof hielt, habe bemerkt, daß auf den Rüdesheimer Höhen der Schnee am frühsten schmelze, und deßhalb ihn mit Burgundischen Reben bepflanzt.

Mit jeder neuen Wendung des Stroms liegt ein kleiner geschlossener Schweizersee (so glaubt man wenigstens, wenn man diese nur aus Schilderungen kennt) vor dem entzückten Blick. Der edle Fluß strömt im engeren Bette reißend stark, hat sich da und dort tiefe, weite Bogen gewühlt; bildet an mehreren Stellen gefährlich-scheinende Wirbel, und ist doch auch wieder so sanft und freundlich! Umarmt eine grüne Insel, oder dient einem reizendgelegnen Oertchen zum stillen Spiegel. — Dann auch oft schaut hoch von Felsen herab grau und hohlaugig, wie ein Todtenschädel, manche alte Burg in die tiefen ernstrauschenden Wellen hinein. Wir zählten an einer unsrer kurzen Tage reisen vierzehn dieser Schlösser, wo sonst aufgeartete Ritter horsteten, (so sagt man

ja glaub ich von Raubvögeln?) Unter diesen ist ein Liebenstein, das ich um des Namens Willen, der so tausend schöne Erinnerungen in uns weckt, so lange als möglich im Auge behielt. — „Wie muß es hier schön seyn!“ riefen wir oft Eins ums Andre an den Sommer denkend; doch zuweilen vergaßen wir auch den, und waren glücklich im Ausruf: „Wie ist es hier so schön!“ — Gewiß hat dieser Monat, — so manche saure Mienen er uns auch durch die seinigen verursachte, — für diesen Theil des Rheines seine eigenthümlichen Reize. Wenn der sausende Nordwest seine dichten Schneegewölke über die Berge jagte, ihre Häupter bald verhüllend, bald erhellend; wenn in der Ruhe nach dem Sturm die Sonne mild hereinblickte, und die hochaufdampfenden Nebel ehrerbietig vor der wandelnden Königin sich zurückdrängten, und die kleinen zugespitzten Rebengärtchen, (durch hundert gerundete Mauern erhoben,) übereinander im reinsten Weiß zwischen braunem Gestein flimmerten; wenn der Schnee des Ufers schmelzt und ein

hall-

halbgrüner Rasen von niedlichen blanken Häusern bis zur der Fluth herab sich zog, auf deren Windungen manch Schiffchen im fernen röthlichen Duft immer unkenntlicher werdend weiter eilte: — Dann schien der Winter, (ein mannhafter göttlichschöner Greiß unter den vier Priestern der Natur!) erfernd über die Gebirge zu wandeln, und mit seinen diamantenblitzenden Augen in die goldstralenden der Mutter Sonne zu schauen, gleichsam als frägte er: „Hab' ichs nicht auch recht schön gemacht?" —

Sieh nur, wie poetisch ich werde! Aber wahrhaftig, es ist mein Ernst, Schwesterchen! — Und wörtlich so stehts in meiner Schreibtafel; und so stands vorher in meinem Herzen! —

Am Fenster der Post zu St. Goar, in der Nähe der hochgethürmten, einst vom Feinde zermalmten Veste Rheinfels, dem reizenden Dorf St. Goarshausen gegenüber; zur Seite einer schwarzgrauen Burg, die Katze genannt; in der Mitte eines großen Felsenbeckens (wie hier

hier der Stern erscheint) im Angesicht des herrlich'n hochgewölbten Lurley-Berges, — dort zeichnete ich Dir das kleine Tausend-schön das ich Dir hier mit meinem Schwester-kusse reiche.

Schneeglöckchen

heißt meine zweyte Blume. Es ist aber ein armes, bleiches, unscheinliches Ding; für Dich gepflückt am Tage der großen Sonnenfinsterniß, den 19. November. Während der Mondschatten sich wie ein Augenlied über das Sonnenauge deckte, zogen wir hinauf gen Bingen und Mainz, und es war außer der Sonnenfinsterniß noch eine so große Nebelfinsterniß, daß wir jene kaum bemerken, geschweige denn beobachten, konnten. Oft schneite es ganz leise, still und traurig in den Rhein herab, und nur zuweilen sahen wir die farblosen Umrisse der ihn umgebenden herrlichen Landschaften. — Aloys Schreibers Handbuch

für

für Reisende am Rhein war uns ein lieber zeit, und unmuthkürzender Reisegefährte, und beschrieb uns manches, was wir nicht sehen durften.

Die kleine mit Thürmen umgebne Burg, sonst der Pfalzgrafenstein genannt, erhob sich nahe genug uns zur Seite aus des Flusses Mitte, so daß wir den abentheuerlichen Bau, den die Wellen zu tragen schienen, gut ins Auge fassen konnten. An diesem Tage und zu dieser Jahreszeit war es mir, als blickte ich auf einen Schauplatz hin, wo Ossians alte Nordersagen ihre Heimath haben. — Dem Aeußern nach zu urtheilen ist diese sonderbare Pfalz mehr zu einem Kerker als zu einer Wochenstube geeignet; denn eine alte Erzählung läßt hier die Gemahlinnen der Pfalzgrafen niederkommen.

Auch Hatto's fabelhafter Thurm entschleierte sich uns. — Auf der Brücke bey Bingen, wo die Nahe den Rhein sucht, konnte ich doch einige wehmüthige Seufzer über alles, was wir verloren, nicht unterdrücken.

Die Nacht brach herein, als wir im alten Mainz einruckten, das so harten Stößen leidensschwerer Zeiten immer noch so kräftig widerstanden. Sein innrer Wohlstand soll jedoch in seinen Grundvesten erschüttert seyn. Kein Wunder, da es so lange her von Soldaten zerwühlt worden, gleich einem Termitenhügel von seinen Bewohnern!

Der Morgen des 20sten Nov. war nicht heitrer als der vorige. Der dichte Nebel, in kleine Tropfen zusammenrinnend, hätte jede Aussicht unmöglich gemacht, wenn auch die Zeit weniger dringend gewesen wäre. Das Bild des Doms ist das einzige, was ich von Mainz mitnehmen konnte.

Diese alte Kirche hält die Empfindungen, mit denen man gewöhnlich alterthümliche Tempel besucht, nicht auf ihrer Höhe. Seine Bauart ist plump, und die Spuren großer schändlicher Entweihung sind nicht alle verwischt. Einige Marmor-Denkmale mögen wohl fleißig gearbeitet seyn, aber keines spricht das Gemüth an. Manche sind durch das fremde Kriegsgesin-

geſindel, das hier hauſte, zu jener wilden Zeit, wo Schlachtochſen am Fuße des Hochaltars bluteten, verſtümmelt. — Eines fiel mir nur darum auf, weil es ein auch Dir bekanntes ſchönes Bildhauerwerk, das Grabmal der Frau Langhans zu Hindelbank, ohnweit Bern, auf eine ſeltſame Weiſe traveſtirt.

Auf jenem berühmten Stein (leider nur Sandſtein!) zerbricht die auferſtehende Mutter die Decke des Grabes, wohinein ihr neugebornes Kind ſie einſt gedrückt, und hebt es mit unverminderter Liebe ſorgſam zum Leben hinauf.

Hier, im Mainzer Dom, ruht halbaufgerichtet eine männliche Figur (leider von Marmor!) im Sarge mit zufallendem Deckel. Zwiſchen durch ſchaut ſie mit einer großen langlockigten Perücke und ſucht und deutet auf eine Landcharte, die weit aus dem Sarge herabhängt. Dieſe Figur ſtellt nämlich einen berühmten Feldherrn vor, der hier noch, — ſterbend oder auferſtehend? — nach Eroberungen herumſchnüffelt! —

Aber

Aber ein andres ehrenwerthes Denkmal steht hier im Umrisse auf meiner Tafel, das ich Dir nun auch abzeichnen muß. Man zeigt es in dem Kreuzgange des Doms, der sonst einen Gottesacker, jetzt ein Gärtchen umschließt. Ueber viele Leichensteine schreitet man hin, ehe man vor dem, des alten Sangmeisters steht, der von der Wand her in aufrechter Stellung mit grundehrlichem Gesicht, mit einer Krone auf dem Haupte aus röthlichem Sandsteine herausschaut. Das ist der Mann, der mit seinem Ehrennamen Frauenlob genannt war, womit er seinen Geschlechtsnamen überlebt hat. Nachdem er den Ruhm unsres Geschlechts in vielen zierlichen Versen gefeiert, starb er den 12ten Nov. 1317. — Frauenlob gewinnt Frauendank. Unter seinem erneuerten Brustbilde ists zu schauen, wie ihn seine Mitbürgerinnen ehrenvoll zu Grabe bestatten. Der uns begleitende ehrliche Mainzer schloß, als er mir von ihm erzählte, seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Weiß

„Weihwaſſer iſ dazemahl noch nit Mode geweſe; ſe habe ſ'em halter e Flaſche Waih ins Grab nei gegoſſe.“

War das nicht brav gemeint? —

Nun wüßt' ich aber auch meinem armen Schneeglöcklein kein einzig Blättchen mehr anzuſetzen. — Es folget demnach

die Kaiſerkrone.

Freilich mehr eine Zierpflanze, als eine Straußblume; mehr fürs Auge als fürs Herz; aber ich hätte Dir doch in allen Putzblumenhandlungen Frankfurts keine glücklichere auszuwählen genußt.

Haſt Du ſie Dir jemals recht mit Verſtand betrachtet? — Die ſchlanke grüngeſchmückte Säule theilt ſich in einen blätterreichen Wipfel; unter ſeinem Schirme lodert das Leben und die Liebe der Pflanze, kleinen gelben Flammen gleich, in einem Kranze von nickenden Blumen hervor, und im Innern glänzen rund um die zarten Kelche her an jedem Blatte, ſelbſt in der größten Sommerhitze cryſtallhelle Tropfen;

das

das ſind die Perlen dieſer goldnen Krone. Ich habe manchmal, wenn ich im Garten des Schloſſes zu N. meinen ſeligen Freund erwartend wandelte, mit einem ſtillen andächtigen Staunen die geheimnißvolle Pracht dieſer Pflanze angeſchaut; und mit demſelben ſtillen andächtigen, nur noch unendlich erhöhten, Staunen ſtand ich in Frankfurt am 21. November Nachmittags 4 Uhr auf der Zinne des Domthurmes vor einer rieſenmäßigen Wunderblume, die gleich einer umgeſunkenen Kaiſerkrone oder Feuerlilie in der Tiefe nach Weſten hingeſtreckt lag. —

Der Vormittag war dem Beſuch einiger Bekannten und Unbekannten, verſchiedener Kaufladen, und der Anſicht des (recht ſchön eingerichteten) Hauſes der Caſinogeſellſchaft gewidmet; der Mittag einem wohlſchmeckenden Mahle im römiſchen Kaiſer; der Nachmittag einem Lauf durch einen Theil der Stadt im Sturmſchritt, blos um ſie noch ein wenig zu begaffen; und ſo ſchlug es 4, als ich am Dom anlangte und noch einmal mit ſchönern Hoffnung

nungen die hoch- und vielſtufige Treppe ſeines Thurmes zu erſteigen anfieng. Niemand war mit mir; denn mein Begleiter, dem vor der Höhe ſchwindelte, wie er behauptete, (wahrſcheinlicher wohl: „vor dem Steigen graute;") blieb am untern Thurmpförtchen wartend zurück. Faſt, als ich 200 Stufen unter mir hatte, geſellte ſich das Hündchen des Thurmbewohners, bellend und wedelnd zugleich, zu mir und ſprang dann immer lauthallend voraus.

Wo in den dunklen ſchmalen Windungen der Treppe hier und da ein Mauerfenſter den Blick ins Freye erlaubte; da ſchaute ich zwar nur flüchtig hin (um mir den Genuß nicht durch Vorgenuß zu vermindern;) aber ſo viel haſchte ich mir doch weg, daß ich für dießmal reichbelohnt wieder zurückkommen würde. — Jetzt ſtand ich tiefathmend am Ziel! Das Hündchen lief ſchweigend fort und ſuchte ſeinen alten Herrn. Ich war ganz allein. — Da wollten ſich die zitternden Kniee beugen vor dem Herrn der Natur, und die Hände gefaltet ſich zu ihm erheben. „Denn er war ſchön und

„ſehr

„sehr herrlich geschmückt; Licht war das Kleid „das er anhatte;“ (und wie es dort im heiligen Buche weiter heißt.)

Du erinnerst Dich gewiß auch noch mit Entzücken eines abendlichen Ganges auf die Hohlensteiner Felsen, in jenem schönsten Herbste, wo wir im Bade Liebenstein Ein Zimmer, Eine Schüssel, manchmal sogar Ein Kleid und, fast möcht ich sagen, Ein Herz schwesterlich theilten. An jenem Abend, den ich meine, war der bewußte Begleiter, der uns nun schon so lange verlassen hat, ungewöhnlich wehmuthig-weich, und erst als er sah, daß wir es auch geworden, fing er begeistert an, zu reden von der schönen göttlichen Wunderwelt, und eine Röthe, die nicht blos der Wiederschein des weithinflammenden Abendhimmels war, stieg auf seine bleichen Wangen. — Da wars, als verkündete er uns ein Geheimniß in dem Gedanken: „der Genuß erhabner Naturscenen „werde unaussprechlich erhöht, wenn man „sich versetze (wie's denn auch wirklich sey), „der Schöpfer bilde in dem Augenblick alles „selbst.“

„selbst.“ So betrachtete ich jetzt auch das vor mir ausgebreitete Bild, als sey es so eben erst aus der Hand des großen Künstlers hervorgegangen; ja, als arbeite er noch daran; und jetzt, — als durch zertheilte, tiefhinter einander wogende Wolkenwände der rothglühende Sonnenball, wie ein Auge Gottes, noch einmal seine liebe Erde überblickte: als der goldne Kreis aufblitzender Stralen wie eine Königskrone auf einem hohen, von den indischen Bergen sich in den Himmel hinaufbauenden, Wolkenthrone lag: — jetzt erst schien mir dieses große Landschaftsstück vollendet, und alles Schöne war auch zugleich heilig!

Die Lichtwellen flossen über meilenweite Flächen gegen den hohen Feldberg und Altking her, die halbsichtbar in jenem röthlichen Abendduste schwammen, der ein verklärender Heiligenschein der Berge ist.

Doch der prachtvollste Glanz lag im Thale hinab auf dem Main, der nur Eine stundenlange Feuersäule zu seyn schien. In der Nähe der Stadt breitete sie sich in eine mit goldnen

Zwei-

Zweigen flimmernde Palme aus und in der Ferne verlor sich der Glutstrom in einzelne hüpfende Lichtpunkte.

Als ich lange geschaut und bewundert hatte, kehrte ich mich nach Osten, — nach jener Gegend hin, wo meine besten Freunde und meine schönsten Freuden wohnen! Aber der Blick war geblendet vom flammenden Westen und mußte sich schließen Doch um so lebendiger stiegen die süßen Bilder der Heimath, (nicht der irdischen allein!) in meiner Seele auf.

Die Vorstellung eines künftigen Paradieses wäre vielleicht dem menschlichen Gemüthe fremd, wenn es nicht ein vergangnes erlebt hätte: „das kindliche.“ Jenes heilige Land, wo wir unschuldig und selig gewandelt, ist uns immer das schönste. Dahin sehnen wir uns, wenn wir es lange nicht gesehn haben. Wir kommen, wir finden wohl die alte Natur, ewig jung, wie wir sie zuerst erkannten; doch uns selbst finden wir nicht mehr; und so oft Monate und Jahre zwischen

solchem

ſolchem Wiederſehn liegen, kommen wir ärmer geworden zurück! — Giebt es eine ſüßre Wehmuth? —

Als ich die Augen wieder öffnete, fand ich die Sonne nicht mehr. Nahe am Horizont hüllten ſie neue dichtere Nebel ein, die nun einmal dieſem Jahre ſo eigenthümlich ſind, wie den Oſſianiſchen Liedern.

Nun erſt wurde ich einen mir zur Seite ſtehenden Knaben der hier wohnenden Thürmerfamilie gewahr, welcher eine kleine Gabe zu erwarten ſchien. Gewiß nicht vergebens! Zum Danke beſchrieb er mir den Weg, der mich faſt in gerader Linie zur Zeil führte.

In der ſchon ganz dunklen Kirche hätte ich nichts mehr unterſcheiden können, auch war die Thüre ſchon geſchloſſen und mein Gottesdienſt vorüber. — Ich fand mit dem mich erwartenden Begleiter ohne zu irren den bezeichneten Rückweg.

Faſt ſchäme ich mich, Dir zu ſagen, daß ich jenen Abend noch das Schauſpiel beſuchte. Es giebt Gemüthsſtimmungen, bey denen ich eine

eine innre Warnung vernehme, sie nicht allzuschnell zu verwischen, und die, wenn ich darauf nicht achte, sich durch ein Gefühl rächen, das fast wie böses Gewissen mich beschleicht, und wenigstens für eine Zeitlang mir die Zerstreuung verleidet, der ich mich zu bald hingab. — So konnte ich auch jetzt mich Anfangs gar nicht recht in die Vorstellung von Iffflands Jägern finden. Sie mochte indeß, so viel ich urtheilen kann, gut genug ausfallen.

Wer selten Schauspiele sieht, und die besseren liest, hat ein befangenes Urtheil. Die vornehme Kennermiene anzunehmen, mit welcher gewöhnliche Theaterkritiken aus unsren Tageblättern herausschaun, ist, dünkt mich, so schwer nicht. Ueber Geschriebenes schreiben, über Gedachtes denken und über Gesprochenes sprechen; das sind Künste die unser Zeitalter bis zur Vollkommenheit ausgebildet hat. Auch mögen gewöhnlich Schauspieler und Kritiker so ziemlich auf einer Linie des Geschmacks stehn. Große Künstler sind vielleicht nicht viel seltner, als große Kunstrichter.

Sell

Soll ich nach meiner geringen Erfahrung sprechen, so gestehe ich Dir, daß ich die Werke unsrer größten Meister gerade am wenigsten gern auf dem Theater sehn würde. Das Ideal meiner Maria und Iphigenie, meines Posa und Carlos, meines Egmont und Nathan ꝛc. ist mir durch wiederholtes Lesen jener Meisterstücke in allen feinsten Abstufungen klar geworden, und die Darstellung derselben von einer Gesellschaft, die nicht aus lauter Meistern besteht, (wo ist sie aber? —) verwischt mein schönes Bild, und reißt den magischen Schleier, den mir die Phantasie über das Ganze gewebt hat, oft mit groben Mißgriffen entzwey.

Einzelne Künstler heben sich vielleicht vortheilhaft aus der Menge heraus; aber ist denn ein Bild schön, auf dem nur die Hauptfiguren gut gemahlt, und alle Beywerke gesudelt sind?

Dahingegen giebt es ein gewisses Mittelgut für die Bühne, was ich weit lieber sehen, als lesen möchte; vermuthlich weil da das Mißverhältniß zwischen Dichtung und Darstellung

ſtellung nicht zu grell hervorblickt, ja ſogar der gute Schauſpieler oft noch den Dichter heben kann.

Auch eine Oper hörte ich am vorhergehenden Abend: „Pär's Camilla;“ als eins der beſten Werke dieſes Meiſters Dir längſt bekannt. Das Orcheſter iſt ſtark und ſehr gut beſetzt. Es half dem wackern Componiſten meiſterlich, ſeinen, oft etwas langweiligen Text beſiegen, ſo daß die unverbitterte Luſt an den herrlichen Tonſtücken den Mißmuth über hie und da mißlungene Dichtung niemals aufkommen ließ.

Am Morgen des 23ſten Novembers, der ziemlich hell und ſchneidend kalt war, zogen wir auf der Straße nach Marburg weiter, wo ich noch einige Reiſeblümchen pflückte, die ich Dir aber erſt Morgen in meinem letzten Briefe ſchicke.

Zwölfter Brief.

Caſſel, den 27. Nov. Morgens.

Sind wir einmal alt geworden, — Du und ich und alle unſre Schweſtern hienieden, — dann iſt wenig Redens mehr von uns! Kein Dichter mag den grauen Stamm beſingen, der, längſt abgeblüht, nur noch mit wenigen gelben Blättern raſchelt. So geht es der guten Mutter Erde auch, die alljährlich Einmal alt wird, und dann in ihrem weißen Matronen-Jäckchen, mit ihrem kahlen Scheitel und dem kalten Blick auch den feurigſten Idyllenſänger ihrer Blüthenzeit verſtummen macht. Nur zuweilen, wenn ſie, wie alte Damen bey feſtlichen Gelegenheiten zu thun pflegen, ſich mit flimmernden Juwelen bedeckt, ſagt man ihr noch einige Artigkeiten, die jedoch froſtig genug ausfallen.

So würde Dich's denn auch nicht befremden, mein Schweſterchen, wenn ich Dich hier von Frankfurt nach Marburg, ohne mich

rechts

rechts oder links auf der weißen reizlosen Fläche umzusehn, in zwey Zeilen fortschaffte.

Es geht indeß wahrhaftig doch so schnell nicht! Denn einige Meilen von letztgenannter Stadt zersplittert ein Wagenrad, das Dich wenigstens so viele Duodez-Briefseiten aufhalten kann als uns Reisende, Stunden.

Und das ist nun eben das Katzenpfötchen, womit das Schicksal oft plötzlich, wenn es eben recht sanft zu streicheln scheint, sich uns fühlbarer macht. Schon gut, wenn es nur keine Tigerkralle ist, bey deren Anblick unser Blut erstarren oder rinnen muß! —

Großen, weite Länder und Meere umfassenden Reisen sind unendliche Gefahren und Unglücksfälle keineswegs zu erlassen; und will ihr Beschreiber sich einen guten Willen beym Leser machen, so muß er am Ende, wie sein Schiff, nur noch als ein elender Wrack von Mensch im Hafen landen. Der Leser hat dagegen aber auch ein Einsehens, und verlangt von einem Ausfluge nach Cöln, der uns nach drey Wochen wieder heim führt, keine Seestürme

und

und Schiffbrüche mit Durst- und Hungers-noth; kein verwegenes Hangen und Bangen zwischen bodenlosen Abgründen, oder sonst Mord und Todschlag; sondern er begnügt sich mit einem zerbrochnen Wagenrade, das die armen Ausflügler in dunkler Nacht mitten auf der Landstraße und bey 13 Reaumur'schen Kälte-Graden einige Stunden sich herumzuplacken nöthigt. Er ist schon zufrieden, wenn man ihn zusehen läßt, wie die Bedienten erst mürrisch, dann murrend von den hohen Sitzen herabklettern, und mit frierenden Füßen tramvelnd herumstehn, Rath zu halten über das Rad; — wie die Postillons fluchend abspannen und davon reiten, Aushülfe im nächsten Dorfe zu suchen; — wie die Reisegesellschaft mit verbitterten Mienen und schwer zu verbergender Unbehaglichkeit sich mühselig auspackt, eines Theils in eine elende, dem schneidenden Ostwinde völlig offne Postkalesche kriecht, andern Theils sich zum größten Nachtheil der persönlichen Freyheit zusammenschichtet; — und wie nun endlich nach vielfachen Reden, Rufen,

Reiten, Hämmern, der Zug sich wieder in Bewegung setzt, und der noch gesunde Reisetaschen schwerfällig und doppelt befrachtet, der leere, kranke aber hellkreischend durch den starren glimmernden Schnee langsam hingeschleift, spät erst im Gasthofe vor der Stadt Marburg anlangt. — „Es ist doch Etwas!" spricht er. (Ich meine den Leser, liebe Leserin.)

Eigentlich war Deine müde, schläfrige und hungernde Freundin bey ihrer Ankunft in der Herberge nur noch mit drey Gedanken versehen, die eben so viele dringende Wünsche waren, und sich nun in herrliche Genüsse verwandelten.

Im Gasthofe war es recht kommlich; bald kehrte die beste Laune zurück und bot dem Schlaf noch eine Weile Trotz. Doch als er endlich sein süßes Recht behauptete, kam er mit seinem dunkelsten Mantel und brachte keine Träume mit. — Der Schlaf ist der erquickendste, der dem Tode am ähnlichsten ist.

Auch ich erwachte am folgenden Morgen um so früher; kräftig erquickt durch die Kälte

des

des vorigen Tages, wie durch die tiefe Ruhe der Nacht.

Bald nach 5 Uhr war ich ſchon ſchreibfertig und luſtig; doch nicht aufgelegt, Dir alles das nachzuholen, was Du nun im vorigen Briefe und in dieſem gefunden haſt.

Jetzt, ſchien es mir, ſey die gute Stunde gekommen, Dir etwas längſt verſprochenes zu geben. Bis zum Mittage war ich ungeſtört; kein ſtädtiſches Getöſe um mich her; — eine ſo ſanfte, trauliche Wärme im reinlichen Zimmer, an deſſen Fenſtern dichtverzweigtes Laubwerk von Eiskryſtallen ſich hochädlig hinaufrankte! — O, wie wurde es mir ſo wohl! Wie ſo ſchöne Sommerbilder blühten mir auf! Erinnerungen, die wie geflügelte blauaugige Engelsköpfe mit zarten Roſenwangen ausſahn, grüßten mich aus der lieben Ferne her, und winkten mir, ſie zu mahlen.

Ich that es wohl, aber mit zaghaftem Pinſel; unter den blaſſen Farben meines kleinen Vorrathes oft vergebens die rechte ſuchend.

So

So entſtand die Schilderung jenes Abends, von deſſen Mittag Dir mein dritter Brief erzählte; jenes Abends, der das Verlobungsfeſt unſrer Johanna beſchloß, wo Deine Roſalie wohl allzuglücklich geweſen wäre, wenn nicht die Krankheit Deines Vaters ihr Deine Begleitung geraubt hätte.

Das, meine Serena, iſt das verſprochene Spätröschen, das mitten im ſtarren Winter an meinem Herzen erwärmt ſich entfaltete, um nun an dem Deinigen fortzublühn.

Im Nachgenuſſe ſüßer und wehmüthiger Gefühle, die im Landhauſe zu S.—* erwacht waren, und nun ſich mit Erinnerungen erlebter Vorgänge meiner Vergangenheit miſchten, ſchritt ich langſam, nur von meinem Mädchen begleitet, den Hügel hinan. Die leere Poſtkaleſche zogen die müden Gäule ſchleichend nach.

„Der

„Dort, über dem Fichtenwäldchen hin, blicken die Thürme der Burg hervor!“ rief meine Reisegefährtin, als wir die Höhe erreicht hatten; und indem ich erfreut aufblickte, entdeckte ich wirklich nicht blos das liebe, nicht mehr allzuferne Ziel meiner heißen Fahrt, sondern auch zugleich ganz in der Nähe zwey rasche zierliche Falben, die einen nicht minder zierlichen halboffenen Wagen galoppirend an uns heranrollten. „Halt!“ rief eine bekannte Stimme, und der Pastor von Heimfeld, oder, wie Du ihn lieber nennen hörst, unser Freund M.*, rief mir, aus dem Schlage springend, seinen Gruß und seine Sendung zu.

Die treue Sorgfalt Deiner holden Johanna und ihres gütigen Vaters hatte mir die letzte Meile meines Wegs so freundlich zu erleichtern und zu versüßen gesucht. Wie vollkommen beyde ihren Zweck erreichten, gestand ich meinem neuen Führer und Gefährten schon in der ersten Stunde unsrer gemeinschaftlichen Fahrt.

Was

Was hatten wir auch nicht alles zu ſprechen, Serena! — Erſt von Dir und von den Bekannten der Heimath; dann von jenen, mir noch perſönlich unbekannten, aber ſchon ſo lieben Menſchen, in deren feſtlichen Cirkel ich heute als Gaſt treten durfte! Und hiezu kam noch der Reiz einer mir fremden, ſo oft hochgerießenen Gegend!.. — O, ich war gewiß viel, viel glücklicher als meine ferne Freundin dort im ſtillen, dem Lichte verhangenen Krankenzimmer des kaum geneſenen Vaters! — Und dieſer Gedanke war der ſelten mangelnde Florſchleier, der ſelbſt unſre ſchönſten Erdenfreuden wie ein ſchwarzes Wölkchen überwallt.

Von Johannas Vater, (— ich will ihn aber hier künftig immer nur den Vater nennen, als wäre er der meinige zugleich mit;) vom Vater alſo ſprach unſer Freund, der ihm ſo nahe wohnt, und ſich dieſer Nähe ſo oft erfreut, mit großer Wärme, und mahlte recht mit Liebe an ſeinem Bilde; unbekümmert, ob mir nicht einzelne Züge ſchon durch Dich bekannt

kannt geworden seyn möchten. Ich gebe Dir Manches wieder:

„In einer anmuthigen, durch vieljährigen „Fleiß verschönerten Wohnung wird ihm, — „sprach unser Freund, — eine Ruhe zu theil, „die er durch die Mühseligkeiten eines gefahr„vollen Lebens verdient hat. Hier wechseln „dankbare Erinnerungen der Vergangenheit „mit angenehmen Hoffnungen der Zukunft „ab, und der frohe Genuß der Gegenwart „geht dabey niemals verloren. Seine Zeit „war, seit ihm die geliebte Gattin starb, der „Bildung seiner Tochter und der Ausführung „mannigfaltiger landwirthschaftlicher Plane „zugetheilt, deren vorzüglichster Zweck immer „das Wohlbefinden und die Veredlung aller „der Landleute ist, die sie ihm ausführen hel„fen, und die ihn daher längst nicht mehr ih„ren Herrn, sondern Vater heißen. Freund „aber nennen ihn aus voller Seele alle an „Geist und Herz gebildeten Bewohner der „umliegenden Gegend. —: Der Geist stren„ger Ordnung, den ich für die schönste Beute

„einer

„eines braven Soldaten halte, iſt ihm vom „Dienſte der Waffen her treu geblieben, „und leitet ihn durch zugemeſſene Stunden „vom Geſchäft zur Erholung; giebt ihm zu „jenem den Tag, zu dieſer den Abend. In „ſeinem Calender ſtehen eigentlich nur we„nige Feſttage, aber deſto mehr Feſtabende, „und es bedarf nur eines heitren Himmels „und einer lebendigen Natur, um ſeine Freude „zu ſolchen Abendfeſten zu verſammeln. Sie „ſind einfach und munter, wie ſeine Geſprä„che, und werden es vorzüglich durch dieſe. „Die Bitte, ihm eine frohe Stunde zu ſchen„ken, wird immer erfüllt, wenn ſeine Gäſte „ſelbſt Freude fühlen und äußern.

„Sein treues feſtes Gemüth gehört einem „längſtverſchwundenen kräftig-deutſchen Al„thume, ſeine Geiſtesbildung aber gehört „unſrem feinſinnigen Zeitalter an.“ —

Weniger Worte konnte ich meinem Gefähr„ten über Johanna abgewinnen. Aber ein

heitres

heitres Lächeln, das doch auch wieder wie Rührung aussah, verbreitete sich über sein Gesicht, wenn ich sie nannte.

„Mit einer Blume müßte man sie vergleichen, — sprach er Einmal, — aber man „unterläßt's doch, weil man nicht mit sich „einig werden kann, welches Blumenbild „ihr am ähnlichsten ist: ob die schlanke reine „Lilie, deren zartes weißes Glanzgebilde auch „bey der leisesten Berührung erzittert, und „welche anzuhauchen kein Odem sanft genug „scheint; oder ob die in glühendem Leben „aufquellende Rose, die in der schönsten Farbenfülle liebreizender Jugend prangt, und „sich doch demüthig unter ein grünes Dornenzweiglein verbirgt." —

Die heißen Sonnenstrahlen des ätherreinen Tages, (einer der seltenen dieses Jahres!) kühlten sich schon im linden Hauch aus Westen, als wir am Fuße des Burgberges anlangten.

Durch verständig geordnete Gruppen von Busch- und Baumpflanzungen blickte stellenweise der ehrwürdige alterthümliche Bau herab,

ab, und wir glaubten schon an den Fenstern bewegliche Gestalten zu erkennen, die das muntre festliche Leben verkündeten, das jetzt dort oben waltete. Höher hinanrückend erblickten wir deutlich genug ein Gewimmel bunter Frauenkleider auf dem Balkon, und ein weißes Tuch schien zuweilen herauszuflattern. Meine Phantasie gab es Johannen in die Hand, und meine Sehnsucht nach ihr ließ es mir zum Gruße flaggen.

Wer aber, Serena, wer könnte die wunderliche Mischung der Empfindungen beschreiben, mit welcher man nun den Augenblick immer näher und endlich ganz nahe kommen sieht, wo wir den Menschen unter die Augen treten sollen, von welchen wir schon so viel gehört und gesprochen, die wir längst geachtet und geliebt und nur noch nicht gesehn haben! —

Ein unruhiges Sehnen, — eine unbeschreibliche Neugierde, wie wohl die persönlichen Gestalten der Wirklichkeit in jene Formen passen mögen, die sich die Einbildungskraft längst

bis

bis auf die kleinsten Züge so lebendig ausgebildet hat; — ein bängliches Wünschen, nun gleich den rechten Ton zu treffen mit Menschen, die uns dem Aeußern nach völlig fremd, und dem Innern nach so vertraut sind; — auch eine gewisse blode Verlegenheit, (warum sollten wir Mädchen sie uns nicht gestehn?) sich in einem nicht unvortheilhaften Lichte zu zeigen, um die Achtung und Liebe, die man aus vollem Herzen darreicht, wenigstens zum Theil auch wieder zu empfangen: — alles das treibt sich wechselnd im klopfenden Herzchen herum und jagt das heiße Blut in die Wangen, wohl gar ein Thränchen ins Auge! — So seltsam geartet ist der Mensch, — ich meine das Weib!

Nun aber auch keine dieser, mir selbst zudringlichen Bemerkungen mehr, die Dir fast wie Hemmschuhe vorkommen müssen, welche man einem bergaufwärts gezognen Wagen anlegt.

Jetzt,

Jetzt, jetzt sind wir oben! — Es rollte dumpf zur dunklen, hochgewölbten Thorfahrt hinein; der Schlag springt auf! — Ein blühender, zierlich, doch männlich gekleideter Jüngling mit einer hellrothgestreiften Nelke an der Brust bietet mir mit einigen freundlichen Worten, die ich vergessen habe, den Arm; (Du erkennst in ihm sogleich den Bräutigam;) an der Treppe reicht ein hehrer kräftig gebauter Mann im einfachen grünen Kleide mir die starke aber sanftdrückende Hand; eine schlanke weibliche Gestalt, auch mit der rothgestreiften Nelke geschmückt, (das ist Sie! — rief mein Herz,) gekleidet in jenes dunkelnde Seidenlilas, das, wenn es gut steht, zugleich die beste Probe einer zarten Hautfarbe ist, — diese Gestalt mit blonden reichlockigtem Haar, mit himmelklaren Augen und zartrothen Wangen, und mit feingeformter rührendlächelnder Lippe nennt mich mit dem Schwesterkusse ihre Freundin, und ihr zweytes Wort ist eine Frage nach Dir. Kurz, Du siehst, ich bin schon daheim! Der erste peinliche Augenblick

blick hat ſich unvermerkt im Entzücken verlo-
ren. Die Lippen ſind aufgethan, und das
Herz auch!

Der Paſtor hilft mir wacker ein, und reiße
mich, wie ein guter Dichter ſeinen Leſer, mit-
ten in die Begebenheiten des Tages hinein.
Ehe ich recht weiß wie, ſind neue Bekannt-
ſchaften geknüpft, einige ältere aufgefriſcht,
die läſtigen Antrittsfloskeln und Alltagsfor-
meln überſtanden oder überhüpft, und ich
ſchnalze im weiten gaſtlichen und gaſtreichen,
noch mit der Mittagstafel geſchmückten Saale
fröhlich herum, wie, — (denn manches alte,
oft gebrauchte Gleichniß iſt eben deshalb ein
gutes,) wie ein Fiſchlein im Waſſer!

Begreiflicher Weiſe verlierſt Du nun im
gaſtlichen Getümmel Deine Freundin auf ein
Stündchen ziemlich oft aus dem Geſichte; dann
aber ſiehſt Du ſie mit einem Theil der Gäſte
aus dem Laubengange treten, der in den ein-
fach und geſchmackvoll angelegten, ſich am
Hügel hinabziehenden Garten führet. Dort
weilt ſie auf dem freyen, nur von niedern

Stau-

Staudengewächsen umgebenen Rosenplatze, den eine, von lebendigem Grün überwachsene, halbrunde Bank in Gestalt einer Ottomanne umschließt.

Hier aber, vor dem heiligen leuchtenden Angesicht der ewigen Mutter muß sie wieder ernster werden und umständlicher! Ja, sie möchte Dir alles, was sie von nun an gesehn und gehört, so treu wiedergeben, als hättest Du selbst es mit erlebt; so treu und rein, wie sie es empfing; und auch Kleines ist darum ihr wichtig.

Das Auge wurde weit, wie das Herz vor der Aussicht in das breite von Berg und Wald schon umgränzte Thal, welches, im Vordergrunde ein fast regelmäßiges Oval bildend, weiterhin sich in zwey engere Wiesengründe theilte, die einen sanftgewölbten langgedehnten Fruchthügel, wie mit zwey Armen, umfaßten.

Wir standen verloren in dem entzückenden Versuch: die Schönheiten der reichen Landschaft,

ſchaft, nicht ſowohl im Einzelnen zu betrachten, ſondern gleich als ein Ganzes zu umfaſſen und zu empfinden.

Des Vaters Bemerkung: „daß dieſer Verſuch ſo wie ſeine Wonne gewöhnlich ſprachlos ſey" unterbrach die allgemeine Stille der Schauenden.

„Ich habe mir auch immer gedacht, flüſterte Johanna faſt etwas blode, (wie ſie mir oft dann ſchien, wenn ſie einen Gedanken, der in der Tiefe ihres ſchonen Gemüthes gewohnt hatte, mit Worten zu umkleiden wagte,)" ich habe mir auch immer gedacht, daß es einen Himmel des Entzückens geben könne, worin die Seligen gar keiner Sprache mehr bedürften."

Nur unſer Freund ſchien ſie ganz verſtanden zu haben, und ſein dunkles Auge ſuchte das ſanftgeſenkte blaue. „Auf jener Höhe, die Sie ahnden, — ſagte er leiſe, wie mit ihrer Stimme, — ſteht wohl nur der Unerſchaffne Das Glück geſchaffener Weſen wird ewig zu mangelhaft bleiben, um nicht immer

von

von Neuem durch wechselseitige Mittheilung ergänzt werden zu müssen."

Der Vater lenkte von diesen leisen Zwischenreden ab, als hätten sie, wie es denn wohl auch der Fall war, der Gesellschaft nicht gegolten, und zu seiner ersten Bemerkung zurückkehrend fügte er derselben noch bey: „auch bey der Anschauung von Kunstwerken pflege der wahre sinnige Kenner Anfangs nur durch ein Schweigen zu loben, und nur ein solcher möge wohl auch das ganze Schöne recht empfinden. Die größere Zahl von Bewundernden bliebe, gleichsam als sey ihr Sinn zu enge, das vereinte Mannigfaltige auf Einmal auf zu nehmen, gewöhnlich nur an Einzelnheiten haften, und manche z. B. wären im Stande, gleich in den ersten Momenten der Anschauung einer Raphaelischen Gruppe auszurufen: „Ha! Welch ein Faltenwurf in diesem Mantel!"

Ein benachbarter Gutsbesitzer, der geschmackvoller Sammler von Kupferstichen und andern Kunstgegenständen ist, äußerte, beschei-

bescheiden, daß seines Freundes Meinung sich doch wohl einige Milderungen gefallen lassen dürfe. Auch ein guter Meister könne bey Ausarbeitung eines großen Werkes bey gleichvertheiltem Fleiße doch irgend einem Theil desselben seine besondre Liebe schenken; und es frage sich daher, ob es gerade Mangel an Urtheil und Geschmack verrathe, wenn der Blick des Betrachtenden gerade diese Einzelnheit sogleich zu finden und sich daran zu ergötzen verstehe, sollte auch der Total-Eindruck ein Wenig darunter leiden.

„Ich trete auf Ihre Seite, sagte eine der anwesenden Frauen, und da ich, als eine rührige Wirthschafterin, mich mehr auf die Natur, als auf die Kunst verstehe; so wende ich, was Sie so eben sagten, auf das vor uns liegende lebendige Landschaftsstück an."

„Mit Recht, — redete der Vater dazwischen, — denn wer hindert uns, eine schöne Gegend als ein Kunstwerk zu betrachten, das viele Gesellen und Lehrlinge unter der Oberaufsicht eines großen Künstlers ausführen?"

„So oft ich vor solch einem göttlichen Panorama stehe, fuhr jene fort, suche ich mir sogleich ein Lieblingsfleckchen aus, von dem die Blicke gar nicht wieder loskönnen, oder zu dem sie doch immer wieder zurückkehren. Und ich wette, jeder von uns hat sich aus dieser schönen Aue irgend einen Gegenstand erlesen, dem er seine Liebe am meisten zuwendet!"

So fand sichs in der That, und es gab dem, nun allgemeiner werdenden, Gespräch ein schönes Leben, als bald der Eine, bald der Andre heraushob und schilderte, was ihm doch vor Allem wohlgefalle; wobey die in ihrem Geschmack Verschiedenen sich wechselseitig zu gewinnen suchten, die hingegen, deren Wahl und Liebe auf Einem und demselben Gegenstand ruhte, sich traulich die Hände zulangten.

Der Vater unter andern bekannte gern seine Vorliebe für die Mühleninsel, die, durch einen Trift weg vom Garten getrennt, am Fuße des Hügels lag. Ihr ämsiges Klappern, ihr munteres plätscherndes Rauschen sey, versicherte er, oft wie die kräftigste heiterste Erma-

mah-

mahnung zum Fleiße zu ihm heraufgedrungen, wenn er manchmal verdrießlich über das Mißlingen ökonomischer Versuche, oder über andre Hindernisse, die sich allen Verbesserungen gewöhnlich entgegenzustemmen pflegten, die Gänge des Hügelgartens einsam durchschritten habe.

„Und seht nur, fuhr er hinabdeutend fort, wie sie auch jetzt nach ihrer Art uns „Vergißmeinnicht!“ zuruft und zuwinkt! — Das reinlich-weiße Häuschen kehrt uns die stille Seite zu, und verbirgt die nimmermüden Räder in dichtlaubigen Büschen, so wie etwa gute Menschen mit ihrem Fleiß nicht prahlen. Junge Linden grünnen an dem efeubetretenen Pfad, der von der Hausthüre über den sammtgrünen Rasen hin zum Stangensteg des Baches läuft, welcher mein Rüblchen rings umfließt, damit es überflüssig besitze, was es am nothwendigsten braucht. — Doch auch die hohen gelben Weidenbüsche und die dichtgepflanzten Pappeln die seine Insel umkränzen, sind ihm keine unnütze Zierde; sie liefern ihm ihre Wel-

len

len und Stämme zu nöthigen Ausbesserungen ab; — und gleich am gegenseitigen baumlosen Ufer ziehen die langen gelben Kornfelder hin, die ihm ihre Garben zuschicken, so daß es an Allem genug hat, und gar nicht fertig werden kann, rastlos geschäftig bey Tag und Nacht."

M. * gestand seine Partheilichkeit für seine Heimfelder Kirche. „Kirchen, — merkte er an, — geben überhaupt einer Landschaft ein so feiertägliches frommes Ansehn, und sind für das Auge, was ein Gebet für das Herz ist. Mein Kirchlein aber steht nun vollends dort, über dem stillen Ufer des beginnenden See's erhoben, mit seinem glänzendreinen röthlichen Mauern, mit seinen schönvertheilten zierlichen Fenstern unter dem schimmerndschwarzen Schieferdach mit goldnem Kreuze, so freundlich da auf seinem Hügel, an dessen Fuß die Heimfelder Hütten sich unter breitästige Fruchtbäume verstecken; daß man doch wirklich die Hände faltet, wenn man es von

ferne

ferne erblickt, und sich fragt: ists denn nicht heute Sonntag? — "

„Aber der Gottesacker, Herr Pfarrer! — —" rief ihm eine seiner Nachbarinnen zu, die in dieser Umgebung der Heimfelder Kirche eine unwillkommne Mahnung finden mochte.

„Der Gottesacker? — erwiederte der Pfarrherr, — der gehört eben recht zu meiner Kirche, wie das Aehrenfeld dort zur Mühle. In jenen Mauern, denke ich, beteten schon tausend traurige Herzen um Hülfe, um Trost und Ruhe; und siehe, sie gingen nur ein Paar Schritte weit aus dem Tempel auf den grünen, geräumigen, mit einer weißen Mauer gesicherten Platz, und fanden alles was sie suchten. — Kirche und Gottesacker gehören zusammen, wie Wunsch und Erfüllung."

Die Gegnerin schüttelte noch zweifelnd und unbekehrt das Haupt, als Johanna's Bräutigam, — dem die Sprache der Dichter vertraut

ist,

iſt, und der, wie ſolche Jünglinge pflegen, auch das Schönſte noch zu verſchönern und Blumen mit Blumen zu beſtreuen ſucht, — mit feurigem Schwung den vom Abendlicht gerötheten Spiegel des Sees prieß, ſo wie den hier und da durch Erlen blinkenden Fluß: und behauptete „er kehre mit ſeinen vielfachen Krümmungen deshalb ſo oft wieder um, weil es ihm ſo leid thue, das herrliche, ſanftabhängige Thal zu verlaſſen, das ihm einen ſo ruhigen Lauf vergönne; ihn mit hohen nickenden Blumen umfaſſe und mit truppweiſe vertheilten Bäumen, die ſich, über den ſilberblinkenden Spiegel hingebogen, an dem hüpfenden Schatten ihrer Blätter zu ergötzen ſchienen. Er ſelbſt habe ſchon einigemal den Wipfel einer alten überhängenden Weide erklettert und ſo lange hinabgeſchaut, bis ihn eine gewiſſe Sehnſucht, ſich in die weichen blauen Fluthen hineinzuſtürzen ergriffen; und dann habe er recht tief in der ſchwindelnden Seele das verführeriſche Wort der Göthiſchen Syrene empfunden:

„Lockt

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angesicht
Dich her in ew'gen Thau?“

Zuletzt that auch Johanna, — nachdem sie ihrem Ludwig für seine poetische Vermessenheit mit dem Finger gedroht hatte, den er mit leisem Kusse zu beschwichtigen wußte, — noch ein gemüthvolles Wörtchen hinzu. Sie fand alles, alles schön und gut, was die andern gelobt hatten, und erwähnte dann, nur wie beyläufig, daß sie in einer Landschaft so gern das Menschliche, das Bewegliche, Lebendige aufsuche und mit ihren Blicken begleite. Wenn sie, wie jetzt, bey dem nahenden Feyerabend so viele Gestalten kommend oder gehend, eilend oder schleichend, jauchzend oder still, allmählig in ihren, im Grünen ruhenden Dörfern sich verlieren sehe; so werde ihr ganzes Herz zu ihnen hingezogen, und in Gedanken gehe sie mit ihnen heim, und fühle es mit inniger Lust, daß Gott doch eigentlich um ihretwillen alles so schön geschaffen habe.“

So

So ſprachen Alle nach der Verſchiedenheit ihrer Neigungen und Anſichten die Gefühle ihres Herzens aus, bis aus der Tiefe des Gartens die mildverſchmelzenden Töne zweyer Waldhörner zu uns herauf, und weit durch die ſtille Gegend klangen. Der ſüße Ruf ſchien uns zu gelten, und wir folgten ihm. Dort in der Ebene grünte zwiſchen zwey hohen, Kühlung wehenden Waſſerſtrahlen eine geräumige Laube, aus welcher ein frohes buntes Gewimmel von feſtlichgekleideten Landleuten, (größtentheils Arbeiter des Guthes und Heimfelder Einwohner,) bekränzt und bekränzend uns jubelnd entgegen zog. Es waren Johanna's Gäſte.

Ihrer ununterbrochen thätigen Jugend ſind die Arbeiten dieſer wackern Menſchen ſo wenig fremd geblieben, daß ſie vielmehr ſelbſt oft die Aufſicht und Leitung mit ihrem Vater getheilt hat. Wie viele unter ihnen mögen wohl, wenn das Bedürfniß ſie zu einer Bitte zwang, die das herzlichſte Zutrauen ohnehin ſo ſehr erleichtern mußte, Vorſchuß oder

verdop-

verdoppelten Lohn aus des edlen Mädchens Hand empfangen haben! — Allen schien sie so lieb! Und alle bemühten sich jetzt, es in ihrer treuherzigen, für die Empfindung immer ein wenig unbehelfenen, Sprache auszudrücken. Mit lieben, freundlichen, sich gern herabstimmenden Worten reichte die schöne Braut ihre, bald rothgedrückte und kräftig geschüttelte Hand im Kreise herum.

Eine reichliche Gabe Wein, vom Vater gespendet, erlaubte manchen Ehrentrunk bald auf **sein** Wohl, bald auf das Glück des jungen Paares. Die Clarinette des blinden Martin, (eines Virtuosen aus Heimfeld, der durch Anlage und Uebung, mit Begleitung seines Sohnes und Führers, auf verschiedenen Blasinstrumenten selbst Kennern nicht mißfiel,) mischte sich bald zärtlich, bald jubelnd darein. Auch dem übrigen Instrumenten Chor horte man, obwohl sie alle das Dorf gebildet hatte, Geschmack und Uebung an.

Die Zuschauer des ländlichen Tanzes wurden bald Theilnehmer. Niemand mochte es

weigern, an diesem, von lauter fröhlichen Stimmen durchtönten, von lauter freundlichen wonnevollen Blicken angelächelten Abend!

Doch Ein Genuß stand noch bevor, der ihn mit einer seligen Rührung schloß.

Der Mond färbte sich allmählig. Einzelne lichtweiße Wölkchen zogen langsam nach Westen und zerflossen im leuchtenden Aether. Ein erquickender Luftstrom ergoß sich vom Walde her in das ruhende Thal. Da führte der Vater uns im langen Zuge hinab an den See zu einer von ihm im Geheim vorbereiteten Wasserfahrt auf schöngeschmückten Schiffchen. — Die weit vor uns hingegoßne Wasserfläche spiegelte des Himmels dunkelblaues Aetherkleid grünlich auf weichen krauſen Wellen nach. Gott! welch ein Abend! — riefen Viele; dachten wenigstens Alle. Der Blick fliegt trunken in die reine blaue Höhe; er senkt sich in die tiefe helle Fluth; er ruht auf den Wiesengründen und auf den grünen Hügeln der beyden Ufer, von Gärten, Baumpflanzungen und Dörfern bedeckt; er sucht die fernsten schwarzdunkelnden

den Berge im Osten, und die im Abendgold glühenden Gipfel im Westen, und muß zuweilen, überfüllt, sich unter das kleine Augenlied verbergen, daß ihm die weite Erde und einen unendlichen Himmel zudeckt! — —

Das Ohr durfte indeß das Auge nicht beneiden. Ein eignes Schiffchen trug den Musikanten-Chor. Bald nahe, bald ferne, bald zur Seite erklangen die lieblichen Töne. Jetzt ein klagendes Adagio, dessen sanfte Klänge, so wie das Schiff, (vielleicht absichtlich,) zurückblieb, sich uns nachzusehnen schienen; jetzt wieder plötzlich in unsrer Nähe, mit einem schallenden Schlag auf die große Trommel, ein jubelndes Allegro, daß es den in Freude und Wohlseyn glühenden jungen Bauern, welche die Ruder führten, electrisch in die rüstigen Arme fuhr, und das Fahrzeug über ihren verdoppelten Ruderschlägen tanzte! Jetzt aber als sich die Fahrt um einen vorspringenden Felsen bog, standen beyde Schiffe. Der Vater ordnet ihre Stellung und läßt eine erwartungsvolle Pause entstehen. — Da steigen endlich,

endlich, wie aus der Tiefe der Wellen, sanfte gehaltene Töne eines Hornes herauf, und ein andres gesellt sich zu ihm. Ihr kurzes Lied ist süß, wie eine Frage liebender Sehnsucht. Ach, und welche Antwort wird ihr! — Echo, die ewige Freundin einsamer Klagen, wohnt dort auf einem grünen Vorsprung der grauen Felswand des Ufers. Süßer, herzrührender habe ich sie niemals antworten gehört! Wir lauschten alle mit gehaltenem Odem, und wollten des reizenden Wechselliedes gar nicht müde werden, bis endlich der Vater, (auch in den reinsten Genüssen immer mäßig,) winkte: „Es ist genug!“ Das musikalische Schiff blieb von nun an schweigend zurück. Auch unser Freund von Heimfeld eilte auf einem kleinen Kahne allein zu seinem lieben Dörfchen hinüber. Die große Gondel aber zog still und langsam, wie ein, sich im Abendhauche kühlender Schwan, am grünen Ufer heimwärts hin, wo noch weißblinkend in der Dämmerung einzeln oder truppweise die ländlichen Gäste standen und wandelten.

Am Ende des Sees, hart unter dem Heimfelder Kirchenhügel, da wo er sich steil und felsig herab in das Wasser senkt, vernahmen wir noch einen seltsamen, fortströmenden, sanften, tiefen Ton, der allein von der Herrlichkeit des glanz, und klangvollen Abends übrig geblieben, und bebend das Verschwundene zu beklagen, oder, als habe er sich verspätet, den übrigen nach in den Himmel hinauf zu ziehen schien. Bald aber sammelten sich die Klänge, und dann schwoll's allmählig zu kräftig brausenden Accorden auf.

Es war die Orgel der über uns emporragenden Kirche; — und den Organisten errathst Du nun leicht! — Die hohen pfortartigen Fenster der Kirche hatte er geöffnet, so daß es in vollen reichen Wellen heraus in den tiefstillen Abend strömte, der nun schon ein leuchtender Mondabend geworden war.

Leise, sanftfließende Harmonien bauten sich über starken, majestätisch-fortschreitenden Bässen

Bässen auf. Der Organist schien unentschlossen, welches heilige Lied er zum Ziele wählen sollte, und durchsuchte mit kunstgeübten, dem Ohre wohlthuenden, Uebergängen die lieblichsten Tonarten. Jetzt schien er bey der Weise:

„Nun ruhen alle Wälder"

weilen zu wollen; dann aber, — als erlaube ihm eine heilige Begeistrung nicht, bey der unnachgeteten Erde zu harren, — schwang er sich empor zu jenem feyerlich rührenden Anfang der Melodie:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
wollt' Gott, ich wär' in dir!"

Und endlich schien der Gedanke an das edle Paar, das seinen Accorden lauschte, und, mit allen überschwenglichen Freuden der Zeitlichkeit noch an die Erde gebunden, sich nun erst ihren heiligsten Pflichten weihen wolle; — dieser, ihm und uns allen so rührende, letzte Gedanke des hinabgesunkenen Verlobungstages schien ihn wieder aus der himmlischen Heimath in die irdische zu rufen, und seine Empfindungen ergossen sich, — zugleich wie

eine

eine religiöse Mahnung klingend, — in die Weise eines unsrer schönsten Kirchenlieder:

„Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
„will ich mein Glucke bauen."

O Serena! Hättest Du doch den Blick unsrer Johanna gesehn, mit dem sie ihrem erwählten Freunde die Hand hinüberreichte! „Mit Gott?" schien dieser milde rührende Blick zu fragen „Ja, mit Gott!" antwortete seine einschlagende Rechte, und sein ganzes, in starker, männlicher Rührung erbebendes Wesen.

Wir übrigen sangen die Worte des Chorales leise nach. Auch unser Freund, der dort oben einsam in der dämmernden Kirche vor der Orgel saß, mußte sich wohl das Lied selbst vorsingen, denn die Melodie wiederholte sich sechsmal, nur mit veränderten, immer stärker zur Seele sprechenden Harmonieen. — Und als wir nun zum letzten Verse kamen:

„Was ist des Lebens Herrlichkeit!
„Wie bald ist sie verschwunden!"

als selbst Johanna's mannfester Vater sein

gesenk-

gesenktes Auge hinter der Hand verbarg, während die fromme Tochter in Thränen zerfloß: — da war wohl niemand unter uns, der nicht jene unendliche himmlische Freude gefühlt hätte, die sich von einem unendlichen irdischen Schmerz kämpfend losringt, und dann rein und glänzend, wie ein Engel, zur ewigen Heimath hinaufsteigt! — —

Das Lied schloß ohne Nachklang. Die Kirchenfenster gingen klirrend zu. Alles war stumm.

Wir landeten geräuschlos; Einige schieden mit leisem Händedrücken; Andre wandelten noch durch die kühlen Schattengänge sinnend hin. Ich aber eilte den Hügel hinan zu jener Rasenbank, wo ich den schönsten Abend zu feiern begonnen hatte. „Und wo ist denn Dein stiller, treuer Freund? Wo ist die Liebe Deiner Jugend, Du armes Herz?“ So rief's in Einem fort Deiner einsamen Rosalie zu. Und sie hatte keine Antwort; aber

er ſie breitete in namenloſer Wehmuth ihre
eme gegen den geſtirnten Himmel hinauf.

Da raſchelte es näher und näher durch die
ühenden duftenden Büſche her, und eine
eſtalt beg ſich heraus, harrte einen Augen-
ck, ſchwebte dann ſchneller zu mir her, daß
abnend wie vor einer Geiſtererſcheinung
ſammenſchreckte. „Ach, ich habe Sie ge-
cht!“ flüſterte eine Stimme, und — Jo-
nna ruhte an meinem Herzen! „Ich aber
be Dich gefunden!“ rief ich mit aller
raft, die mir die mannigfachen Entzücken-
n und Rührungen des Tages noch übrig
laſſen hatte. — Und ſo ſchloß ſich der
chweſterbund zwiſchen mir und ihr. Ewig
rd ſie wohnen in dieſem Herzen neben Dir
d neben dem Bilde des theuren Todten, den
immer ſuche, und nimmer finde. —

Ich fühle wohl, daß ich meine letzten Blät-
r an Dich hier ſchließen ſollte.

Was ich in Marburg für Dich ſchrieb, habe ich jetzt theils noch einmal überleſen, theils ergänzt, und nun wird es mir ſchwer, wieder in den alten Ton der Reiſenachrichten zurückzukommen.

Und bedenke ich's recht, ſo habe ich Dir von Caſſel nur ſehr wenig zu erzählen. Durch einen Zufall war ich genöthigt einen großen Theil des geſtrigen Tages im Gaſthofe zuzubringen, (er kam Dir zu gute!) ; manche Einladungen zu verſchiedenen Cirkeln, deren humaner geſellger Ton uns eine freundliche Erinnerung zurücklaßt, nahmen andre Stunden in Anſpruch. Zudem ſcheuchte die ſtrenge Winterluft von Spaziergängen zurück, die uns ohnehin nur einförmige Schneeflächen zeigten; ſo iſt es gekommen, daß ſogar die berühmte Wilhelmshöhe unbeſucht blieb. Von dem Merkwürdigen der Stadt ſelbſt wurde nur das Muſeum flüchtig durchblickt. Die Erfüllung aller andern Wünſche, welche die herrlichen Umgebungen Caſſels dem Reiſenden

wecken,

wecken, bleibet einer günſtigeren Zeit aufbewahrt.

In wenigen Stunden rücken wir auf der Straße nach Eiſenach der lieben Heimath näher. Ich bin am Ziel meiner Reiſe und meiner Briefe an Dich!

Wie aber mag es kommen, Serena, daß dieſes Wort mich wehmüthig macht? — Warum kann ich die gute heitre Laune, in die ich mich durch meine vorigen Briefe ſo oft hineingeſchrieben, nun in dieſem letzten Blättchen nicht wieder finden?

Iſt es die Ahndung irgend eines Unfalls, der vielleicht nach ſo vielen lebenreichen, genußvollen Stunden andre herbeyführt, die nur einförmige Sorge und lähmenden Kummer bringen? — Oder iſt es jener, die innerſten Seelentiefen aufſuchende und durchdringende Schmerz, der uns, oft unſichtbar, aber immer gegenwärtig, durch die Vergänglichkeit

unſers

unſers kleinen Lebens hin begleitet, und ſo oft hervortritt, als wir bey neuem Wechſel der Verhältniſſe ausrufen müſſen: „Das iſt nun auch vorbey!“? —

Nun, Du theure Freundin, und all ihr theuren Freunde! — ſo giebt es ja doch keinen Schmerz ohne einen Troſt! — Senkt eine Blüthe die entfärbten, welken Blätter trauernd nieder, ſo entwickelt im Stillen ſchon ſich ihre Frucht; und, — ſoll nicht die Ewigkeit der Freundſchaft redlicher Herzen nach kurzen Erdentagen gemeſſen werden; o ſo giebt es auch für ſie kein wehmüthiges „Lebe wohl!“ ohne ein ſeliges „Willkommen!“

Briefe

über den Dichter

Ernſt Wagner.

Erſtes Bändchen.

Der zweite Band dieſer Briefe iſt bereits unter der Preſſe, und wird gegen Ende Septembers d. J. nachgeliefert.

Briefe

über den Dichter

Ernſt Wagner;

enthaltend: Lebensgeſchichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm ſelbſt; vom Herzoge Auguſt von S. Gotha; Jean Paul Friedrich Richter; Fichte u. A.

herausgegeben

von

Friedrich Moſengeil.

Erſtes Bändchen.

Schmalkalden,
in der Varnhagenſchen Verlagshandlung
1826.

Erſter Brief.

„Durch die Gebüſchöffnung des Parks erblickt man „den Gottesacker. Ein „Schlummere in Frieden!“ „riefen wir zur Grabſtätte Ernſt Wagners „hinüber, dem ich ſo gern im Leben hätte begegnen „mögen; denn oft erhoben ſeine Bücher meinen „Geiſt und erwärmten mein Herz. Unſer Vater„land hat wenige Männer zu verlieren, welche wie „Er that, für den Genuß der ſpäteſten Nachwelt „mit der Emſigkeit hinarbeiteten, als wäre ſchon „morgen der Tag der Ernte. Er war wie ſeine „Schriften. Ruhm und Segen der Aſche des echten „Teutſchen!“ *)

*) S. das Taſchenbuch Minerva 1825; in dem Aufſatz: „Gegenwart und Vergangenheit, von Matthiſſon.“

Dieſes herzinnige Wort, welches ein edler Dichter dem Hingeſchiedenen widmete, hat bei Ihnen, mein verehrter Freund, einen Wunſch geweckt, dem der meinige freundlich entgegen kommt.

Unſers Wagners Biographie, im ganzen Umfange des Wortes genommen, kann ich Ihnen freilich nicht geben. Dazu gehen mir zu viele Einzelheiten ab; denn es finden ſich im Gange unſers Lebens eigentlich nur zwei Perioden, wo wir uns nahe ſtanden: die des früheren Jünglingsalters, und die der letzten Lebensjahre des Dichters. Unter ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe findet ſich leider wenig, was mir hier und da eine erwünſchte Aufklärung und Aushülfe darbieten könnte.

Es iſt ein unermeßlicher Verluſt für den reinen Genuß, wie für die geiſtige Fortbildung der Zeitgenoſſen, daß Männer, die ohne eitle Selbſtüberſchätzung dennoch ihren Werth für ihr Volk und deſſen ſittliche Erhebung wohl fühlen dürfen, ſo oft verſäumen, das Wichtigſte aus ihrem Leben, — womit ich hauptſächlich den Gang des *inneren* meine, — in das große Archiv der Menſchheit niederzulegen. Jeder lebt ja doch nur *ſein* Leben, und ſollte,

wenn er zu ſchreiben verſteht, daſſelbe eher als ein fremdes, oder gar erdichtetes, unter die Feder nehmen. Welch ein reiches, vielſeitig belehrendes Magazin für Erfahrungsſeelenkunde müßte eine Zeitſchrift ſein, die ſolche Schilderungen des Selbſterlebten aus der eigenen Feder der Zeitgenoſſen aufzunehmen und zu ſammeln beſtimmt wäre! Ein Biolog, den kein Nekrolog zu erſetzen vermöchte! — Und da hätten wir ja auch ſchon den Titel zu dieſem Blatte? Jeder, der ſich dazu berufen fühlte, theilte viel oder wenig aus dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen mit; Gedanken, die ſich ihm bei wichtigen Ereigniſſen ſeines Lebensganges gleichſam als Reſultat ganzer Jahresreihen aufgedrungen haben; einzelne Ereigniſſe, die ſich recht lebendig in der Erinnerung erhalten, oder dem Lauf der Schickſale eine bedeutende Wendung gegeben; kleine Charakterzüge von Perſonen, die Einfluß auf ſeine Bildung hatten, oder ihm ſonſt durch ihre Eigenthümlichkeiten als merkwürdig erſchienen ꝛc. alles recht wahr und klar erzählt, ohne überläſtigen Schmuk! — Eine ſolche Zeitſchrift, die vielleicht nicht wenige Mitarbeiter fände, müßte freilich im Voraus auf

vollſtändige Selbſtbiographieen Verzicht leiſten. Daran geht jeder ſchwer, und wird, wenn er's unternimmt, während der Ausführung nur allzuleicht ſein eigner Romanheld. Auch gerade keine Rouſſeau'ſchen Konfeſſionen möchten zu fodern ſein. Zeigt man ſich doch ſelbſt dem vertrauteſten Freunde nicht gern im Stande der Unſchuld, der nun einmal leider zum Stande der Schuld geworden iſt! Auch im Leben trefflicher, hochberühmter Männer dürften ſich gewiſſe Partieen finden, die, ſo lange es Feigenbäume gibt, des Schürzchens nicht ermangeln ſollten. — Faſt unerläßlich möchte unſerm „Biologen" die Anonymität ſein; wenigſtens für die Lebenszeit des Darſtellers. Niemand, als der Herausgeber, müßte den Einſender kennen, um dem Publikum dafür haften zu können, daß man es mit keinem dichtenden Jüngling zu thun habe, deſſen Phantaſie oft die Erfahrung erſetzen zu können wähnt; ſondern mit einem gereiften, beſonnenen Mann, deſſen Erfahrung der Phantaſie den Zügel anzulegen weiß, und der nun ſchon den größeren Theil ſeines Lebenspfades überſchauen kann.

Doch die Vorrede wird wohl zu lang? — Zu

ihr hat mich die Hoffnung verleitet: es könne die flüchtig angedeutete Idee vielleicht irgend einmal aufgefaßt und weiter ausgebildet werden. Fast zu spät bedenke ich, daß ich kein Buch — und selbst diesem verzeiht man lange Vorreden nur ungern, — sondern freundschaftliche Briefe zu schreiben vorhabe. Sie freilich mein nachsichtsvoller Freund, sind es längst gewohnt, den Briefsteller so zu nehmen, wie er nun einmal ist und sich giebt; aber würde ich wohl bei andern Lesern auf gleiche Langmuth rechnen können?

Zweiter Brief.

In dem Verzeichniß der Werke Wagners, deren Sie sich mit wiederholtem Genuß erfreut haben, steht sein trefflicher Wilibald mit Recht an der Spitze, begleitet von den gemüthreichen Reisen aus der Fremde in die Heimath und den genialen Malern; dann folgt die liebenswürdige, nur vielleicht nicht hofmäßig genug gehaltene, Isidora und der wackre Ferdinand Miller. Eines der Werke unsers Freundes haben Sie nicht in das Verzeichniß mit aufgenommen, welches mir doch gerade

für meinen Zweck besonders wichtig, ja unentbehrlich zu sein scheinet. Ich meine das „historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen; ein Anhang zu den Reisen aus der Fremde in die Heimath.“

Das Büchlein mag aus mancherlei Ursachen weniger Ansprache und Verbreitung in der teutschen Leſewelt gefunden haben. Vor allen Dingen muß man wünschen, es möge der gute Fibelschütz alle die Druckböcke haben erlegen können, die zu seinem großen Verdruß in diesen Cotta'schen Verlagsartikel eingestallet worden sind: — fast zwei Schock in vierzehn kleinen Bogen! Und dabei von so gräßlich entstellendem Aussehen, daß schon diese wilde Heerde allein alle delikate Leſer aus dem Buche hinausjagen könnte.

Abgesehen von diesen Drucktodtsünden, wofür der beklagenswerthe Autor nichts kann, sondern der, welcher noch unterschiedliche Schocke zu verantworten hat, — läßt sich nicht läugnen, daß jenes Buch, um den guten, und hauptsächlich den zarten Geschmack nirgends zu beleidigen, noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde sich der Ver-

faſſer ſelbſt derſelben unterzogen haben, wäre ihm überhaupt mehr Zeit zur Feile ſeiner Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu ſehr, daß ſeine noch übrigen Tage gezählt ſeien; gleichwohl blieb ſeine Schöpfungskraft ungeſchwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen ſtand der reichbegabte Baum der Phantaſie im Lebensgarten des armen kranken Gärtners. In faſt ängſtlicher Eile, noch ſo viel Früchte, als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder echten genußverſprechenden Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er ſchrieb ſehr ſchnell, und beſſerte in ſeinen letzten Werken ſelten nach. Blickt der geneigte Leſer des „hiſtoriſchen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunahe am Kleinlichen hinſtreift, ſo ſieht er ſich für ſolche Nachſicht gewiß belohnt durch eine reizende Fülle tiefer Empfindungen, ſcharf aus dem Leben gegriffener Bemerkungen, humoriſtiſcher Phantaſieſpiele und ergetzlicher Scherze. Hauptſächlich iſt das genannte Werkchen Wagners vertrauteren Freunden eins der allerſchätzbarſten Stücke ſeines Nachlaſſes. Sie werden mir daher gern erlauben, in meinen Brie

ſen über ihn manches Erläuternde dorther zu entlehnen.

Meine Bekanntſchaft mit Ernſt Wagner knüpfte ſich früh an. Die älteſte ſeiner beiden Schweſtern war an den Prediger eines heſſiſchen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnort entfernt. Wagners Schwager, ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, war meinem Vater ein werther Amtsbruder, und ſo herrſchte zwiſchen beiden Familien die vertraulichſte Gaſtfreundſchaft. Bei einem Beſuche der braven Pfarrleute ſah ich unſern Ernſt zum erſten Male. Er war ſchon ins Jünglingsalter getreten; ich, zwar noch Knabe, indeß ſchon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen; oder, — wie ich mich eigentlich meinem damaligen Gefühle gemäß ausdrücken müßte, — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehenten Jahre hatte ich nur die Bauernknaben, neben welchen ich auf der Schulbank ſaß, zu Spielgeſellen gehabt; Ernſt Wagner war der erſte geiſtig begabte, gebildete Jüngling den ich kennen lernte; und um mich ganz zu bezaubern ließ er ſich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in jene unvergeßliche Zeit und auf jenen nicht minder unvergeßlichen Schauplatz unsers frohen Jugendlebens zurückversetze, ermuntert mich der Gedanke, daß auch Sie mein Freund, indem Sie meiner Erzählung folgen, nicht ganz auf unbekanntem Boden stehn. Denn nichts kann dem Erzähler mehr zu statten kommen, als wenn des Lesers eigne Anschauung da nachhelfend eintritt, wo keine Beschreibung ausreicht. Lassen Sie mich also aus einem Ihrer früheren Briefe Ihnen eine Stelle ins Gedächtniß zurückrufen, mit deren Auffrischung zugleich das dort so kenntlich gezeichnete Bild aufs Neue hervortreten wird. Sie schildern nämlich den wohlthätigen Eindruck, den die Ansichten des Werrathales auf Sie machten, als Ihre Badereise nach Liebenstein Sie durch dasselbe führte. — Ich muß aber von Ihrer lieben Mittheilung einige Zeilen mehr abschreiben, als es streng genommen nöthig wäre. Es ist nun einmal meine Schwäche, jene unvergleichliche Gegend überall zu loben und loben zu hören!

„Wie sehr weiß ich's dem Freunde Dank," — so lauten Ihre gütigen Worte, — „daß er mir das

Verlangen nach dieser Lustreise zu wecken wußte! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgesendete Büchlein nach. *) Mich labte unterwegs die Hoffnung, aus der berühmten Heilquelle auch für mich manchen Labetrunk zu schöpfen; und in der That sprudelte sie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch lassen Sie mich's gestehn: auch dann, wenn die gepriesene Najade Liebensteins Ihr freundlich gespendetes Lob nicht an allen Kurgästen bewährte, so würde schon der Reiz ihres Wohnorts und die erheiternde Reinheit der Gebirgsluft das liebliche Thälchen zu einem trefflichen Heilplatze für kranke Gelehrte und Geschäftsmänner machen. Auch ohne Mineralwasser könnte man dort gesund werden! Schon die Reise längs der Werra herab, — wie abwechselnd in reicher Mannigfaltigkeit: Nicht prunkend mit großen

*) Von der oben erwähnten Schrift ist bei Hr. Wilmans eine zweite sehr vermehrte Auflage mit sieben von Geisler gestochenen Ansichten versehen, erschienen, betitelt: „Liebenstein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Friedr. Wolfengel. 1826."

Anſichten, wie ſie etwa der einzige Rhein darbietet; aber deſto treuer dem ſanfteren idylliſchen Charakter! Die Felder umher mögen zwar dem Landmanne ſeine Ausſaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des ſüdlicheren Teutſchlandes, zurückgeben: aber um ſo mehr erfreut der fleißige Anbau; die ſorgfältige Nutzung jedes, auch des kleinſten Erdfleckchens. Die Werra, — keine Weingelände beſpülend, keine Frachtſchiffe tragend, — nicht an glänzenden Städten und Landhäuſern hinziehend, — iſt doch der friſchen blumenreichen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche ſie, ſich nicht übereilend auf ihrem ſchönen Wege, ſo ſanft in vielfachen Windungen hinſchleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt ſich allmälig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer ſeiner höchſten Gipfel, der Inſelsberg, winkt dem Wanderer ſchon in meilenweiter Ferne zu, als riefe er; „Komme nur herauf zu mir, und ich will dir den ſauren Weg durch einen unvergeßlichen Blick in das ſchöne Thüringen belohnen!“

„Eine Höhe überraſchte mich auf dieſer Reiſe durchs Werrathal mit ſo reizender Ausſicht, daß

ich, um mich ihrer recht zu erlaben, meinem Kutſcher halt! zurief, und dann den beengenden Reiſekaſten leer voraus ziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshauſen, wo ſich der erweiterte Grund nach Salzungen hin öffnet. In der That ein entzückendes Landſchaftsbild! — Im Vorgrunde mir zur Rechten am Fuß der heſſiſchen Berge ein romantiſch gelegenes Dorf mit hohem, pyramidenförmig zugeſpitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Flecken, Barchfeld, von hier aus geſehen, eine anſehnliche Stadt zu bilden ſcheinen; — gegen Nordweſt der dunkle Wald mit dem grauhervorragenden Bergſchloß Liebenſtein, dem Ziel meiner Reiſe. O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen dieſes Hügels, in deren Schatten ich mich zu beſchaulicher Ruhe gelagert hatte! Auch die Luft, welche hier wehte, ſchien mir milder, reiner, erquickender, als höher aufwärts, im engen Meininger Thale; alles lichter, lachender! Welch eine unvergeßliche Stunde!“

Hier, mein Freund, haben Sie ſich ſelbſt auf den Schauplatz meines Jugendlebens verſetzt. Eines

jener drei Breitungen war meines Vaters Pfarrdorf; und jenes mit dem ſpitzen Pyramidenthurme, deſſen Lage ihre Schilderung als romantiſch heraushebt, iſt daſſelbe, wo Wagners Verwandte wohnten, wo ich ihn zum erſten Male, und nachher ſo oft ſah. Hatte die Natur Ihrem Freunde auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, das in Wagners Dichtungen glüht, ſo mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (ſo hieß das bezeichnete Dorf,) gewiß allmälig geweckt und dann bald zur Flamme angefacht werden!

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich, ſo oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, mein junges fröhliches Herz durch die ſchönen Auen, den Ufern der Werra entlag, meinem erſten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der heſſiſchen Gränze hinter mir, ſo wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elaſtiſch hebenden Wieſen hin gings dann in ſcharfem Trott, bis ich mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes ſtand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauſes hinab lief. Und

aus dem Hinterpförtchen jenes schönen Baumgart
kam gewöhnlich mein Freund mir entgegen. We
Wonneseligkeit für einen damals noch so freund
men, sich so sehr nach Liebe sehnenden Knaben!
Und welche Genüsse winkten bis zum späten Ab
wo wir gemeinsam lasen, plauderten, scherzten,
auch das Dörfchen und seine Flur unter ergetzli
Wettläufen, Wettsprüngen und Wettwürfen du
streiften; — worin denn freilich der ältere geüb
Ernst fast immer Sieger blieb. Er war so
damals ein großgewachsener, muskelfester jun
Mensch; wie es schien, von unverwüstlicher Ges
heit, und dabei von einem ansprechenden männ
schönen Aeußern. (Beiläufig: Sein Bild vor
„Reise in die Heimath" ist von sprechender Ä
lichkeit.) Also auch in dieser Hinsicht blickte ich
ihm hinauf, wie Er auf mich herab, so daß
trotz der traulichen Brüderschaft, doch auf alle W
Respekt vor ihm haben mußte. Ja, ich fürchtete
weilen sogar seinen eisenfesten Händedruck; denn
lang es mir auch bei stoischer Anstrengung,
lautes Aufschreien zu unterdrücken, so zuckte
zerrte doch der Schmerz in allen Gesichtsmu

herum, zur großen Belustigung des neckenden Freundes.

Lassen Sie mich, indem ich dieser kleinen Neckerei erwähne, zugleich eine Bemerkung, die nur ungern gemacht werden kann, kurz mit abthun. Der Hang dazu, — und das ist eine jener Schattenseiten, welche nun einmal in keinem treuen Charaktergemälde fehlen dürfen, — war unserm Wagner früherhin eigen, und blieb in der Folge nicht immer unschuldig. Das Bewußtsein seines geistigen Uebergewichts über Viele machte ihn nicht selten zum scharfen, ja bisweilen ernstlich wehthuenden Satyriker. In seinen Schriften tritt diese Spottlust weniger hervor; und glücklicher Weise verlor sich auch in der spätern Periode seines sich veredelnden Lebens jenes schonungslose Anstacheln fremder Persönlichkeit, welches, selbst wo es vom Witz begleitet wird, doch stets eine bittre, das Herzblut vergiftende Schärfe sowohl bei dem Spötter, als auch beim Verspotteten zurückläßt. Nicht immer siegt der gute Genius so, wie bei unserm Wagner, dessen tiefe Gemüthlichkeit, das böse Prinzip gänzlich überwindend, in den höheren männlichen Jahren her-

vortrat. Dann erst wurden ihm gar Manche befreundet, die vielleicht früher seine scharfen Spitzen gefürchtet hatten, oder ihm heimlich abgeneigt gewesen waren.

Nach dieser Zwischenbemerkung eile ich wieder leichteren Herzens zu unsern Fambacher Studien zurück.

Welche neue entzückende Bekanntschaften verdankte ich meinem Ernst! Bücher, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke waren so tief, daß sie sich mir auch jetzt bei dieser Schilderung aufdringen. — Wagner war es, der mir zuerst Bürgers Lenore vordeklamirte, so wie nachher zur Verstärkung des Effektes seine geliebte Philippine, (die jüngere unverheirathete Schwester; ein weniger hübsches, als kluges, feingebildetes Mädchen,) sie mir zum Klaviere, — irre ich nicht, nach einer Komposition von André, — vorsang. Der Zuhörer kam ganz außer sich über dieses Gedicht, so daß die Sängerin einmal mitten im Gesange laut zu lachen anfing; denn ihr Blick traf zufällig ein starr angaffendes Gesicht, dessen

Beſitzer Mund und Augen weit aufgethan, und überhaupt bei dieſem unausſprechlichen Genuß des inneren Menſchen, alle Aufmerkſamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch“ nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das ſei alles noch nichts, ſondern es müſſe ganz anders und beſſer kommen!“ Und ſo geſchah es!

Was mir aus der Wagner'ſchen Handbibliothek mitgetheilt wurde, (es waren darunter Werke von Shakespear und Göthe; ſelbſt Werther fehlte nicht!) mußte wohl ſchwerverdaulich für mein Alter, für meine mangelhafte Bildung vielleicht ſchädlich ſein. Daran dachte jedoch mein enthuſiaſtiſcher Freund nicht. Geniale Menſchen ſind in der Regel ſchlechte Pädagogen. Der Eindruck aber war unbeſchreiblich! Ich ſah mich in eine neue Welt verſetzt; ja, in ein Paradies! Und da ich manches Buch heimlich leſen mußte, indem die väterliche Zuſtimmung keineswegs überall zu verbürgen geweſen wäre, ſo befand ich mich nun ſchon ohne Zweifel nahe am Baum der Erkenntniß ſelbſt. Die Sonne, welche Wag-

ner über mir aufgehen ließ, zeitigte mich zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebensbaumes sproßten und thaten sich auf, gleich den Knospen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeistrung, wie unbeholfen sie sich auch äußern mochte, doch eine steigende Theilnahme meines Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingestreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In einer solchen Stunde vertraute mir Ernst: daß er selbst schon gedichtet, und einige seiner Versuche auch gedruckt erschienen seien. In welchem, ohne Zweifel längst vergessenen, Journale? habe ich nicht behalten *); desto stärker ist die Wirkung der kleinen Romanze in der Erinnerung geblieben. Das hatte nur noch gefehlt,

*) Mich dünkt, er nannte mir ein damals zu Leipzig herauskommendes Damenjournal. — Nur zwei Gedichte aus jener frühsten Periode haben sich mir erhalten; ich theile sie in der Beilage mit

daß mein Ideal, — meine erſte Liebe, möcht' ich ſagen, nun vollends gar in der überirdiſchen Glorie des Schriftſtellers und Dichters erſchien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu beſitzen, machte mich ſo übermüthig, daß ich ſelbſt ein Dichter, wie mein Ernſt, zu werden mir vernahm. Dieſen heroiſch großen Gedanken mochte ich einige Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als in der That ein gewiſſes Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle; — die Muſen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wiſſen, auf welchen Versfüßen ſie einherſtelzte! Die erſte gelungene Abſchrift, (mehrere wurden als inkorrekt kaſſirt,) beſtimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunſtwerkes geſchah, — kein günſtiges Omen! — auf dem Gottesacker zu Frauenbreitungen, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooſter Grabſchriften unterhielten. Der Dichter und ſein Recenſent ſtanden gerade an einem Grabſtein, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts in Frieden ſchlummerte. Wagner empfing die Dichtung mit angenommener Ernſt-

haftigkeit, indem er ſich gravitätiſch auf dem Epitaphium neben der Geduld nieder ließ, welche allda in Sandſtein ziemlich aus dem Groben gehauen war. Er las die Erſtlinge der Muſe ſeines jungen Freundes anderthalb Mal durch, und gab ſie ihm dann zurück, der mit einem erwartungsvollen „Nun?“ gewiß auf einiges Lob geſpannt war. Aber wie ſoll ich Ihnen ſeine Antwort beſchreiben? — Um ſie auch nur einigermaßen anſchaulich zu machen, muß ich vor allen Dingen einer Naturgabe erwähnen, wodurch unſer Wagner, beſonders in ſeiner früheren Zeit, über alle Maßen komiſch ſein konnte. Die Kunſt, eine fremde Perſönlichkeit täuſchend nachzuahmen, beſaß er in ausgezeichnetem Grade; ſein Mienenſpiel fügte ſich ſeinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. brachte er den Schall eines Poſthornes auf eine ſo täuſchende Weiſe vermittelſt der Lippen hervor, daß er ſich oft den Spaß machte, dadurch einen trägen Straßenfuhrmann zum Ausweichen zu zwingen. Sein Klavierſpiel accompagnirte er mit den lächerlichſten Poſſen halb pfeifend, halb ſingend; ſo daß der

Singlaut äußerst künstlich das Pfeifen in der Sekundstimme begleitete *). Dabei gab es die unerhörtesten Koloraturen und Triller, mit einem seltsamen Murmeln und Ziſchen untermiſcht. Hatte

*) Im „Fibelschützen" erzählt Wagner: „Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammengenommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen, und den Baß dazu brummen, und wußte endlich, vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch so viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dies Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchstwunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich."

er durch diese possirlichen Künste die Lachlust der Zuhörer aufs Höchste gereizt, dann blickte er sich, als nähme er's gewaltig übel, mit zornigem Gesichte um, und erhob ein wunderliches Geschwätz, so daß man im schnellen Durcheinander hoher und tiefer Sprachlaute durchaus keine Sylbe zu unterscheiden im Stande war.

Nun dann, — dieses Mienenspiel, dieses närrische Murmeln, Pfeifen und Plappern war seine Antwort an den armen verlegenen Idyllendichter, der es indeß jetzt zum ersten Male nichts weniger, als lächerlich, sondern eher höchst ärgerlich fand. Hocherröthend bat ich noch einmal um sein Urtheil; allein es blieb bei der vorigen Antwort.

Dies ist die kurze traurige Geschichte der ersten Recension, die Ihr Freund als Schriftsteller hienieden erleben mußte; und hätte ihn fürderhin jede so tief gedemüthigt, so wäre er höchstwahrscheinlich weder ein Schriftsteller geblieben, noch Ihr Freund geworden, — da ja unsre Bekanntschaft eigentlich doch nur durch unsre musikalischen befreundeten Musen vermittelt worden ist.

Beilage zum zweiten Brief.

I.

(im März 1784.)

Liebe! süßes zartes Band
Das die Menschen bindet,
Bist geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden:
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden.

Vorschmack ew'ger Seligkeit
Giebst du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Ist noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Bist ja selbst die Liebe!
Dämmert einst mein Abendroth
Sterb' ich Dir — aus Liebe!

II.

An meine Freundin, zu ihrem vierzehnten Geburtstag.

(im Februar 1785.)

Ein zärtliches Wörtchen
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beſte
An deinem Feſte?
Jedoch die Zeiten
Sind leider ſchwer!
Ein andermal mehr!
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen,
Da wandle Du hin!
Lieb' immer die Tugend.
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Luſt.

Erhebe dein Herz
In Freude und Schmerz
Aus jungfräulicher Bruſt.
Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem ſie nicht gefällt,
Der ſteigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor;
Zerreißet den Flor
Der Erde und ringet,
Und kämpfet und ſchwinget
Zu Gott ſich hinauf.
Dein irdiſcher Lauf
Sei, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unſchuld nur nach!
Dann ſieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freuden ſich nahn;
Und erndte den Lohn
Der Tugend, den Du
Erwarbſt, in der ewigen Wonne und Ruh!

(Die Entſtehung des allererſten Gedichtes in des Knaben, ſchon mächtig zur Geſtaltung hinſtrebenden Phantaſie erzählt Wagner mit rührend anſprechender Gemüthlichkeit in ſeiner „Reiſe aus der Fremde in die Heimath" am Schluſſe des vierten Briefes.)

Dritter Brief.

Am Schluſſe meines vorigen Briefes erſchrack ich ein wenig über die Bemerkung, daß ich auf gutem Wege ſei, der Biographie meines Freundes die eigne mit einzuſchwärzen. So habe ich Ihnen denn gleich einen Beleg zu meiner früheren Behauptung aufgeſtellt: „jeder bleibe immer nur in den Schranken ſeines Lebens befangen.“ In der That ſieht man ſich ſchon nach wenigen Verſuchen zum Bekenntniß gedrungen: es ſei ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, eine fremde Perſönlichkeit zu ſchildern, ohne daß ſich die eigne, — und geſchahe es auch unter dem ſtrengſten Incognito, — mit einmengt. Kann es anders ſein? Auch die vertrautere Bekanntſchaft läßt immer noch ſo manche unabſehbare Ferne und zweifelhafte Stelle in der Anſchauung von des Freundes Leben zurück, daß unſer allzeit gegenwärtiges Selbſt ergänzend ins Mittel tritt, um die fühlbaren Lücken, ſo gut oder ſo ſchlecht es gerade geſchehen mag, auszufüllen. Dennoch will ich Ihnen, mein

nachsichtsvoller Freund versprechen, daß künftig das zudringliche Ich so selten als möglich, — also doch hier und da ein wenig! — mitsprechen soll.

Wer unsern Ernst als Jüngling so recht in der Fülle gemüthlicher Lust daheim sehen wollte, der mußte ihn zu Roßdorf besuchen *) — ein damals ritterschaftliches, jetzt S. Meining'sches Dorf, dessen Lage zwar beschränkt, aber keineswegs reizlos ist. Besonders schön ist die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher man den ganzen Flecken mit seiner Wiesen- und Ackerflur überschaut. Die Aussicht wird durch hohe Laubholzwaldungen begränzt, deren höchster Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen schönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milderen Niederungen des Werragrundes zu schauen. Unmittelbar hinter dem Pfarrhause zieht sich ein Baumgarten an

*) Es ist aus seinen eigenen Kinder- und Jünglingsjahren, was E. Wagner mit treuer Gemüthlichkeit und Wahrheit im neunten Briefe des 1. Bandes seiner Reise aus der Fremde in die Heimath erzählt.

Hügel hin, und noch höher aufwärts ſetzt die Kirche, mit ihrem ſie umgebenden Friedhof, dem Dorfe und der ganzen Gegend die Krone auf. Das Haus iſt nicht groß, aber freundlich und wohnlich; eins von denen, worin ſich der Gaſt gleich bei ſeinem Eintritt bequem und heimiſch fühlt; zumal wenn ihm ſo liebe brave Menſchen bewillkommnend entgegen kommen, als Wagners Eltern waren.

Ich hatte, ebenfalls durch Hülfe meines bücherkundigen Freundes, kurz vor meinem erſten Beſuche Roßdorfs „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen" geleſen. Ein Roman in Briefen, deren Schulmeiſterton mir Ernſt zwar getadelt, deren vielſeitige Welt- und Menſchenkenntniß, verbunden mit einer, zwar etwas breiten, doch charaktervollen Darſtellungsweiſe, er mir aber eben ſo ſehr angeprieſen hatte. Ohne Zweifel überſchätzte ich damals das Buch, wo es allgemein geleſen war, aber ich ſchätze es noch jetzt, wo es bei der Leſewelt in Vergeſſenheit gerathen iſt. In dieſem Lebensgemälde tritt ein gewiſſer Paſtor Gros als eine der Hauptfiguren hervor.

Er wurde mir das Ideal eines würdigen Geiſtlichen; und wie man in jenem Alter zu jedem idealiſchen Bilde der Phantaſie ein entſprechendes Urbild in der Wirklichkeit aufſucht, ſo hatte ich mir im Pfarrer Wagner meinen Paſtor Gros verkörpert; ſo daß es mir oft vorkam, als müſſe der Verfaſſer gerade dieſen Mann perſönlich gekannt und aufs treuſte kopirt haben. In der That kann man ſich keinen ehrenfeſtern, muſterhaftern, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldſamern, und für ſeinen ſegenreichen Wirkungskreis gebildeteren Geiſtlichen vorſtellen, als Wagners Vater war. Auch hatte für ihn der Sohn, ganz wie ſichs gebührt, gränzenloſe Liebe und Ehrfurcht; wie er ſich denn ſtets eines gewiſſen Ahnenſtolzes auf ſeine braven Vorfahren zu rühmen pflegte. In ſeinen letzten Jahren, wo er ſo gern in traulichen Geſprächen die glücklicheren ſeiner Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich Ihnen hier mit ſeinen eigenen Worten wieder gebe:

„Ich beſuchte einſt im Durchflug eine [illegible] würdige Pfarrfamilie. Der Tag war [illegible] Wir ſaßen im Grasgarten unter [illegible]

bäumen, ſprachen von guten Zeiten und Menſchen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch dieſe ſchönen herrlichen Bäume! Ich glaube, es ſind die ſchönſten auf der ganzen Erde! Der alte Geiſtliche ſah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in dieſem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung ſeines Lächelns erfuhr! — Er hatte wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieſer hatte ihm einſt erzählt: daß er hier, (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer geweſen,) als ein kleiner Knabe drei Wallnüſſe geſteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe groß gezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für ſie überlaſſen. —"

„Wie gewaltſam habe ich einſt meine Freudenthränen zurückhalten müſſen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus dieſem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konfirmirt hatte, und der mir, — dem Ahnenſtolzen! —

von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genossen, und daß dessen Vater, der alte Siegmund, und seine Ehefrau, doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seien! — Ich drückte ihm die Hand, — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewisse Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir sind doch nicht so gut, wie unsre Väter waren!"

Auch eine andre Stelle aus seinem Fibelschätzen, der Artikel „Apostroph", gehört ganz hierher:

„Immer fällt mir bei diesem Worte das neutrum cum apostrophio ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen: das Maskulinum le, das Femininum la, und — das Neutrum

cum apostrophio (l'enfant, l'agneau.) Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie jetzt noch ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei, — beſonders in dieſem Augenblick, — immer unruhig an's Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie etwas anhaben, ſo ſehr ich mich hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßt' ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforſcher, als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Faſt vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium zu Halle, wo mein Vater Lehrer geweſen war, wirklich eine Zeitlang allgemein geglaubt worden ſein muß. — Du guter, ehrlicher Vater! Du warſt ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Hebräer, Chaldäer, Syrer und Araber — und dabei doch ein echter Teutſcher! Aber, als Schüler des ſanften, und doch ernſt-ſyſtematiſchen Baumgarten in Halle, — o war es dir denn ſo ſehr zu verübeln, daß du der barbariſchen franzöſiſchen Sprache

auch ſolche hübſche drei genera zu verſchaffen wünſchteſt, wie andre honette Sprachen ſich deren rühmen? — Aber ſchweig endlich, du gottloſer Rabenſohn! — Nein, wohl mir! Sein Geiſt winkt freundlich, — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu ſpielen wagt!“ flüſtert er mir jetzt ſanft von der heiligen Aſche herüber.“

Welch ein Glück für mein junges, faſt noch leeres, aber doch ſo empfängliches, Herz, in den Kreis dieſer liebenswürdigen Pfarr-Familie einzutreten, wo man den Jüngling ſo gütig und herzlich aufnahm, als wäre er ein erwachſener geprüfter Hausfreund! Wagner hatte außer den erwähnten Schweſtern noch einen älteren Bruder daheim, weniger reich vom Genius begabt, als Ernſt, aber doch von guten Anlagen; faſt noch beleſener in ſchönen geiſtigen Schriften, als dieſer; übrigens einnehmend, bei ausgezeichneter Körperſchönheit. Alle Mitglieder der Familie waren durch die innigſte Eintracht verbunden. In ihrer Unterhaltung

herrſchte der anmuthigſte Wechſel von Ernſt und Scherz, und der Fröhlichkeit fehlte es niemals an jener geiſtigen Würze, ohne welche ſie ſo leicht fade und gemein wird. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, ſo oft ich durch den ſchönen friſchen Wald über den Bleßberg herabſchritt, und mir nun von ferne das befreundete Haus am Kirchenhügel entgegenblinkte; — und wie ſchlug es wieder vor Wehmuth, wenn ich ſcheiden mußte, und noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein ins Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von Wagnern in ſpäter Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und oft ſchmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorbereitungsſchule zur Univerſität. Der ehrwürdige Vater, ob er gleich an ein franzöſiſches Neutrum cum apostrophio glaubte, war doch ein kenntnißvoller, trefflicher Lehrer, und konnte dem talentreichen Sohne allerdings den Gymnaſial-Unterricht, — aber doch immer nur in gewiſſer Hinſicht, — erſetzen. In mancher andern beklagte es Wagner ſpäterhin, keinen vollſtändigen Kurſus in einer öffentlichen gelehrten Vorſchule gemacht zu

haben. Gerade dadurch trennten ſich auch unſre Wege. Seit ich die Schule bezog, ſahen wir uns ſelten; das geknüpfte Band ward allmälig loſer, bis es endlich nach einer Reihe wechſelvoller Jahre uns wieder aufs Neue feſter als jemals vereinigte.

Als Student zu Jena war Wagner emſig; nebenbei ein überaus beliebter und unterhaltender Geſellſchafter in kleinen Freundezirkeln; auch wohl mitunter, wie's nun einmal die Zeit mit ſich brachte, in der Burſchenſprache „ein fideles Haus": doch nöthigten ihn ökonomiſche Rückſichten zu mancher wohlthätigen Einſchränkung, ſo daß ſich jedes Uebermaß in der Burſchenfidelität wohl von ſelbſt verbieten mußte. Wie es um jene Zeit mit ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen geſtanden haben möge, iſt mir, dem ſpäter Hingekommenen, unbekannt. Doch giebt ein Kollektaneenbuch ſeines Nachlaſſes ſo viel zu erkennen, daß er damals wenigſtens Manches für künftige Ausführung vorarbeitete. Das juriſtiſche Fach, ob er es gleich ſelbſt erwählt, war wohl gewiß ſeiner Eigenthümlichkeit wenig zuſagend. Ein poetiſch Hochbegabter, der in den Zaubergärten einer immer-

blühenden Phantaſie ſüßen Blumenhonig naſcht, und an Göttertiſchen zu Gaſte geht, wird ſchwerlich den magern, — obgleich allerdings recht geſunden, — ſpartaniſchen Suppen der Pandektenköche einigen Geſchmack abgewinnen können! Indeß zweifeln wir nicht, daß unſer Freund, als er heimkehrte, ſein Jus verſtand. Als praktizirender Advokat hat er wenigſtens keinen Proceß verloren, denn — er hat niemals einen geführt! — Der damalige Gutsbeſitzer von Roßdorf, Freiherr von Wechmar, ein geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Mann, ſchätzte Wagners Vater hoch, und machte ſich auch um den Sohn auf mancherlei Weiſe verdient. Er ernannte ihn, bald nach der Rückkehr von der Akademie, zu ſeinem Privatſekretär. In der Folge bekam er die Oberaufſicht über den ökonomiſchen Betrieb der vielverzweigten Wirthſchaft; und wie er mit Geiſt, Kraft und Geſchick dieſem Geſchäft die poetiſche Seite abzugewinnen wußte, das iſt am beſten aus ſeinem Wilibald zu leſen. Die vier Jahreszeiten, welche die vier Abtheilungen dieſes ſchönen Romanes bezeichnen, geben dem erfahrnen Land-

mann überall Gelegenheit, einen kenntnißreichen, nicht blos auf der Oberfläche haftenden, Blick in die mannigfaltigen Geschäfte des Feldbaues zu erkennen. Wer dort unsern Ernst beobachtet hätte, wie er mit Frohn- und Lohnarbeitern auf den Feldern umherstreifte, mit den Knechten hinter den Erntewagen heimzog, oder auch, dem Säemann nachhelfend, hinter dem Ackerpflug herging, der hätte freilich wohl in dieser Gestalt und Beschäftigung einen der geistreichsten Dichter Teutschlands nicht geahnet!

Nächst der ökonomischen Verwalterstelle, versah er noch die eines Aktuars, der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieser fast zehnfältige Geschäftskreis unsres Freundes ist nicht der erfreulichste seines Lebens. Zwar genoß er von Seiten des Gutsherrn und seiner Familie Freundschaft und Achtung; aber dennoch fühlte er sich nicht im angemessenen Wirkungskreise. Das väterliche Haus stand allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was sonst dort gewohnt hatte, fand sich jetzt, wo sein Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr. Vielfache Anstrengun-

gen und Verdrießlichkeiten verleideten ihm' seine Dienſtgeſchäfte, und die Verſtimmung des Gemüthes führte auch manchen, tief ins Leben eingreifenden Irrthum herbei.

Doch hatte dieſer Zeitraum auch manche Tröſtung.' Er verheirathete ſich mit der Erzieherin der Wechmar'ſchen Kinder, die ihm eine treue Mutter von zwei Söhnen und einer Tochter ward.

Kaum aber läßt ſich die Heirath eines Dichters erwähnen, ohne der Liebe ſeines Herzens noch insbeſondere zu gedenken! Ein ſo tief gemüthlicher Menſch, wie unſer Ernſt, konnte nicht wohl bis zum reiferen Mannesalter vorſchreiten, ohne ein romantiſches Verhältniß zu irgend einer Auserwählten anzuknüpfen. Kein Mann, und wäre er auch ein ſo echter Dichter geweſen als Wagner, — hat heißer, inniger geliebt als Er!

Doch gerade hier muß der Erzähler, da er es nicht blos mit Geſtorbenen zu thun hat, einen Schleier über die Herzensgeheimniſſe ſeines unvergeßlichen Freundes ziehen. Nur ſo viel, als dieſer ſelbſt zu enthüllen für gut fand, erlaubt er ſich in dieſen Briefen mitzutheilen. — Es iſt

hauptſächlich Eine Stelle ſeines ABC Büchleins, die ich hier einſchalten muß:

„Liebe, — himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich ſchönes Kind, das einſt die liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! — Oft ſchwebſt du gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie friſch ſind deine hohen, reinen Melodieen! Oft ſchmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen ſich ach, zum ſterbenden Fall! — Oft trifft du die bangende Jugend ſchnell, wie das erſte Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gaſt wie ein Blitz; — im Buſen bebt das erſchrockene Herz wie vom Donner gerührt: — aber wohlthätig rieſelt der ſüße Thränenregen hernieder! Oft — — — aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig ſingen — dieſe

göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe, — Dein bin ich, — und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken und — erwachen! . . Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte, aus dem mein Geiſt Tropfen des Himmels ſog! Dank vor allen Dir, liebliche F., deren holde Sterne jetzt noch ſo jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, ſo iſt ſie Geſang, wie die des Deinigen war! Denn ſo oft ſein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, ſenkten ſich mit dem jugendlich verſchämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich Aedons ſterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann ſo unſchuldig ſehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahren begehrte."

Welche Sprache! welche Glut! — Dieſe F. blieb, ſo ein guter Gatte auch Ernſt Wagner war, doch ſeine ewige Liebe. Einſt ſah ich ihn oft als Jüngling an jenem Hügel in ſüßen

Empfindungen verloren ſtehen, wo er — nicht Sie ſelbſt, — nein, nur das ferne Haus erblicken konnte, wo ſie wohnte; und noch als Mann, ja ſchon mit Bewußtſein dem Grabe entgegen gehend, hörte ich ihn mit naſſen Augen klagen: „Mit ihr habe ich die reinſte Seligkeit meines irdiſchen Lebens verloren!“ — Ja, dieſe ewige Liebe war edel und rein, und darf ſich nicht ſchämen, auch jetzt noch erwähnt zu werden, wo ſchon hohes Gras über dem zerfallenen Herzen des Ewigliebenden wächſt! — Die Bezeichnete, — jetzt eine treffliche Gattin und Mutter, — wird, wenn ihr dieſe Worte vielleicht zu Geſicht kommen, große und ſchöne Erinnerungen in ihrem Herzen wiegen; ſie wird dem todten, — nein, dem unſterblichen Freunde noch heute eine Thräne des Andenkens bewahrt haben!

* * *

Viele Umſtände trugen bei, Wagners Aufenthalt zu Rudolſtadt zu verbittern. Hier mag er ſelber ſprechen: „Der Mond hat immer ſo ſchöne Todesgedanken in mir erweckt, beſonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorf-

kirche wohnte. Welchen ſeligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! Mein irdiſches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichſam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichſten Widerſpenſtigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!

Die Herrlichkeit des Spätrothes begann in Weſten zu verglimmen, und ich trat an das ſüdliche Fenſter. Da ſtand ſchon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, — über den alten morſchen Fruchtbäumen des Kirchhofes, über jenen theuren Todten, die längſt von ihrer egyptiſchen Dienſtbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders,*) des Freundes, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgeſtiegen; voll und rein ſtand er da zwiſchen weißen ſanftgekräuſelten Wölkchen, in die ſich ein ſeltam verſchimmeltes und doch ſehr dunkles Blau

*) Der ſchon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er ſtarb im blühendſten Mannesalter.

eindrängte, woraus die himmliſche Kugel, wie aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit ſich ſo tröſtend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinſchwand, röthete ſich hier allmälig ein ſanfter, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fortzuziehen ſchien, — ach, und mit ihm zogen auf Monoesſtrahlen die ſüßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich ſtand da die heilige Kugel meinem warmen zerſurchten Buſen gegenüber — o Mond, wie tröſtend ſtandeſt du da über meinen Lettern! — —"

Doch genug! — Jedes Herz hat ſeine nie zuenthüllenden Geheimniſſe, ſeine niemals auszuſprechenden Schmerzen.

Mein künftiger Beruf wird gewiß heiterer beginnen, als der gegenwärtige ſich ſchließt.

Vierter Brief.

Der Dichter, — ſo wähnet wohl Mancher, der es nicht iſt, — müſſe ſich in ſeinen äußeren

Verhältniſſen behaglich fühlen, wenigſtens mit den kleinlichen Geſchäften und verſtimmenden Sorgen des Alltagslebens nicht beläſtigt ſein, um etwas wahrhaft Schönes und ſeiner Würdiges zu erſchaffen; zum Glück zeigt ſich's anders in der Erfahrung! „Zum Glück", dürfen wir ſagen; denn wie viele herrliche Werke würden wir, — und wir Teutſche beſonders! — entbehren müſſen, wenn ihre Entſtehung hauptſächlich nur durch die äußere Glückslage des Dichters bedingt wäre! Ja, zum Glück ringt ſich der Geiſt oft gerade unter dem Druck ungünſtiger Verhältniſſe am allerkräftigſten auf; und gar mancher Dichter und Künſtler konnte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, zum klaren Bewußtſein der in ihm ſchlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Denn es gehört, wie in der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte, immer ein gewiſſer dunkler, chaotiſcher Zuſtand dazu, ehe der ſchöpferiſche Geiſt ſein Werde! ruft, und nun das himmliſche Licht der Schönheit und zweckreichen Geſtaltung in eine ganz neue höhere Weltordnung hereinſtrahlet.

Auch unſer Wagner würde vielleicht nur ſeinem kleinen Wirkungskreis für kurze Zeit, ſtatt Teutſchland für immer, angehört haben, wenn ihn nicht das Bedürfniß, ſich für die Entſagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andre Weiſe zu entſchädigen, in die höhern Regionen eines poetiſchen Lebens hinaufgerückt hätte. So fand er den erſten Antrieb zur bleibenden Richtung ſeiner innern Kräfte; er mußte, — damit wir uns ſeiner Worte bedienen, — „mitten in ſeinem eignen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen.“ (S. d. Vorrede zu Wielands Anſichten des Lebens.)

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und Oekonom ſich von mehreren Seiten her beengt und belaſtet fühlte, fällt die Blüthe ſeines poetiſchen Frühlings, ſein Wielbald. Ein früherer Verſuch als Schauſpieldichter aufzutreten, wollte nicht gelingen. Mit zwei ſchon völlig ausgearbeiteten Luſtſpielen verſuchte er im Jahr 1801 die ſchriftſtelleriſche Laufbahn.

Von diesen dramatischen Erstlingsversuchen liegt das druckfertige, aber niemals gedruckte, Manuscript vor mir, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen von beiden Stücken die Anfangsscene zu geben, Ihrer Bemerkung am Schlusse neugierig entgegen sehend.

I.

Major von Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Gespräch beim Frühstück unter den Bäumen.) Kunigunde, des Hofgärtners Tochter, strickt in einiger Entfernung auf der Gartenbank. —

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunstkammer nennen!

Brixenf. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunstkammer ist ein kleines Italien.

Warneck. Schön gesagt! Gut gesagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenf. Einen teutschen Sommer und zwei Winter lang, welches dort ohngefähr zwei Sommer und eben so viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngste Gericht von Michel Angelo soll, wie die reisenden Kenner behaupten, das beste Stück in Rom sein?

Brizenf. Passirt! Gleichwohl versichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer flüchtiger Gedanke ist, gegen das eigentliche Meisterstück, welches gleich darneben hängt.

Warneck. Das wäre! Und wie heißt es? (Er schielt zuweilen nach Kunigunden, und sucht vergebens ihre Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken.)

Brizenf. Es ist ein großes Oelgemälde in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz besonderen Werth?

Brizenf. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von selbst! — Was den Gegenstand des Bildes betrifft, so stellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoße vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht; — schauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendsten italienischen Gegenden, welche von einem hohen dunklen Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen ſcharmante, ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenf. Ich zweifle ſelbſt. — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild blos für ein allegoriſches Nachtſtück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verſtehe!

Brixenf. . . . ſo giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brixenf. Es iſt nämlich auf ganz maſſivem Asbeſtleinwand gemalt, und wird bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten in Feuer geſetzt; wo ſich dann der ſpeiende Veſuv im Hintergrunde allerliebſt ausnimmt.

Warneck. Hm, hm! Ei, ei! — Hätte ich nur nicht in vorigen Jahren ſo verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu thun gehabt, ſo wäre ich längſt ſelbſt in Rom, um mich dort zum echten Kunſtkenner zu bilden. Das war immer ein Leibgedanke bei mir!

Brixenf. (verbindlich.) Unterdeß haben ſich der Herr Baron zum Major gebildet; und das

iſt auch nicht übel! Ueberdies kämen Sie doch wohl noch zu früh in Italien an!

Warneck. (aufmerkſam.) Wie ſo?

Brixenf. Weil jetzt die franzöſiſchen Republikaner, und hinter ihnen her die Ruſſen, Oeſterreicher und die Türken, eine wahre Kunſt-Reformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen ſein ſoll, ſo hofft man doch allgemein, daß der Geſchmack aller dieſer Nationen Wurzel faſſen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunſt- und Kraftſtoß geben, überhaupt eine neue Aera ſchaffen werde.

Warneck. (der nicht mehr zugehört hat, zu Kunigunden.) Und das ſchöne Kind nimmt keinen Antheil an unſerm Geſpräch?

Kunigunde. (lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixenf. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer. (das Wort nehmend.) Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns alle leicht in der ſchönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unſre Arbeit zu gehen. (ſeinen Bedienten rufend:) Raphael! — Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! — (Kunigunde packt ihre Arbeit zuſammen.) Auch ſchon fort mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herrn! Nächſtens beſuche ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiederſehn.

(ab.)

Schweizer. (ärgerlich.) Ein edles Vergnügen, ſich mit einem ſolchen Schranzen herumzuzerren!

Brixenf. (lachend.) Wie gefällt dir meine Manier in der Konverſation? — Findeſt du nicht, daß ich ungemein zart perſiflire?

Schweizer. Iſt ſonſt wahrlich deine Stärke nicht! Du warſt der leibhaftige Fink!

(Raphael bringt eine Mappe und entfernt ſich wieder.)

Brixenf. Es war auch nur ein bloßer Verſuch in Finks Manier! Wie ſoll man ſolchen faden Burſchen anders mitſpielen? — Hätteſt du mich nur gewähren laſſen! Gundchen hätte ihm auch noch ein Paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Gundchen hin, ihre Hand küſſend.) Wieder ein Beſuch, der nicht den Künſtlern galt, ſondern Ihnen, meine ſchöne Muſe! — Was meinſt du denn zum Freier?

Kunigunde. (lachend) Reden Sie von einem Beſſern, und (ſie ſchlägt ihn ſanft auf den Mund,) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muſe ſoll man Reſpekt haben.

Brixenf. (blickt ſie zärtlich an.) O du holde Muſe!

Wie haſt du geſchlafen? Erzähl mir was von deinen Träumen!

Kunigunde. (ängſtlich) Stehn ſie doch auf! dort kommt der Vater!

Erdmann. (herzutretend) Guten Morgen! — Was? Gar ein Fußfall?

Brixenf. Guten Morgen, beſter Alter!

Entſcheiden Sie doch ſelbſt! Gundchen will ſich nicht Du von mir nennen laſſen. Iſt das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß ihn nur, Mädchen! Es iſt mir immer lieber, wenn unſre drei muntren Gäſte dich für ein Kind nehmen und duzen, als wenn da drüben die Herrn von der Suite dich einen Engel ſchimpfen und den Pluralem gebrauchen ꝛc.

* * *

Erſte Scene des zweiten Luſtſpieles.

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unſerm Schloſſe wird's Gottlob! nicht ſo früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube die Fräuleins ſind noch im beſten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an ſeinem Geburtstage gleich beim Aufſtehen empfangen, darum kam ich ſo früh. Nun, wir plaudern unterdeß! Wie lebſt du, alter Sünder?

Lenz. (achſelzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Beſten, mokire mich über die Vergangenheit, und ſuche mich bei der Zukunft durch allerlei Poſſen zu inſinuiren.

Steinach. Schöne Grundsätze! — Aber ich kenne dich nun schon so lange als Kammerdiener, Lenz! Deinen Kapacitäten nach, sollt' ich meinen, könnte dich der General doch wenigstens zu seinem Obereinnehmer machen?

Lenz. Sie sagen, mein Durst hindre mich im Avanciren. Den soll ich mir abgewöhnen. Aber es ist ein Erbstückchen, lieber Herr! für den Erbdurst ist noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Löschmittel erfunden. Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder schiffbar zu machen, muß ich ihn gläserweise vollschöpfen. Dazu gehört manche Flasche!

Steinach. Nun, ich muß dir das Zeugniß geben, daß der Verstand doch wenigstens immer noch obenauf schwimmt. Ich habe noch niemanden auf eine so vernünftige Weise betrunken gesehn, als dich! — Aber wie wär's denn, wenn du heiratheteſt und ordentlich würdeſt?

Lenz. (bedenklich) Sollten's denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Laſſe mich's heute verſuchen, was ſich für dich thun läßt.

Lenz. Ich verzweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schickſal unerbittlich. — Sie wiſſen es ſchon, ich habe ehedem einmal ſtudiert; — anfänglich Theologie. Dann ſattelte ich um, und ſetzte mich auf's hohe Pferd. Ich wählte die Philoſophie.

Steiach. Wohlgeſprochen!

Lenz. Das war mein Fach. O, ich habe dieſe Dame auf ihren geheimſten Schleichwegen belauſcht, und manches geſehn, was man ſo einer ehrbaren ſtolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktiſchen Nutznießung der philoſophiſchen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwiſſenſchaften, und beſonders auf Oekonomie. Aber das war mein Unglück! Ich ſteifte mich darauf, etwas Vollſtändiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Verſuche, um den verſchiedenen Grad der Geiſthaltigkeit der ſogenannten gebrannten Waſſer auszumitteln; und vor lauter Probiren kams zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studioſus! Hätten ſie dich, als du heimkehrteſt, nur auch hübſch in deinem Hauptfache examinirt!

Lenz. O das hätten ſie gekonnt! Unter den Herrn Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verſtanden. Aber das Unglück wollte, daß ſie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen. Kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr, Geld noch weniger; ein junger, hübſcher Kerl war ich bei alle dem; kurz, mir fiel ein, mein Glück auf dem Theater zu verſuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf deinem Wege und bei deiner Vorſchule hat's Manchem ſchon geglückt!

Lenz. Und doch war's abermals mein Unglück! Hören Sie nur, wie mir's erging! — Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab Anfangs allerlei Beſtien, die ſich ohne einigen Menſchenverſtand nicht wohl aufs Theater bringen laſſen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen Sohn" das große Hauptſchwein, welches dem armen Lump die begehrten Trebern verleidete, — ſo vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Kuliſſen umarmten.

Steinach. Ein vielverſprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald in die Menſchheit empor, und machte in kurzem, wo nicht der Menſchheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald ſtellte ich, als ein alter Ritter unverſehens meinem Nebenhelden ein Bein; bald prügelte ich ihm den Panzer weiblich aus; bald ſtach ich, als Hamlet, den alten Lauſcher rechts hinter der Tapete todt, und er fiel liſtig mir im Rücken aus der linken Kuliſſenwand heraus; — denn das war ſo unſre Manier; was von dergleichen Stücken nicht geſtrichen wurde, das mußte ſich wenigſtens gefallen laſſen, traveſtirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüſirten.

Steinach. Ich glaube, dein damaliges Publikum iſt heute noch nicht ausgeſtorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geſchmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelaſſen, ſo gaben wir den Hub: Adelheid von Wulfingen, Sachen von Stephanie, und andre gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem ſchönen heitern Himmel unſre Breter über leere Bierfäſſer

hinlegten, da war uns alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos, — . .

Steinach. Mensch! Bist du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unser Publikum und trafen meistens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich als, der Einzige, welcher echte Musenmilch auf einer hohen Schule gesogen, natürlich bald die Seele und der Protagonist der Gesellschaft werden mußte, so beschloß der Regisseur meinen Sturz, um den seinigen zu vermeiden. Seine erste Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich versprochen, daß ich mit einem einzigen, behutsam geführten Streich darnieder gestreckt werden sollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel. . . (man hört eine Klingel;) Horch! Die Excellenz ist auf den Beinen! Ein andermal Herr von Steinach!

(eilt fort.)

Steinach. (nachrufend.) Ich halte dich beim Wort, Alter!

* * *

Aber, — rufen Sie verwundert aus, — da ſehe ich mich ja unter lauter alte Bekannte verſetzt?

Wohlbemerkt, mein Freund! Es ſind die reiſenden Maler, — dieſer ſpäterhin mit entſchiedenem Beifall aufgenommene Roman unſers Wagner, — in welchem er geſchickt die Perſonen und die Fabel ſeiner beiden Luſtſpiele zur Erzählung verarbeitet hat. Auch führte das erſte derſelben den Titel: „die reiſenden Maler"; das zweite hieß „der Triumph der Liebe". Wie ſehr Sie auch die mitgetheilten Bruchſtücke anſprechen mögen, ſo würden ſie doch, wenn ich Ihnen das Ganze vorlegte, geſtehen: daß ſchwerlich irgend ein teutſches Theaterpublikum den „reiſenden Malern" einen Paſſirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben möchte. Der wiederholte Verſuch, jene beiden Luſtſpiele zur Vorſtellung zu bringen, ließ den armen Dichter gar bald bemerken, daß an dieſen, mit ſo großem Fleiße ausgearbeiteten, Dramen Zeit und Mühe völlig verloren ſei. Es blieb die Hoffnung, ſie durch den Druck, wenn auch nicht auf die Bühne,

doch wenigſtens ins Publikum einzuführen; aber auch hier ſcheiterte ſie an dem Eigenſinn der Buchhändler. Einer derſelben gab, nicht ohne richtigen Blick, die Antwort: „Von den beiden Stücken haben mich die reiſenden Maler vorzüglich ergötzt; und dennoch ſehe ich mich genöthigt, den Verlag abzulehnen, weil ich bei der Annahme meine Rechnung nicht zu finden wüßte. Schade, daß Ihre Muſe gerade einen ſolchen Gegenſtand zur Bearbeitung wählte, der ſo wenig allgemeines Intereſſe hat, und ſich weder in der Darſtellung, noch als Buch, den verdienten Beifall erwerben würde. So lange das Werk Schauſpiel bleibt, wird, fürchte ich, alle Ihre Mühe verloren ſein.“

Wahrſcheinlich lag in den letzten Worten des wackern Mannes der Impuls für den Dichter, ſein Glück in einer andern Manier zu verſuchen. Und wie weit beſſer es ihm mit der Erzählung glückte, ließe ſich, auch ohne die vorliegenden Luſtſpiele, ſchon aus dem dramatiſchen Verſuche beurtheilen, welcher in die „Reiſen aus der Fremde in die Heimath“ aufgenommen worden iſt. „Der Wald von Myra“ gehört offenbar zu den minder

gelungenen Dichtungen unſers Freundes. Faſt möchte ich auf dieſes Stück ein Wort anwenden, welches der geiſtreiche Herzog Auguſt von S. Gotha in einem der Briefe, die ich Ihnen künftig noch vorlegen werde, über ein Mährchen in der Iſidore ausſprach. „Ich freue mich, — ſchrieb er an W., als dieſer es ihm ankündigte, weniger auf das Mährchen ſelbſt, als auf die Art, wie Sie es erzählen.“ — In der That würden wir den Wald von Myra, (freilich auch nur eine Jugendarbeit!) mit ſeinem ſchleppenden Gang der Handlung, mit den langen Reden der handelnden Perſonen, und mit Allem, was an dieſem Drama undramatiſch iſt, gewiß immer überſchlagen, nähmen wir nicht gerade daran Intereſſe, wie E. Wagner dieſen Stoff behandelte, weil er uns früher ſchon als Erzähler ſo lieb geworden iſt. — Ihm begegnete demnach, was ſo vielen Jünglingen begegnet, die den erſten Wink der begeiſternden Muſe mißdeuten, und ſich vorzugsweiſe für die dramatiſche Dichtkunſt berufen glauben, wofür doch, genauer erwogen, unter vielen talentvollen immer nur wenige geniale Menſchen paſſen.

Und ſollten ſelbſt dieſe Wenigen ſonderlich beneidet werden von dem, der bei hinlänglicher Kenntniß des teutſchen Theaterweſens den Schauſpieldichter, wie er ſein ſoll, mit den Schauſpielern wie ſie ſind, — ja ſelbſt mit dem Publikum, wie es iſt, — in nähere Vergleichung ſtellt? Fehlt es doch ſogar oft den Bühnendirektoren, denen es obläge, neuaufblühende Talente zu entdecken und zu begünſtigen, bald am richtigen Urtheil, bald am guten Willen! Dem jungen Theaterdichter aber fehlt es, wofern ihm nicht ein außerordentliches Glück und vielvermögende Verbindungen zu Hülfe kommen, an Aufmunterung und Belohnung; denn ſo wie ſein Werk aus der Hand, und vielleicht unter manchen demüthigenden Bedingungen für jämmerliches Honorar an die Bühne abgegeben iſt, hört es auf, ſein Eigenthum zu ſein; ja ſelbſt ſein Ruf als Dichter hängt von nun an vom launenhaften Zufall ab; nicht ſelten von der plumpen Ungeſchicklichkeit und Trägheit eben ſo unwiſſender als arroganter Schauſpieler. Von dem Kennerurtheil des gewöhnlichen Theaterpublikums ſchweigt man ohnehin lieber ganz! — Dieſe jetzt allgemein

erhobenen Klagen, welche leider! immer nur taube Ohren fanden, mögen die Ihrigen mildern, wenn Sie es vielleicht heimlich bedauren ſollten, daß unſer Wagner gerade in jener Dichtungsart nichts Bedeutenderes geleiſtet, wozu er ſich anfänglich am meiſten berufen fühlte. — Doch laſſen Sie mich von dieſer Abſchweifung nun im nächſten Briefe zu unſerm Wilibald zurückkehren.

Fünfter Brief.

Ein Wort aus Wilhelm Meiſter's Lehrjahren: „So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer Einige, die zugleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen" — hat E. W. ſeinem Wilibald vorangeſtellt und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgeſprochen: Göthe's berühmtes Werk habe ihn zunächſt für den Verſuch eines Romanes begeiſtert.

Das einſtimmige Urtheil des gebildeten Publikums, der Kritiker, und, — irren wir nicht, — des Großmeiſters der teutſchen Dichter ſelbſt, ſtell-

ten jenes Werk, welches der Beſcheidne zaghaft und nur als Verſuch hinreichte, dem Beſten zur Seite, was unſre Literatur in dieſer Gattung aufzuzeigen hat.

In den einfach angelegten Plan weben ſich, wie von ſelbſt, die anziehendſten Verwickelungen ein, und ſteigern das Intereſſe des Leſers bis zum Schluſſe. Die Perſonen bewegen ſich lebendig, ſcharf individualiſirt und in den reizendſten Gegenſtellungen vor unſern Augen, denn ſie ſind, — um uns eines Jean Paul'ſchen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeſchaffen. Nirgends ſieht man hier, wie bei der Mehrzahl unſrer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenſpieler, hinter Puppen handthieren, welche Menſchen vorſtellen ſollen; nirgends Uebertreibung und Unnatur! Alles entwickelt ſich, von Innen herauswachſend, wie die Blüthe aus dem Keim. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menſchen, ſo bleiben ſie doch in allen Verhältniſſen echte Menſchen, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten; während wir uns in ihrer Geſellſchaft auf das angenehmſte unterhalten, fin-

den wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was ſich wenigſtens in unſerm Bewußtſein noch niemals ſo klar hervorgehoben.

Mathilde, das holde ſinnige Kind der Natur, vollblühend im höchſten Liebreiz der Unſchuld, — eine makelloſe jungfräuliche Roſe, prangend vor allen Blumenſchweſtern im unverkünſtelten Garten des rüſtigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, dabei aber ſo gefühlvolle, reinſittliche, ſchwärmeriſch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geiſt und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens, ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnenglut nur bemeiſternd durch die gewohnten Feſſeln des äußern Anſtandes; Feſſeln, die ſie zuweilen doch auch ſelbſtherrſchend von ſich wirft, — ſo wie ſie überhaupt da und dort die zarte Gränzlinie überſchreitet, welche geniale Frauen ſo ſelten gehörig zu erkennen und zu ſchonen verſtehn; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechſelwirkung mit dem Ganze ſeines

Geſchicks, ſtets ſeiner reinmenſchlichen Ausbildung entgegſtenrebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu ſein, ſowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zwecke, als in der Ausführung ſelten irrend; — dann der edle, durch ernſte Erfahrungen zum beſonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale, kunſtſchwärmeriſche Minetti, der lebensluſtige Pinius ꝛc. und nicht unter, ſondern neben dieſen Perſonen, der unſichtbare Flötenſpieler; die treue reine Seele, die ſich auf Flügeln der Harmonie ſo hoch über die verwirrten feindſeligen Verhältniſſe der Erde erhebt, daß ſie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr ſucht, und, dem Himmel der Seligen zueilend, den müden bleichen Körper gerne der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und das ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichſte idylliſche Einfaſſung, ſo daß ſeine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortſchreitend, zugleich ein treues, poetiſch aufgefaßtes Bild ländlicher Arbeiten und Genüſſe darbieten: — ja, ein ſolches Gemälde mußte wohl gleich bei ſeiner erſten Ausſtellung, die Blicke aller

Kenner auf ſich ziehn, und der überall laut werdende Beifall den Meiſter zu ähnlichen Werken begeiſtern!

In der That möchte wohl ſelten ein Roman, — und noch dazu der Roman eines Neulings, — im Allgemeinen bei unſerm, ſchwer zu begeiſternden, Publikum ſo viel Glück gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen gemacht haben, als „Wilibalds Anſichten des Lebens." — Nicht, als ob das Buch nun ſchnell tauſendfältig um- und nachgedruckt, durch alle Leſebibliotheken gewandert wäre, um, gleich den Walther Scottiſchen Productionen, vom Heißhunger einer Viertels-Million teutſcher Leſer verſchlungen zu werden; Wilibald hat vielmehr im Zeitraume von 20 Jahren nur 3 Auflagen erlebt, von welchen die erſten wohl kaum 2000 Exemplare umfaßt haben mögen; dagegen aber durfte gleich Anfangs, und darf heute noch, Wilibald ſich des allein ehrenden Beifalls des gebildeteren, im Urtheil kompetenteren Theiles der Nation rühmen; ſein ehrenvoller Platz unter den klaſſiſchen Meiſterwerken teutſcher Romanendichtung bleibt ihm für immer geſichert.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftsteller, dessen Erstlinge man des Kranzes der Meisterschaft werth fand, sich bald eine andre Laufbahn eröffnen werde, als diejenige war, welche ihm sein bisheriger beschränkter Wirkungskreis zu Roßdorf darbot. Wahrscheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog von S. Meiningen, Georg, auf unsern Wagner zuerst aufmerksam machte. Er hatte Manches Erfreuliche in Handschrift vom jungen Dichter kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent zu würdigen. Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundschaft; sein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlne das Dekret als Kabinetssekretär des Herzogs, und sah mit süßen Hoffnungen einer Zukunft entgegen, ganz wie er sie sich wünschen konnte. Sein Fürst, in dessen Nähe er nun leben und arbeiten sollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Mensch den Fürsten weit überragte, in nähere Verhältnisse zu treten, oder auch nur , unter ihm zu dienen; denn Her-

zog Georg wußte, ohne kleinliche Rückſicht auf Etikette aus ſeinen Dienern die Ausgezeichneten am Geiſte, zum traulicheren Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, gewürzt durch Geſpräch und Lektüre, gewährten einen Genuß, dem ein Mann, wie C. Wagner, nur mit Sehnſucht entgegenſehen konnte. Die Geſchäfte ſeines neuen Wirkungskreiſes waren von der Art, daß er ſich der ſchönſten Muße für ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erfreuen durfte; die ihm beſtimmte Beſoldung deckte wenigſtens die nothwendigſten Bedürfniſſe; und wenn auch vorerſt der Ehrenſold für ſeine Schriften ſehr gering ausfiel, ſo ließ ſich doch, beim überaus günſtigen Anfang, eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für ſeine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton, und Luiſe, fand er nun in der Stadt treffliche Gelegenheit zu einer weit beſſeren Ausbildung, als er ihnen im abgelegenen Dörfchen zu geben vermochte. Alle dieſe Ausſichten machten ihn, — der ohnehin in ſeinen Anſprüchen an das Glück ſo beſcheiden, und ſo dankbar für jede vergönnte

Gunſt deſſelben war, — zum glücklichſten Sterblichen. Allein er ſollte nun einmal nicht zum vollen Genuß ſeiner ſchönſten Jahre gelangen. Ihm waren vom unerbittlichen Schickſal große und ſchwere Prüfungen beſtimmt, und ſie begannen, ehe er noch ſein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchſtunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erſchütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verluſt; Wagner einer der Untröſtlichſten unter Allen! Jahre lang nachher konnte er von dieſem Ereigniß nicht ſprechen ohne Thränen. — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürſten hat er in ſeinen „Worten aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben geſucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leſer rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch ſeinen fürſtlichen Wohlthäter näher gekannt hat.

Die Regierung des vaterloſen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als dreijähriger Knabe die Hoffnung deſſelben blieb, in weibliche Hand; aber es war die

Hand einer echten Mutter! Luiſe Eleonore wuſte, als Muſter einer ſtrenggeregelten Ordnung und gewiſſenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Kraft und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geſchaffen, — fortzuſetzen, was er begonnen hatte; und ſolcher Eigenſchaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen ſo vielfach bedrängte Zeit! Von einer ſolchen Fürſtin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß ſie auch bis zu den kleinſten Verhältniſſen herab den Willen des Hingeſchiedenen ehren, und ſelbſt da ſich keine Abweichung vom früher Beſchloſſenen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Erſparniſſe aller Art zur Pflicht machte. So erhielt denn auch E. Wagner, was er kaum zu hoffen wagte, bald die Beſtätigung ſeines Rufes; obgleich nunmehr ſeine Dienſte faſt ganz entbehrlich geworden waren. Sie werden, lieber Freund, am Schluſſe meiner Mittheilungen in einem Briefe von Wagner das ehrende Zeugniß finden: „daß die edle Wittwe ſeines Herzogs ihm weit mehr gehalten, als dieſer ihm verſprochen.“

Im folgenden Jahre hielt er ſeinen Einzug

in Meiningen; und wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verluſt des theuern Mannes, der ihn dorthingerufen, noch mitbrachte, ſo bot ihm doch ſeine neue Lage, — das bequemere Auskommen ungerechnet, — gar vieles dar, was ihn tröſten, und ihm die Geiſtesheiterkeit und Freiheit zurück geben konnte, welche für jeden Dichter der ſchöpferiſche Hauch iſt, der bildend über dem Chaos ſchwebt.

Ein einfaches, nach den Geſetzen der höchſten Sparſamkeit eingerichtetes, Familienleben gab ihm den nie getrübten Genuß ſtiller Häuslichkeit. Er ſah ſich überall geachtet, hervorgezogen; mehrere Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geſelligen Zirkeln; die Aufſicht über die Herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit mehreren vielſeitig gebildeten Männern verſchaffte ihm manche erwünſchte Gelegenheit zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Fortbildung, bei deren Stillſtand auch der talentvolle Dichter in kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter ſo günſtigen Auſpicien arbeitete denn unſre Ernſt freudig an der Ausführung entwor-

ſener Werke fort. Die reiſenden Maler, und die Reiſen aus der Fremde in die Heimath, — ohne Zweifel diejenigen ſeiner Erzeugniſſe, die dem Wilibald im Range zunächſt ſtehen, *) — gaben ihm für mehrere Jahre volle Beſchäftigung. So in muntrer Thätigkeit fröhlich und hoffnungsreich, fand ich ihn am Schluſſe des Jahres 1805 wieder, wo durch eine unerwartete Wendung unſre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt geweſen, ſich auf's neue vereinigten.

Der Wunſch meines Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereits zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg war vorgezeichnet; ſein Ziel unverhüllt. Die Liebe welche ſich der würdige Mann, muſterhaft durch Lehre und Wandel, in der Gemeinde erworben, hätte nur ein, ſeiner völlig unwürdiger, Sohn von ſich ablenken können; ſie ward mir aber weit über Ver-

*) Manche nähere, die oben genannten Dichtungen betreffende Winke und Urtheile finden ſich in den Beilagen der drei letzten Briefe zerſtreut.

dienſt zu Theil; und zur belohnenden Hoffnung ſegenreicher Wirkſamkeit geſellte ſich noch der ſtille Genuß eines bereits gegründeten Familienglücks. Ich war Gatte und Vater, keinen höheren Wunſch hegend, als in der Fortſetzung der einfachſten Lebensverhältniße einſt ſo den Lauf zu ſchließen, wie der väterliche Greis, der als ein ſeltenes Beiſpiel kräftiger Geſundheit, rüſtiger Thätigkeit, ungetrübter Zufriedenheit und Geiſtesheiterkeit, feſt im Glauben und in der Liebe, am Todestage ſeines göttlichen Herrn und Meiſters, und mit ſeinem heiligen Namen auf den erblaſſenden erſtarrenden Lippen, am Charfreitag 1803, einundachtzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. — Welcher Sohn würde nicht an meiner Stelle gewünſcht und geſtrebt haben, ſo zu leben, um einſt ſo ſterben zu können!

Doch es wendete ſich unerwartet. Meine Beſtimmung als Prediger ſollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehen; denn bald nach ſeinem Tode erhielt ich, ohne durch irgend eine Ahnung darauf vorbereitet zu ſein, von der allverehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die

Führung des jungen Herzogs Bernhard, ohne Zuziehung eines Oberhofmeiſters, zu übernehmen."

Nur nach ſchwerem Kampfe mit mir ſelbſt, der in dem Zweifel über meine Tüchtigkeit zu ſolchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzuſehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink, und zog, vorerſt die Familie auf dem Dorfe zurücklaſſend, nach Meiningen meiner neuen Beſtimmung entgegen.

Das Freundes-Ideal meiner frühern Jahre, meinen Ernſt, hatte ich, — oder vielmehr hatte er mich, — ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verſchiedenheit der Geſchäfte, der lange Zeitraum der Trennung, beſonders für jenes Alter bedeutend, hatten uns gegen einander allmälig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder!

Wagner war oft im herzoglichen Schloſſe, um ſeines Geſchäfts als Bibliothekär zu warten; und das geſchmackvoll dekorirte Zimmer für die Bücherſchränke war nur durch wenige Thüren von dem meinigen getrennt. Eine freie Stunde, und ein paar Schritte — da trat ich ein zu dem al-

ten Freunde; half ihm vielleicht in ſeinem Geſchäft der Anordnung, oder ſetzte mich zu ihm, irgend ein Geſpräch über die Vergangenheit anknüpfend, worin Dichter ſo gerne leben, ja man möchte ſagen, immer neu aufleben!

Wir traten dann auch wohl ans Fenſter, von wo ſich eine freie herrliche Ausſicht ins Thal öffnet. Da zog vor unſern Blicken die Werra unter Bäumen und Buſchwerk im grünen Wiesgrunde hinab. Es war ja derſelbe Fluß, an deſſen Ufer wir, einige Meilen tiefer abwärts, einſt ſo frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag hinter uns, obwohl wir Beide noch jung genug waren! Wie hatte ſich nicht alles gewandelt! Die damals unbeachteten Pfarrſöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunſt des Schickſals eine andre, weit wichtigere Laufbahn eröffnet ſei. Der Eine bildete ſich für die Förderung des edlen Kunſtgenuſſes, nicht blos in ſeinem kleinen, ſondern im großen teutſchen Vaterlande, und ſein Name wurde ſchon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andre fühlte ſich zwar beſchränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamen-

korn auszuſtreu'n, das reiche Früchte tragen könne für Tauſende ſeiner lieben Mitbürger. Das Gefühl allgemeiner Wirkſamkeit ſtimmt den Menſchen feierlicher, ernſter; ja, es läutert die Selbſtliebe, daß ſie ſich zur Menſchenliebe veredle. In dieſem ſchönen Gefühl ſuchten ſich die Hände zum feſten Druck. Ein neuer ewiger Bund ward geſchloſſen. In allem Wandel der Zeit und ihrer Ereigniſſe war ein feſter Punkt geblieben, wo ſich gleichſam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens ſammelten, — das Herz!

Ich beſuche wohl jetzt noch zuweilen jenes Zimmer; aber ihn finde ich nicht mehr. Ich gehe oft am kleinen Hauſe vorüber, wo er wohnte; aber ſein freundliches, liebreiches Geſicht ſchaut nicht mehr herab, und winkt mir nicht mehr hinauf! — Ach, mein Freund! Iſt es nicht beſſer, in der Stimmung, worein ich mich durch dieſe Erinnerungen verſetzt fühle, zu ſchweigen, wenn man eben geredet, — die Feder wegzulegen, wenn man eben geſchrieben hat?

Sechster Brief.

Glücklich preise ich Sie, verehrter Mann! wenn Ihnen das Herz unter der heiligen Zahl Ihrer Freunde auch nur Einen zu nennen weiß, der so von ganzer Seele Freund zu ſein vermag, wie Wagner es den ſeinigen war; — ſo innig theilnehmend, ſo zart empfänglich, ſo dankbar, — nicht für die That allein, ſondern ſchon für den guten Willen; ſo gewandt in der Kunſt, jedem ſtörenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernſt, in Harmonie umzuſtimmen; mit einem Worte, ſo ganz lebend in der Freundſchaft und für den Freund. Er durfte ſich aber auch vieler treuen Freunde rühmen: Einen muß ich jedoch hier unter Allen nennen, der nun auch längſt unter den Todten iſt: es war August von Stud-nitz, S. Gothaiſcher Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von ausgezeichnetem Geiſte, von vielſeitiger gründlicher Bildung, von tiefem Gefühl für Literatur und Kunſt; ſo lehrreich und anziehend in ſeiner Unterhaltung und

Gleichgeſtimmten, daß man ſich ſehr bald an einige auffallende Sonderbarkeiten ſeines unaufhörlich bewegten Mienenſpieles gewöhnte. Studnitz hatte ſich mit Wagnern auf der Univerſität innigſt verbrüdert, und von da an hatte dieſer keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden als ihn. An ſeinen Auguſt wendet er ſich oft in ſeinen Schriften, oder meint ihn doch oft, ohne ihn immer zu nennen.

Eine Stelle mag vor Allen Ihnen das enge und zarte Seelenband bezeichnen, welches die beiden Freunde vereinigte. Ich entlehne ſie aus einem Artikel des hiſtoriſchen ABC, wo man freilich dieſe tiefen Herzensergüſſe wohl nicht ſuchen würde, nämlich unter dem Artikel „Stehlen". Der alte Zibelſchütz fährt dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen alſo fort:

„Literariſchen Diebſtahls, (wie man es fälſchlich nennet,) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich überall mit Gänſefüßchen bezeichnet — und ſo befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines beſon-

deren Diebſtahles erwähnen, der mich ſtets von Herzen erfreut hat; denn die zwei erſten Buchſtaben dieſes Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den ſüßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der ſich immer des treuſten und bewundernswürdigſten Gedächtniſſes erfreute, hatte für dieſe Diebſtähle keins! Ja, ihr müßt wiſſen, gute Leſer, daß meine beſten Gedanken — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an dieſen flüchtigen Bildern, deren irdiſche Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß ſie oft allein die ſeinigen waren; oder doch oft nur ſolche, die mir einſt auf Bergeshöhen in ſüßer Wechſelluſt ausgetauſcht hatten. Auguſt, ich weiß daß du jener ſeligen Bergſtunden ewig gedenken wirſt, worin ſo rauſchende himmliſche Hegre von freundlichen und ernſten Gedanken uns umleuchteten, umſchatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und ſchrien gegen einander, daß Vater und Vetter an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, ſie kochten für zwei Wahnſinnige, oder Hexenmeiſter. Und wenn mein allzuheftiges Frem-

den- und Herzensgelächter ſich bis zum höchſten Lärm geſteigert hatte, und meine beſchwerliche Freundſchaft Dich zu erſticken drohte — wie ſchön lagerte ſich dann zwiſchen die Gelagerten ein ſtundenlanges Stillſchweigen, gleich einer freundlichen Proſa, — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder ſo mächtig auf den Centralpunkt unſrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in dieſem Stillſchweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeſchrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufſprangen, und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißſäulen von Gottes namenloſer Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unſre Nächte in den Thälern? August, unſre Träume? Kennſt du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenſtein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume ſo ſchön und wunderbar ſchlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, — und wo du, als ich ſachte zu dir trat, im leiſen Flüſtern jener Worte aus Göthe's Fiſcher:

„Sein Herz ſchwoll ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß" —
ſelig lächelnd erwachteſt!

O du guter ſanfter Menſch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabſt mir ja ſtets alles was du hatteſt. Dein Herz theilteſt du mit dem Freunde. Auch deine Gedanken gabſt du mir, — ach, ich nahm ſie dir oft freudig, weil ich ſelbſt Dein zu ſein glaubte, und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir Deine Meinungen beſſer, wenn Du ſie von mir wieder laſeſt, und Du wußteſt nicht mehr, daß ſie die Meinigen waren, — oft nur durch meinen Eigenſinn entſtellt! — Sagt, wen müßte ſolche ſtille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?"

* * *

Hier haben Sie einmal unſern Ernſt! Ganz wie er ſchrieb, wie er war, wie er fühlte, wie er lebte! Mit welchen trefflichen Dichterwerken würde dieſer Genius die Welt noch beſchenkt haben, wäre es ihm vergönnt geweſen, länger bei uns im Erdenthale zu weilen, „das der kalte Nebel drückt"; oder wäre auch nur die abgekürzte Zeit ſeines

Bleibens wenigſtens auf gesundere Tage beſchränkt gewesen! Aber leider fiel ſchon in jene Periode, wo ſich ſonſt alles ſo günſtig für ihn zu geſtalten ſchien, eine bange Ahnung, — ein ferner leiſer Ruf des Todesengels, deſſen Flügel von da an zwar langſam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauſchte, bis er ſechs Jahre ſpäter ihn ſeiner troſtloſen Familie, ſeinen vielen Freunden, ſeinem großen Vaterlande entzog.

Dieſes lange Siechthum mag urſprünglich wohl gewiß durch die oft übermäßigen körperlichen Anſtrengungen ſeines früheren Geſchäfts veranlaßt worden ſein. Nicht ſelten war zur Erntezeit ſtarke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer regſame Oberaufſeher eines ſo bedeutenden Landgutes vernachläſſigte vermuthlich, auf ſeinen kraftvollen, von keiner Krankheit je angefochtenen Körperbau vertrauend, jene Vorſichtsmaßregeln, wodurch man den gefährlichen Folgen allzuſchneller Abkühlung entgeht. Doch ſuchte er ſelbſt weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Waſſergraben, den erſten Keim ſeines Uebels. Er war bei jener gewagten Kraftanſtrengung bei-

tig zur Erde gestürzt, und der hervorragende Spahn eines, kaum im Grase sichtbaren, Weidenstrunkes hatte ihn empfindlich am untern Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leises Wehthun zurück, welches indeß, weil sich's allmälig doch ganz verlor, keine weitere Besorgniß erweckte. Aber schon im ersten Jahre seines Meininger Aufenthaltes machte er die seltsame Entdeckung einer momentan eintretenden Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Fußspitzen. Oft plötzlich, besonders im Abwärtsgehen von seinen lieben Berghöhen, wo er so gerne weilte und dichtete, versagten ihm die Füße den Dienst, und der hohe schwere Mann stürzte einigemal, ohne sich erhalten zu können, darnieder. Allmälig ward der Gang langsamer, schwerfälliger, angestrengter, so daß er zuweilen dem eines Trunkenen glich. So wuchs die Krankheit unaufhaltsam heran, und bald blieb dem ärztlichen Freunde kein Zweifel mehr zurück, daß man hier ein Uebel zu bekämpfen habe, welches gewöhnlich keinem Heilmittel weicht: die Rückenmarksdarre genannt. Welche Arzneien

blieben wohl unversucht! welche berühmte Aerzte unbefragt! Und welcher strengen Lebensordnung unterwarf sich der Sieche; er der ohnehin in keinem Stück zu den Unmäßigen gehörte! Alles umsonst! — Wohl schien bisweilen irgend ein neuangewendetes Mittel Hülfe zu versprechen, aber keines erfüllte die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß es an der Zeit sei, auf Gesundheit und langes Leben zu verzichten, — und er that es mit bewundernswerther Seelenstärke. — Von seiner Krankheit zu sprechen vermied er, so viel wie möglich. Sein Aeußeres kündigte sie nicht an. Er blieb wohlbeleibt, wie vorher; sein Blick verlor nicht das geistvolle Feuer, seine Wange nicht die frische Farbe. Im Gespräch ward er immer bald heiter, ja leicht scherzhaft; und mancher Fremde, der ihn als Schriftsteller lieb genug gewonnen hatte, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, verließ sein Arbeitsstübchen, ohne zu ahnen, daß er so eben einen unheilbar Kranken besucht habe.

Unter allen Entsagungen, die ihm sein unerbittliches Geschick auflegte, hat ihn vielleicht

keine tiefer geſchmerzt, als der Verluſt jener Genüſſe, die er ſonſt bei ſeinen weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchſtreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein ſchwacher Erſatz. Sein Pferdchen, — ein treuer geduldiger Schimmel, der faſt bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, ſelbſt bei ungünſtiger Witterung, hinaus in ſeine liebe Natur, — ſeine echte Muſe! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf ſeinem Spazierritt, zuweilen auch ein Freund; und für dieſen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf die vor ihm herjubelnden und ſpielenden Kleinen herabſendete.

Die väterliche Erziehung, zwar auf die innigſte Liebe, aber doch zugleich auf ſtrenge pädagogiſche Regel gegründet, ſchien von trefflichem Erfolg. Die einzige Tochter reifte in Unſchuld und Anmuth zur Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte, — wie es denn in dieſer Periode kräftiger ſchneller Entwickelung immer Noth thut, — einer männlich ernſten feſten Einwirkung und Leitung; doch gaben Geiſt und Körper erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Ich

ſelbſt hatte Gelegenheit, mich davon ganz in der Nähe zu überzeugen; denn die edle Herzogin Regentin ertheilte, auf meine Bitte, gern die Erlaubniß, daß die beiden Wagner'ſchen Knaben an manchen Unterrichtsſtunden des jungen Herzogs, namentlich an den mathematiſchen, Theil nehmen durften. Was aber meinen Freund vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß ſich bei ihnen, faſt ohne allen Unterricht, ein vielverſprechendes Kunſttalent zu entwickeln anfing. Es begann im Spiel; hauptſächlich mit gemalten, aus Kartenblättern geſchnittenen Soldaten. Auch Pferde, Wagen, Kanonen nebſt allem Zubehör wurden von den drei Spielgeſellen des Prinzen, (denn mein Sohn Julius durfte der dritte ſein,) ſo wie von ihm ſelbſt, in ſolcher Menge fabricirt, daß ganze Regimenter gegen einander aufgeſtellt, und unter Anführung des wohlgetroffenen Napoleons ſo wie der übrigen Monarchen, — ſämmtlich nicht ohne Portrait-Aehnlichkeit, — in die Schlacht geführt werden konnten, welche nicht ſelten ſo hitzig ausfiel, daß die kleinen Lenker des großen Schickſals ſelbſt Napoleons, Alexanders, Friedrich Wilhelm's und

andre Helden der Zeit zu ſein wähnten, ohne ſich zu ſchämen, zugleich als Kanoniere das Geſchütz zu bedienen. Die Mehrzahl der Gebliebenen, ſo wie gewiſſe durch die Geſchicklichkeit des Manövers errungenen Vortheile der Stellung, entſchieden am Ende den Sieg. Bei dirſem eifrig und oft getriebenen Spiel gingen eine Menge Figüren zu Grunde; es mußten neue gemacht werden, und dieſe wurden immer vollkommner, immer ſchöner; die Pferde überraſchten oft ſelbſt den Kenner durch die Schönheit der Geſtalt und die Leichtigkeit des ganzen Wurfs ihrer verſchiedenartigſten Stellungen. Bald wurde Höheres verſucht. Manche Rübezahlsmärchen hatten die lieben Knaben ungemein angeſprochen, und ſie fielen nun darauf, die bedeutendſten Scenen in ſelbſt erfundnen bildlichen Darſtellungen ins Kunſtleben treten zu laſſen. Man bemerkte in dieſen Verſuchen oft mit Vergnügen eine verſtändige Anordnung der Figuren, paſſende Stellung und Ausdruck, wie flüchtig und grell auch gewöhnlich die Farbengebung behandelt zu werden pflegte. Unverkennbar hob ſich bei Anton, dem jüngeren Bruder, die

Anlage für Figuren, und bei dem älteren, Karl,*) die für das Landſchaftliche hervor.

Großes Aufſehen erregte der kaum zehnjährige Anton durch ſeine, in der That auffallend ſchnellen Fortſchritte im Portraitiren. Mit ſeinem klaren, kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geiſt hervorleuchtete, wußte er das Charakteriſtiſche der Geſichtsbildung rein aufzufaſſen, um ſie mit flüchtiger, ſchon recht feſt werdender, Hand in Kreidezeichnung aufs Papier zu bringen. Erſpähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm als des Abzeichnens würdig erſchien, ſo war die Sache kurz abgemacht. Ehe ſich's der Eigenthümer beſagter Phyſiognomie verſah, trat der kleine

*) In der Folge bildete er ſich, von ſeinem edlen Herzog auf das großmüthigſte unterſtützt, für die Forſtwiſſenſchaft aus, beſuchte hierauf, — da nun ein haltbarer Grund für jeden Fall gelegt war, — die Kunſtſchule zu Dresden, und ging ſodann nach Rom, von wo er im Herbſte des Jahres 1825 nach 3jährigem Aufenthalte, mit reicher Ausbeute und merklich vorgeſchrittener Kunſtbildung heimkehrte.

freundliche, überall gekannte und geliebte Künstler mit der Mappe unter dem Arme herein, und brachte sein Wort vor: „Mein Vater läßt sich schönstens empfehlen, und Sie möchten doch die Güte haben, mir auf ein halbes Stündchen zu sitzen.“ Was war da viel einzuwenden! Man hieß ihn lächelnd willkommen; den Stuhl hatte er schon zurecht gerückt, und Mancher setzte sich auf der Stelle gutmüthig hin, der sich vielleicht noch niemals diesem etwas langweiligen Stillhalten gefügt hatte. Doch es ging schneller ab, als er gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Hauptzüge auf dem Papier, so packte er wieder zusammen; dankte höflich für die Gefälligkeit, und vollendete das Bild daheim für seine Sammlung. Viele dieser merkwürdigen Blätter haben sich noch erhalten; besonders bewahrt der Bruder Karl eine Sammlung derselben als ein theures Andenken an seinen geliebten Anton auf. Denn leider sollte auch diese schöne Knospe hienieden nicht zur vollen Blüthe gelangen! Anton folgte an einer unheilbaren Drüsenkrankheit dem vorangegangenen Vater bald nach. Auch die traute Tochter Luise starb in der Fülle

ihrer Jugendblüthe im vorigen (1825) Jahre, als eine glückliche Gattin und Mutter zu Salzungen, wo ſie an einen wackern Prediger verheirathet war. Und des Scheidenden ſchönſte Hoffnungen hatten auf dieſen Geliebten geruht! Immer hatte er ſich, während er rettungslos verſiechen mußte, damit hauptſächlich getröſtet, in ſeinen Kindern der Erde fortzuleben! — Aber kann es denn für die getrennte Liebe auf Erden einen höheren Troſt geben, als die Wiedervereinigung im Lande der Seligen?

Siebenter Brief.

Sie fanden in meinen vorigen Briefen die Grundzüge zum lieblichſten Bilde eines beglückten Familien- und Dichterlebens geſammelt. In der That wäre unſerm Wagner nur wenig zu wünſchen übrig geblieben, hätte ſeinem Glück nicht Eines gefehlt, was ohne Kümmerniß und Gemüthsſtörung aufzugeben, nun einmal den Sterblichen allzuſchwer fällt: die Hoffnung auf ſeine längere Dauer. Zwar wollte ſie bisweilen wieder

aufdämmern, wenn eine bisher unversuchte kräftige Medizin, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beschwören schien; *) allein der Erfolg bestätigte niemals die Erwartung, und bald gab es für den Patienten gar keinen wirksamen Zauberspruch mehr, den finstern Dämon zu bannen, als geistige Beschäftigung in unablässiger Arbeit. Ein großer Theil seiner „Reise in die Heimath," „Isidora," „Ferdinand Miller" und der „Fibelschüz" beweisen die rastlose, ja sogar die heitre Thätigkeit seines Geistes und den schönen Schwung seiner Phantasie, während der sieche Körper sich mühsam nur in ganz kleinen Strecken fortschleppen mußte.

*) So heißt es unter andern in einen Brief von Fichte an W. v. 3. Nov. 1810: „Ich habe mit Hufeland gesprochen, der sich Ihrer mit der freundschaftlichsten Wärme erinnert. Er ist gar nicht ohne Hoffnung für Sie! Ja, Sie werden den Ihrigen und der Welt noch lange erhalten werden, und mit Ihrem herrlichen Talente noch lange Wärme und Licht in empfängliche Seelen strömen."

Mehrere begonnene Werke sind unvollendet geblieben, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen und dem Publikum von denselben einige nähere Kunde zu ertheilen.

Vor allen Dingen lassen Sie mich eines Versuchs erwähnen, der unsern Freund auf das Angenehmste beschäftigte und zu den freudigsten Hoffnungen begeisterte, aber bei seinem gänzlichen Mißlingen zuletzt freilich auch um so tiefer schmerzte. Ich meine seinen Plan zur Gründung einer allgemeinen teutschen Kunstschule. — Der „Aufruf an alle Teutschen," der dem Plane selbst voransteht, ist dem 1ten Theil seiner Reise in die Heimath als Beilage mitgegeben wo Sie ihn jetzt gewiß aufs Neue nachlesen werden. Im Ganzen sind darin treffliche Gedanken und Winke zerstreut, und fast rührend für den Leser drückt sich der patriotische Eifer für teutschen Ruhm und für die Förderung der Kunst in schöner, reiner Herzenssprache aus. Das ganze Gebäude steht in diesen, mehrere Druckbogen umfassenden Umrisse vollendet da, und es fehlet blos an einer Kleinigkeit, — am Fonds zu den Baukosten! Enthusia-

ſtiſchen, phantaſiereichen Menſchen gilt das, aus Erdenſchmutz heraufgewühlte Silber, und ſelbſt das „Laufegold," (wie es der edle Dichter des, bekannten Rheinweinliedes ſchimpft,) ſo wenig, daß ſie deſſen Herbeiſchaffung ſich nicht ſonderlich kümmern und in ihren hochfliegenden Planen durch den niedrigen Mamon nicht ſtören laſſen. „Wie? fragte der liebe Projektenmacher; im ganzen teutſchen Vaterlande ſollten ſich nicht wenigſtens hunderttauſend Männer finden, die für einen großen gemeinſamen Zweck einige Thaler gern aufopferten? Gewiß fehlt es nur am erſten Anſtoß; es muß gehen!" Seine vertrauteren Freunde ſchüttelten theils bedenklich den Kopf *) theils riethen ſie geradezu ab; ja manche fanden ſchon etwas Krankhaftes in der Idee des Planes ſelbſt; doch Wagner ließ ſich nicht irren. Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, ſuchte er ſeinen Vorſchlag durch ganz Teutſchland zu verbreiten, Da er nur wenige Freiexemplare

*) Verſchiedene merkwürdige, dieſen Kunſtſchulplan betreffende Aeußerungen finden ſich in den Beilagen der beiden letzten Briefe.

von ſeinem Buche bekam, ſo mußte er eine Menge zu verſendender ſelbſt baar dem Verleger bezahlen, hatte nach allen Gegenden hin Briefe zu ſchreiben und portofrei zu verſchicken; ſo daß er wahrſcheinlich jenen Theil der „Reiſen" der den Kunſtplan enthält, ſo gut wie umſonſt geſchrieben haben wird; er der ſeinen Ehrenſold doch für die eigne Subſiſtenz ſo nothwendig brauchte!

Es fehlte Anfangs nach der Bekanntmachung nicht an Männern von Gewicht, welche von dem Großartigen der Idee ergriffen wurden und den Dichter darin beſtärkten. Einer der ausgezeichnetſten von Teutſchlands echten Bürgern und Schriftſtellern, der berühmte Fichte, mag hier vor Mehreren andern ſelbſt reden. Hier iſt ſein darauf ſich beziehender Brief unabgekürzt:

* * *

Berlin den 12ten April 1808.

„Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltanſicht war mir ſchon früher eine erfreuliche Erſcheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie

mich mit dem neuſten Produkte derſelben haben bekannt machen wollen.

Was insbeſondere Ihren Plan zu einer gemeinſchaftlichen Kunſtſchule der Teutſchen anbelangt, ſo bin ich zwar im Allgemeinen der Meinung, daß der Quell unſrer Uebel tiefer liege, und ein umfaſſenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müſſe; — daß es nicht die Kunſt iſt, die uns zunächſt Noth thut, und daß, wenn wir nur dieſes Eine erſt hätten, es ſich auch mit der Kunſt, ſo wie mit den übrigen Früchten einer guten Geſinnung von ſelbſt geben werde.

Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müſſe an der Stelle, an die eben ihn der Geiſt treibt; und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Intereſſe aller Guten verdiene, weil er den Teutſchen eine Gelegenheit bietet, ſich als Eins, und als ein ſelbſtſtändiges und eigne Kräfte habendes Ganzes zu betragen, und begreifen zu lernen. Ich werde in dieſer Rückſicht denſelben befördern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Zunächſt zwar rechnen Sie auf Privatperſonen, was ganz Recht iſt und zum eben angegebenen

höhern Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bei uns ſchon ausgeſtorben war, iſt durch die drückenden Zeitläufte dermalen noch todter, denn todt, und es iſt von dieſer nichts zu erwarten. Dagegen iſt auch bei uns allmälig eine jüngere Welt heraufgewachſen, die der Anregung zum Guten ſchon empfänglicher iſt. Die Aufmerkſamkeit dieſer iſt, eben aus dem Geſichtspunkte, den ich oben angegeben und der dermalen bei uns angeregt iſt, ſchon auf Ihren Plan gefallen. Ich werde dieſe Bewegungen im Auge behalten, und ſehen, was ſie ergeben.

Mein eigner nächſter Gedanke war der, unſre Regierung dafür zu intereſſiren, und ich habe in dieſer Hinſicht Ihr Buch, ſo wie ich es ſelbſt nur durchgelaufen, an . . . . befördert, deſſen biederer, teutſcher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch ſind andre Wege eingeſchlagen, um diejenigen, die in dieſer Sache eine Stimme haben, dafür zu intereſſiren. Mein Wunſch wäre, daß die Koſten, welche unſre bisherige Kunſtakademie, — nicht gerade, wie Kenner glauben, zu großem Gedeihen der Kunſt, — verurſacht hat, auf dieſe

nicht ausschließende, sondern gemeinsame teutsche Angelegenheit verwendet würde, und daß wir so zuerst auch andern teutschen Regierungen ein Beispiel des Gemeinsinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch, — und wenn etwa bis dahin die übrigen Teutschen uns vortheilhafter als bisher sollten kennen lernen, — die Ehre verdienen zur Schulstadt zu werden. Es ist ohnehin der Beschluß gefaßt, hier eine Universität zu errichten, welche, wenn die Ausführung dem Entwurfe entspricht, eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs werden, und keineswegs das Gepräge einer Finanz-Spekulation, sondern eines allgemeinen National-Instituts an sich tragen soll. Damit würde sehr schicklich die Schule der bildenden Kunst sich paaren; auch besitzen wir herrliche Kunstschätze, die nur zerstreut und ungekannt sind, in Menge.

Ich wünschte in dieser Absicht, daß Sie an * — offen und vertrauungsvoll schrieben, und ihn für Ihre Sache zu gewinnen suchten. Auch bei ihm wird, als teutschvaterländische Angelegenheit, der Antrag den meisten Eingang gewinnen. Er

hat groſsen Einfluſs auf die Organiſation der beſchloſſenen Univerſität, und mit der Wiſſenſchaft vereinigt ſich leicht die Kunſt.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenſt und hochachtungsvoll.

Fichte.

Im folgenden Jahre erfreuten Wagnern nachſtehende Zuſchriften des edlen Mannes.

Berlin den 11ten October 1809.

Ihre Briefe, Theurer, Verehrter, nebſt den Beilagen, habe ich richtig erhalten, und mich an den fernern Offenbarungen Ihres tiefpoetiſchen Gemüthes innig geweidet.

Es iſt Ihnen ohne Zweifel geſchrieben worden, daſs ich ſeit dem Sommer des vorigen Jahres ſchwer krank geweſen. Als Ihr zweiter Theil der Reiſen ꝛc. bei mir eintraf, bereitete ich mich eben, in Bädern die verlorne Kraft wieder aufzuſuchen. Ich bin zurückgekehrt mit nicht ungünſtigem, jedoch nicht völlig befriedigendem Erfolge. Seit der Zeit habe ich vollauf zu thun gehabt, um meinen, theils durch die lange Krankheit, theils durch die

nachmalige um der Kur willen mir aufgelegte Ruhe, sehr entwöhnten Geist wieder zur vorigen Kraftanstrengung zu erziehen. So sind eine Menge Gegenstände der Thätigkeit, die mich reizten, — so ist auch die Beantwortung Ihres letzten Briefes unterblieben.

Tieferschüttert hat mich Ihr neuster. Ich kenne die Lage Ihrer Gesundheit nicht; aber, wie dieselbe auch beschaffen wäre, ich in Ihrer Lage würde hoffen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunsches auch auf Ihre Genesung die besten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geist und Herz, die der Königin Freundschaft verdient und besitzt, zur Vertrauten gemacht. Diese ist von Ihrem Schreiben an * — von Ihrer rührenden Bescheidenheit, entzückt. — Wir zweifeln alle nicht an der endlichen Erreichung des schönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niedersetzte, empfing ich einen Brief von der Fr. Ch. v. K. — (Sie kennen diese Dame, glaub' ich;

wenigſtens war ſie die erſte, die mich mit Ihren ſchriftſtelleriſchen Meiſterſtücken bekannt gemacht, und mir mit dem verdienten Enthuſiasmus davon geſprochen hat.) „Sie flehe, ſchreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für ein Jahrgehalt von 50 Rthlr., und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzeſſin habe vorläufig 30 Rthlr. ſubſkribirt.

Ich betrachte die Sache ganz als meine eigne, und bitte Sie, hierin mir zu vertrauen. So ſein Sie denn hierüber ruhig, theurer, inniggeliebter Mann. Sagen Sie das Alles den Ihrigen, und verweiſen Sie dieſelben an mich; und ſodann geneſen Sie, und leben noch lange uns Allen zur Freude!

Mit den Geſinnungen der innigſten Liebe

der Ihrige

F.

* * *

Berlin den 17ten December 1809.

Göttliche Seelen haben zuweilen Inſpirationen, beſonders die der Weiber. Das ſehr brave

Weib, ſo die Beſtellung Ihres Briefes an * — durch * — übernommen hat, und durchaus nicht zweifelt, daß Ihr Geſuch nicht gewährt werden ſollte, ſchickt mir Beiliegendes für Sie mit der Aeußerung: „damit Sie doch freudiger und ruhiger vorläufig eine Erquickung ſich erlauben möchten, die vielleicht Ihr Zuſtand erforderte.“

Ich habe es angenommen, und ſende es Ihnen, wiederum feſtvertrauend auf Sie, daß Sie in keinem Falle die gute Seele, die in reiner Demuth, (denn das war ganz ihr Ausdruck,) „ſich nicht genügt haben würde ohne dieſes,“ — nicht verkennen werden. Ich hoffe recht bald, (die Dame, von der ich rede, reiſt in dieſen Tagen der Königin entgegen,) Ihnen erfreuliche Nachrichten geben zu können; feſtrechnend auf Ihre Erhaltung, und auch darüber von Ihnen Erfreuliches erwartend.

Die gehoffte baldige erfreuliche Nachricht wurde eine ſpäte, für die Hauptſache ziemlich unerfreuliche. Sie erfolgte erſt im November 1810, alſo am Ende eines Jahrs, wo König und Volk in Preußen einen großen Verluſt betrauerten. Das Reſultat des letzten Briefes den der edle Fichte an W. ſchrieb, beſchränkt ſich eben darauf, daß für ſeinen Kunſtplan nichts geſchehen ſei, und nichts geſchehen könne. — So ſtimmte es auch zum Ganzen. Verſchiedene Fürſten, namentlich der, für Kunſt und Wiſſenſchaft eifrig wirkende Fürſt Primas, Dalberg, machten Miene, ſich der Sache ernſtlich anzunehmen; einzelne Subſkriptions-Beiträge aingen ein; noch hielt die Hoffnung feſt, bis Niemand mehr ſubſkribirte, und die öffentlichen Empfehlungen des Kunſtſchulplanes leiſe verklangen. Zuletzt konnte der arme Teutſche, der auf die großartigen Geſinnungen ſeines Volkes mehr, als ſchicklich, gerechnet hatte, ſich nicht länger verhehlen, daß die Kopfſchüttler und Achſelzucker denn doch ganz Recht gehabt hatten, und daß es einem armen Dichter anſtändig ſei, ſich zu beſcheiden, und nicht zu unterfangen, den faſt

allmächtigen, hochmüthigen und metallherzigen Götzen der Welt mit dem papiernen Zauberſtab herbei winken, und zu ſeinem Dienſte bannen zu wollen.

Weniger das Bedauern ſeiner dargebrachten Opfer, als ein gewiſſes Schämen und Bereuen des, nun freilich ſichtbaren, Mißgriffs in der Vertheilung der teutſchen Millionen und in der ganzen Berechnung ſeines Bauriſſes, verdarben ihm manche ſchöne Stunde; und wenn er ſich in der genialen Einleitung zum „Fibelſchützen" mit humoriſtiſcher Scherzhaftigkeit darüber herauslößt, ſo blickt die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Er merkte es wohl bald, daß die gehoffte allgemeine Theilnahme für die gute Sache ſich in einzelne Geſchenke für ihn auflöſe; — und das that ihm ſo weh!

Ei nun! Warum betrübteſt du dich denn, du theurer Freund? Du hatteſt es ja recht von Herzen gut gemeint! Und es giebt doch wohl ein Buch, worin dir's gut geſchrieben worden iſt, was du für dem edlen Zweck in deiner Armuth ge-

opfert haſt!

Als „Ferdinand Miller" beendigt, und „Iſidora" ziemlich weit vorgerückt waren, ging W. an ein Werk, welches wohl unter den übrigen am meiſten geeignet ſein dürfte, von der damals immer deutlicher hervortretenden Grundſtimmung ſeines Gemüthes zu zeugen. Unter dem Titel „Jeſus von Nazareth" wollte er nämlich eine einfache Zuſammenſtellung der vier evangeliſchen Geſchichtbücher verſuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetſten Theologen, z. B. bei dem ehrwürdigen Griesbach zu Jena, der ihn auch, nach einigen vorgelegten Probeſtücken, auf das Herzlichſte zur Fortſetzung aufmunterte.

Ohne Zweifel war dieſe Schrift in Bezug auf ihren Verfaſſer bei weitem die wichtigſte, die ihm aus der Feder — oder wie ich vielmehr ſagen ſollte, aus dem Herzen, gefloſſen war. Täglich jene heiligen Schriften vor Augen, um ihren erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen, ſchien ihm erſt jetzt über den Reichthum ihres unerſchöpflichen Schatzes das rechte Licht aufzugehen. Das göttliche Wort: „Suchet, ſo werdet ihr finden" bewährte ſich bei

ihm auf das Herrlichſte. Von allen Freunden, die in der Folge während ſeines peinlichen Krankheitszuſtandes die ſtille Geduld, die unwandelbare Sanftmuth, Beſonnenheit und Geiſtesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es vielleicht nur Wenige, welche es wußten: wie unendlich viel er in dieſer Hinſicht ſeinem „Jeſus von Nazareth" zu verdanken habe.

Das Manuſkript des lieben Büchleins, welches ſo eben in reiner Abſchrift vor mir daliegt, iſt nicht bis zum Beginn der Leidensgeſchichte des Heilandes fortgeſetzt. Es ſchließt, faſt ominös, mit den Worten:

„Ich will jetzt kommen, antwortete
Jeſus, und ihn geſund machen."

Wahrſcheinlich die allerletzten Zeilen, welche Wagner für den Druck ſchrieb! — Vielleicht hörte er, indem die ſchwere, müde Hand die Feder niederlegte, im Geiſte den himmliſchen Ruf: „Amen. Es geſchehe alſo!" — denn der Retter war nahe.

Die einzelnen Abſchnitte der heiligen Erzählung theilte W. von Zeit zu Zeit einigen Geliebten, und Freunden, unter welchen letzteren ich

mich ſelbſt nennen darf, mit, welche ſeinem Verlangen, das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, gern entſprachen.

In ſeiner letzten Stunden gab der Verfaſſer den Wunſch zu erkennen, daß ſeine unvollendeten Werke in dieſer unvollkommnen Geſtalt dem Publikum nicht übergeben werden möchten. So ruhte denn auch dieſe Handſchrift bei Voß und Treuchſeß; (von dieſem Letzteren in der Folge mehr!) und erſt vier Jahre nach Wagners Tod erhob ſich unter ſeinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Benutzung der beigefügten, von Voß ſorgfältig zuſammengeſtellten, Anmerkungen, dem Werke die letzte Feile geben ſollte, die er ſelbſt noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu überlaſſen?“

Unter meinen Papieren finde ich folgenden Brief an Treuchſeß, den ich, da er zugleich meine gegenwärtige Ueberzeugung ausſpricht, und die Erzählung des ſchönen Verhältniſſes einleitet, in welchem wir mit dieſem Edlen ſtanden, — Ihnen unabgekürzt mittheile.

* * *

Altenstein, den 26ten Aug. 1816.

Auf der schönen Burg meines Bettenburger Ritters, der so gastfrei, und eben deshalb selten Gast-frei ist, — mag's wohl schon eher vorgekommen sein, daß alte und neue Gäste sich auf der Schwelle begegneten. Man hat in solchen Fällen sein Gesicht nicht immer ganz in seiner Gewalt, und murmelt vielleicht, wenn es klopft, in den Bart; „ach! schon wieder Einer!" — Da tritt aber manchmal ein alter treuer Freund herein, nach dem wir uns lange schon gesehnt haben. Wie heitern sich dann alle Mienen plötzlich auf! Wie eilt man ihm entgegen! Wie herzlich bittet man ihn in Gedanken um Verzeihung, daß man nicht gleich freundlich „herein" gerufen; und wie labt man sich nun mit ihm, reich entschädigt für die Langweile, die seine Vorgänger uns mitbrachten! — Ein solcher lieber Gast war mir Ihr Brief, der gerade an einem Morgen anlangte, wo ich schon mehrere mich langweilende erbrochen hatte. Noch einmal heiße ich ihn herzlich willkommen, und eile nun sogleich zur Beantwortung.

Von unſers Wagners unvollendet gebliebenem Werk hat mein Gedächtniß, außer dem wohlthätigen Eindruck, den es im Ganzen bei mir zurückgelaſſen, nur wenig aufbewahrt. Mein Urtheil iſt daher jetzt, ſobald es ins Einzelne gehen ſoll, wo nicht das des Blinden von der Farbe, doch wenigſtens das des Kurzſichtigen von der Ferne. Doch ſelbſt bei ſolchem beſchränkten Urtheile finde ich die Schwierigkeiten, die unſern Voß bisher von der übernommenen Bearbeitung und Ergänzung des Fragmentes abſchreckten, erheblich genug, ja kaum zu beſeitigen!

Unſer verewigter Freund hatte wohl das rechte Herz, den Evangeliſten das Leben Jeſu nachzuerzählen, aber an den unerläßlichen Vorkenntniſſen fehlte es ihm gewiß, inſofern nämlich eine befriedigende Vereinigung der heiligen vier Bücher von des Herren Leben und Sterben ohne Kritik und Sprachſtudium nicht füglich unternommen werden darf. Wer aber nach Wagner ſein Werk zu bearbeiten und zu vollenden übernimmt, der übernimmt es zugleich, das Mißverſtandene zu berichtigen, die ſämmtlichen vorliegenden Anmerkungen

ſachverſtändiger Männer zu beachten; und außer dieſen noch gar manche andre, die in den Werken neuerer Schriftſteller zerſtreut ſind. Das führt in ein weites Feld, und man möchte dabei wohl fragen: „was bliebe dann zuletzt von Wagners Arbeit noch übrig?“ — Auch ich liebe, mit unſerm Göthe, die Arbeiten aus ganzem Holze, und bin nicht für das Leimen. Mag es auch ein goldner Bart ſein, der an einem elfenbeinernen Jupiters-Antlitz ſitzt: er bleibt dennoch eine verwerfliche Stückelei. Daß iſt's was Voß fühlt, und ich mit ihm!

Von dieſer Seite betrachtet, würde ich alſo kein Bedenken tragen, den Druck der, auf ſolche Weiſe umgearbeiteten Schrift abzurathen. Was aber möchte wohl hindern, das Bruchſtück ganz in ſeiner jetzigen Geſtalt Wagners vielen Freunden als ein letztes Andenken aus treuem gutem Herzen darzureichen? Die undankbare Rolle eines Zwiſchenredners aufgebend, übernähme Voß die des Vorredners. Er gäbe die kurze Geſchichte des Werkleins, und ſuchte überhaupt den Leſer an den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, welcher

kein andrer iſt, als der des Glaubens und der Liebe. Wahrlich! Auch dieſer Jeſus von Nazareth würde Herzen gewinnen und erwärmen! Wagners Publikum iſt groß; ſein „Jeſus" wird unter demſelben gar viele Leſer finden, welche die Evangeliſten nur von weitem kennen. — Wer vermag die frommen Gefühle zu zählen und zu wägen ſich erdreiſten, die, durch eine ſolche Schrift entzündet, als eine heilige Opferflamme des gottgeweihten Herzens vielleicht nimmer wieder verlöſchen? Die Geſchichte des größten Leidenden, den die Welt hatte, von einem ausgezeichneten Schriftſteller, der ſelbſt ein armer, leidender Mann war, unter vielen ſtillen Thränen erzählt, (deß bin ich Zeuge!) von einem Manne erzählt, der niemals die gelehrte Schriftforſchung zu ſeinem Studium gemacht, ſich niemals im Gewirre theologiſcher Syſteme und Hypotheſen befangen hatte, und darum aufhob „heilige Hände ohne Furcht und Zweifel;" und deſſen müdes Leben früher zu Ende ging, als ſeine Erzählung: ach, wie rührend und erwecklich iſt das! Wer möchte wohl den letzten, unvollendet gebliebenen Satz des ehrwürdigen Bruch-

ſtücks ohne naſſe Augen anzuſchaun vermögen? Und wie Mancher würde es nur darum aus der Hand legen, um in der Bibel ſelbſt weiter zu leſen?

Daß Wagner die Bekanntmachung ſeiner letzten Arbeit nicht wünſchte, iſt eben ſo in der Ordnung, als daß wir ſie wünſchen. Die Gründe, die uns veranlaſſen, an ihre Nutzbarkeit zu glauben, konnten die ſeinigen nicht ſein, denn er mußte ſie nur allein im Werk ſelber, unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit, ſuchen: wir hingegen dürfen gerade dieſe vorzüglich mit in Anſchlag bringen. Die gelehrte Kritik, die jenes letzte rührende Andenken unſers hartgeprüften Freundes herabzuwürdigen wagte, müßte ſich ja zu Tode ſchämen!

Dies, Theuerſter, iſt meine Anſicht und Meinung. Mögen nun Sie, Jean Paul, Voß, — vielleicht auch Ihr trefflicher Rochlitz, dem man das Manuſkript mittheilen müßte, und der unter uns Allen wohl am unbefangenſten darüber urtheilen könnte, — entſcheiden."

* * *

Noch manche Verhandlung dieſes Gegenſtandes folgte, aber das Reſultat neigte ſich dahin: "Wagner's Manuſkript ſei in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt dem Druck nicht zu übergeben, ſondern ehe dieſes geſchehen könne, müßten vorher die geſammelten wichtigſten Bemerkungen berückſichtigt und eingetragen, auch wo möglich das Ganze vollendet werden." Da nun doch dieſer bedenklichen Arbeit des Abänderns und Vollendens ſich Keiner von Allen mit Ernſt unterziehen wollte, ſo blieb die Handſchrift zurückgelegt bis jetzt, wo ich faſt von allen genaueren Freunden des Verfaſſers noch allein, wenigſtens abgetrennt von den Wenigen ſtehe, die in der Ferne leben, — und daher um ſo weniger wagen darf, ſeinem erklärten Wunſche und der gemeinſamen Berathung der hingeſchiedenen Freunde entgegen zu handeln. Es wird demnach die ehrwürdige Reliquie aus Wagners Nachlaſſe blos für ſeine Nachkommen ein erbauliches Angedenken bleiben. Das Ganze iſt gewiß von der Art daß man nur höchſt ungern daran ändern, und eigne oder fremde Meinungen einflicken mag; am

allerwenigſten getraute ich mir bei dieſem Werke, zu verbeſſern, was mein Freund entworfen, zu vollenden, was Er begonnen hat.

Anders verhält ſichs mit ſeiner zweiten, ebenfalls unvollendeten Arbeit: „Thalheim, ein Roman.“ Dieſe Dichtung iſt bis zu einem Punkte der Geſchichte fortgeführt, wo ſich eine Ueberſicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge deſſelben, — obgleich hier und da nur flüchtig entworfen, ſind dennoch ſcharf und kenntlich genug; die Fabel iſt anziehend; manches Einzelne recht gemüthlich ausgeführt; — ſo daß es dem Herausgeber nicht wohl zu verzeihen wäre, wenn er dieſer letzten romantiſchen Arbeit des Dichters nur flüchtig erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umriſſen zu näherer Beſchauung aufſtellen wollte. So ſoll denn dieſes in meinem künftigen Briefe geſchehen, den Sie daher mehr als eine Beilage zum vorliegenden zu betrachten haben. Wenn bei dem Wiedergeben einer Erzählung, deren Handſchrift über 14 Druckbogen umfaßt, allerdings bedeutende Abkürzungen hier unerläßlich ſind, ſo

werde ich mich doch sehr hüten, die üppige lebenreiche Gestalt, welche des Dichters Phantasie gebildet, nun als ein ausgetrocknetes Knochen- und Muskelpräparat hinzustellen, da mir, wie Ihnen, eine solche geschmacklose Skelettirung, wie man sie nur zu oft in den Kritiken erzählender Dichtungen findet, von jeher verhaßt war. Sie finden also hoffentlich, — und zwar so viel möglich von Wagners eignem Pinsel, — hier immer noch ein Gemälde, wenn auch in verkleinerter Kopie, und werden es dem befreundeten Kopisten gewiß danken, daß er auf die einzige, ihm mögliche, Weise dieses interessante Bruchstück der Vergessenheit zu entreißen versuchte.

Achter Brief.

(Thalheim, ein Roman.)

Anlage und Einleitung des Romanes sind von der Art, daß man sich Anfangs wundern möchte, wie der Dichter einen so oft benutzten, ja vielmehr abgenutzten, Stoff zur Bearbeitung habe wählen können. „Thalheim" ist nämlich nichts mehr und nichts weniger, als eine Robinsonade.

Beginnt man den Gang der Begebenheiten mit der Erzählung: wie Thalheim, der Sohn einer Amtmannswittwe, — ein geschickter, wissenschaftlich und sittlich wohlgebildeter, junger Mann, — vom Grafen Feldberg bereits zum Prediger bestimmt, vor dem Antritt des Amtes noch die Erlaubniß des Patronatherren zu einer Fußreise nach der Schweiz und Italien benutzt; wie er von Vienna aus, trotz den damals gefahrdrohenden englischen Schiffen, eine Lustfahrt auf einer Fischerbarke unternimmt, und am himmlisch schö-

nem Abend ſeines erſten, auf dem Meere verlebten Tages einem Kaper zur Beute wird; lieſt man weiter, wie der Seeräuber, ein eben ſo liſtiger als roher kräftiger Mann, ihn nebſt den andern Beraubten zu einer Kolonie des ſüdlichen Amerika hinzuſchaffen gedenkt; wie dann nach langer Fahrt gräßliche Stürme hereinbrechen, welche das Raubſchiff in unbekannte Fernen verſchlagen; ſieht man es endlich in den, allerdings trefflich gelungenen, Darſtellungen an einer wüſten Inſel ſcheitern, wo in der Verwirrung ſchroffer Felſen die ganze Schiffsmannſchaft den Tod findet, und Thatheim allein lebend auf die Klippen geſchleudert wird; wie er einige Tage lang mit der Verzweiflung kämpft, vom Hunger gepeinigt, vom fernen Brüllen eines Löwen erſchreckt, bis die Noth ihn treibt, unter vielfachen Todesgefahren, die Felſen zu erklimmen und auf Entdeckungen im unbewohnten Eilande auszugehen: — lieſt man bis dahin, ſo wird es immer noch ſchwierig ſcheinen, dieſem vielfach behandelten Stoff eine neu anziehende Kraft anzurichten; aber gleichwohl wird man unter dem Leſen immer zufriedener mit der lebendigen Dar-

ſtellungsgabe, immer aufmerkſamer auf den Fortgang der Begebenheiten; und bald fühlt man ſich völlig überzeugt: der Dichter habe ſich auch hier weder in der Wahl ſeines Gegenſtandes vergriffen, noch auch ſei er in der Behandlungsweiſe desſelben hinter ſeinen früheren Leiſtungen zurückgeblieben.

Robinſon Thalheim findet, eben ſo wie der berühmte Stammvater dieſes ganzen Geſchlechtes, der alte Keuſö, einen Geſellſchafter in ſeiner wüſten Einſamkeit; aber mit deſſen Erſcheinung beginnt der Dichter dem Gang der Begebenheiten eine ganz neue Wendung zu geben, und von da an laſſen wir am ſchicklichſten ihn ſelbſt die Erzählung aufnehmen.

* * *

Thalheim hatte, (auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe durch die Inſel,) eine dichtverwachſene Umzäunung von Akazien nicht ohne Anſtrengung überſtiegen, und entdeckte in dieſer Anpflanzung mit Entzücken die erſten Spuren von Menſchenhänden. „O ſo finde ich euch denn wieder, rief er aus, ihr einzigen Weſen auf dieſem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erdtheile gegeben

ward! Ich weiß, ich fühle es, so wie ich dieses Werk eurer Hände überschritt, war mein Leben wieder in Sicherheit. Hier ist wieder menschlicher Friede heimisch; ich finde meines Gleichen! O nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüste zur Beute werden!" Er watete durch einen kleinen Fluß und suchte einen niedrigen Fruchtbaum, um seinen Hunger zu stillen. Er fand eine Art wohlschmeckender Feigen, deren Mutterstämme offenbar an ihre Stelle gepflanzt worden waren. Mitten in dieser frohen Ueberraschung erblickte er in einiger Entfernung eine Gestalt von seltsamer Art, im Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend. Zagend wußte er nicht, sollte er das namenlose Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüste halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutsam näher hinan zu schleichen, überzeugte er sich mit Erstaunen, es sei ein schlummernder Mensch. Dem Anscheine nach, ein achtzehnjähriger Jüngling von schöner herkulischer Gestalt, wiewohl sehr von der Sonne gebräunt. Ganz

nackt lag er auf Ziegenfellen hingestreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe seltsam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menschenantlitz abstach. Unerschreckt von dieser Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeschreibliche Freude, hier in dieser nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menschen, — wenn auch einen Wilden, — gefunden zu haben, und die Sehnsucht ihn zu wecken, trieb ihn, sich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in seinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Brust zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitschaft zur ersten Freundschaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er ihm die Wangen streichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes sproßte. Wie nun der unbekannte Mensch die großen, blauen Augen aufschlug, nahm Thalheim sogleich eine Feige in den Mund, und steckte die andere zwischen die Lippen des Erwachten. Der großäugige Wilde lächelte, das Geschenk zerkauend; dann aber, als die Besinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, starrte er mit

dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens die fremde Erſcheinung an, und ſtieß aufſpringend ein faſt wieherndes Geſchrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein trauriz tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieſes arme Weſen, außer ihm, wohl das einzige menſchliche auf der ganzen Inſel ſein müſſe, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte ſein Fläſchchen Arrak, (das er beim Schiffbruche zufällig in der Taſche gerettet, und bisher ſorgſam geſchont hatte,) hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, ſprang von neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geſchrei ſein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder ſtreichelte ihm der Freund ſanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und

ihm dieſelbe Liebkoſung zu machen verſuchte, wobei er ſich ſichtlich in Acht nahm, Thalheimen mit ſeinen ſcharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er deſſen ſanftere Hände aufmerkſam betrachtete. Plötzlich ſchoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug ſie in vollem Rennen zu Thalheimen hin, legte ſie dort auf den Rücken, ſich darneben, und nun fing er an ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich ſchon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte ſich neben ihn, und da Jener bei dieſer Bewegung lächelnd aufſprang, ſo glaubte der Freund, ihn verſtanden zu haben, und trank die ſüße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde ſchon mit frohem Geſchrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch ſo ungemein labend und köſtlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durſt mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewiſſe verlangende Miene annahm, welche ſeinen Gaſt an das Aerzlfläſchchen erinnerte. Mit

Freuden zog er daſſelbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu ſchaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieſes Lachen vollkommen menſchlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erſtaunens aber faſt ganz thieriſch waren. Er benutzte übrigens dieſe neue Annäherung wieder ſo viel möglich, um den Friedensbund immer feſter zu knüpfen; er liebkoſte den wilden Jüngling und ſchloß ihn endlich ſanft in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in dieſem ſeligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbariſchen Klauen ſeiner Schulter verurſachten, ſondern er fühlte nur die ſanften Schläge der brüderlichen Bruſt an der ſeinigen.

Da der Wilde groſſes Gefallen an ſeinem Huthe zu finden ſchien, ſo ſetzte er ihm denſelben auf. Er ſprang ſogleich zum Fluſſe, beſah ſich dort, und kehrte lachend zurück um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder, — deſſen gleiche Gattung ſeinem Verſtande nunmehr einzuleuchten ſchien, — unter allerlei poſſirlichen Sprüngen zu

ſpielen. Aber plötzlich blickte er ſtarr nach einem nahen Baume hin, warf den Huth von ſich, ergriff ſeine Keule und eilte fort. In dieſem Augenblick ſah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabſpringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaſchte bald den Einen, und ſchmetterte den Dieb ſeiner Früchte mit leichtgeſchwungenem Kolben zu Boden; der Andre rettete ſich ſchreiend in die hohe Verzäunung. Doch ſein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der oberſten Wipfel, um auch dieſen Räuber todt herabzuſtürzen. In wenigen Minuten ſtand er wieder vor dem Gaſte, und dieſer konnte ſich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein Schlückchen aus der Flaſche zu reichen. Sie legten ſich, nun ſchon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete ſich Thalheim, theils weil er ſich nach einem erquickenden Fußbade ſehnte, theils um ſeinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm

von einerlei Gattung sei. Des Wilden Erstaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht schön nennen konnte, gab sich durch einen gewissen rührenden Ausdruck seines Blickes und seiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Gesellschafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten seinen Rock an. Er wollte damit nicht nur seinen freundlichen Wirth beschenken, sondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menschlicher, sich selbst aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu sein schien. Dann zog er sein Messer und die Brieftasche hervor, — Gegenstände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erstaunen erregte. Thalheim zeigte ihm alles vor; machte ihm am nächsten Zweige aufmerksam auf den wichtigen Gebrauch des Messers, worüber dieser vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftasche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerstätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel

zuſammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verſtehen geben, daß er des Rockes nicht weiter bedürfe, ſondern im Stande ſei, ſich ſelbſt einen neuen zu machen.

Ein Regenſchauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte ſich, die Tropfen auf ſeiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen ſchienen ſie Beide ziemlich einig zu ſein. Der Inſulaner hatte zwar, beſonders ſeit ihn der geſchenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei ſeltſamen Tönen geplaudert, aber ſein Gaſt konnte darin höchſtens eine Art von Melodie zu ſeinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu ſprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenſpieles mächtig zu ſein. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre ſchweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforſchen ſuchte, ob der wilde Menſch kein andres Obdach beſitze, als den Baum,

bemerkte er, unter vielen Lauten, die ſich faſt alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort Mama, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte ſeine volle Aufmerkſamkeit, und ſobald er ein Bejahungszeichen zur Antwort gab, rannte Jener ſo ſchnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in ſeinem Laufe hemmen mußte.

So kamen ſie bald zu einer mit blühendem Geſträuch bewachſenen Felswand. Hier öffnete ſich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern ſah er ſolcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte ſich auf den Boden, und bedeckte ſich mit ſeinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier ſein Nachtlager ſei. Denn er ſprang ſogleich wieder auf, als Jener die aufgeſchütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaſte die ſchönſten auf eine gar zu handgreiffliche Weiſe zum Geſchenk, indem er ſie ihm in den Mund zu ſtopfen ſuchte. Eine Freundſchaftsbezeigung,

welche wahrſcheinlich Thalheim ſelbſt durch die Art ſeiner erſten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama.“ Thalheim folgte ihm zur Stelle, und ſchauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menſchenknochen, mit jenen ſcheuslichen Reſten von Moder bedeckt, welche ehmals der Gefräßigkeit der Würmer zu ſchnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unſerm Freunde mit einem Male die ganze Geſchichte des armen Weſens aufgedeckt vor Augen, das mit trübſeligen, herzrührenden Mienen neben ihm ſtand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieſer Inſel gelebt. Sie war ihm geſtorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbſterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrſcheinlich auch die ſchon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geſchützt; aber er war allmählig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlaſſen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geſchöpf

während der ersten Jahre seines verwaisten Lebens, in dieser verpesteten Luft geathmet habe, schauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unaussprechlich ergriffen, so daß er seine Thränen nicht mehr stillen konnte. Der dabei stehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Brust hob sich mächtig, und seltsame schauerliche Töne des Schmerzes drängten sich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut; wärst du zur Menschlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen so wohl thun!“ Thalheim dachte an seine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch seine schmerzliche Rührung. Den Wilden schien diese Erweichung ganz sanft und still gemacht zu haben. Er holte einige von seinen gesammelten Früchten herbei, und legte sie vor das Todtengerippe hin; dann sah er Thalheim trübselig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr essen. — Der Mensch hatte in diesen Augenblicken unbeschreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war sein Herr geworden. Darum folgte

dieſer ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort ſcharrte Thalheim mit einem Pfale, den ſein Meſſer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büſchen umher die duftenden Blüthen ab, ſtreute ſie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieſer ſchien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruheſtätte. Thalheim kniete nieder, und ſprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel geſprochen, und ſcharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe ſitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, ſonderte dort das gute Obſt von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und ſchnitt ſich dann einige Dornbüſche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und ſäuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerſtätten, — ſeine eigne in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über dieſen Arbeiten hatte Thalheim ſeinen wilden Freund ganz außer Acht gelaſſen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in ſeine Wohnung, und zeigte ihm die, jetzt beſſer aufbewahrten Früchte und die ganze neue Einrichtung, wobei Jener ſtill vor ſich hinlächelte.

Da der Abend ſchon zu dunkeln begann, ſo warfen ſich beide Schlafgeſellen auf das weiche Lager hin, und ſobald der Anfangs unruhige Wilde ſtill geworden, ſchlummerte auch Thalheim ein. Aber nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln ſeines Nachbars, und als er ſich emporrichtete, ſah er ihn die Höhle verlaſſen. Er folgte ihm leiſe, und erblickte ihn bei dem hellen Mondenſchein am Grabe ausgeſtreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, ſprechend: „Fürchteſt du etwa, ich wolle dich aus deiner Höhle vertreiben, du gutes Weſen? — O könnteſt du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit dir meint!“

Der Wilde war aufgeſprungen, und ſeine Ge-

berden deuteten an, daß er die „Mama" wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieſes Grab nieder, — ſprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verſtände; — Sie iſt nicht hier, die du ſuchſt! Dort oben iſt ſie über den Sternen; — nur dort wirſt du ſie einſt wiederfinden! (Hier drückte er ihn ſanft an ſeine Bruſt.) O komm' und ſchlafe ruhig, du lieber, unglücklicher Menſch! — Du ſchläfſt ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich iſt!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafſtelle zurück. Hier ſuchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er ſelbſt jetzt die Stelle ſeiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verſtändigung zwiſchen zwei guten Menſchen. Sie endigte damit, daß Beide ſich abermals niederlegten, um ſehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuſchlafen.

Thalheim beſchloß nun, ſeinen Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er ſich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte.

Gleich am nächſten Morgen machte er ſich's zum Geſchäft, ihn dieſen Namen ſowohl, als den Namen Friedrich Thalheim ausſprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch ſchienen ſie überwindlich, da ſich die Sprachorgane des Naturſohnes ſchon Anfangs geſchmeidig zeigten, und alſo blos Geduld erforderlich war, das alte Kind teutſch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei ſprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella, und Boſcha.“ Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boſcha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, ſeine Sprache möge wohl holländiſchen Urſprungs, und alſo ſein Freund im Grunde teutſcher Abkunft ſein. Zunächſt mußte ihn ihre gemeinſchaftliche Sicherheit beſchäftigen. Die Höhle ſchien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, ſicher vor wilden Thieren ſei, das wußte er ſelbſt noch ſo wenig gewiß, als es ſein ſprachloſer Freund ihm zu ſagen vermochte; und es bedurfte dieſer offenbar auch weniger Sicherheit, als er ſelbſt, indem ſein Hein-

rich, — denn ſo nannte er ihn von nun an, — unſtreitig der Stärkere war, und ſich im höchſten Nothfalle mit ſchnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, ſo lange, als ſein Meſſer ausreichte, Waffen für ſich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenſchößlingen am Fluſſe eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verſchließen zu können. Dann erſt wollte er von dieſem ſichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Inſel bereiſen. Bis dahin hoffte er auch ſeinen Freund, wenigſtens in der Zeichenſprache ſo weit zu bringen, daß er ſich ihm vollkommen verſtändlich machen könnte. — Noch mit dieſem Plane beſchäftig, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit ſtarkem Regen folgten ſich unabläßig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksſtauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß ſich unter ſeinen wenigen geretteten Habſeligkeiten eine Tabakspfeife befand. Er zog ſie, — wie er wohl ſonſt zuweilen in müßigen Stunden gethan, — hervor. Sein Feuerzeug, längſt ausgetrocknet, be-

fand ſich wieder im beſten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, ſtürzte der Wilde mit Geſchrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim erſtaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf dieſen Naturſohn machte, fand ſie aber dann doch natürlich, und trat mit der ſchon brennenden Pfeife vor den Furchtſamen hin. Dieſer ſchrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln ſah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er ſich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, ſelbſt zu verſuchen. Eine Aeußerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er ſchien nämlich ſo oft die Funken aufſprühten, vom heftigſten Schrecken ergriffen, wobei er auf ſeinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden ſein müſſe. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felſen hin, und jener folgte ihm, trotz dem

ſtürzenden Regen, nach. Er bemerkte im Fortgehen daß die Schritte des Wilden immer langſamer und ängſtlicher wurden. — An einer ſteilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle, wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „Mama" wiederholte, ſo daß Thalheim vermuthete, ſie müſſe hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erſt ſpäter vom Sohne in die Höhle gebracht worden ſein. — Er ließ ſich weiter führen. Plötzlich, als ſie ſich um eine Ecke der Felswand drehten, ſah er mit dem höchſten Erſtaunen gerade vor ſich ein Haus ſtehen. Ein ſchönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäiſcher Art mit Fenſtern verſehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war ſichtbar. Sie ſchien die Oeffnung einer großen Felſenhöhle zu verſchlieſſen, in deren innerem Raume ſich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre ſtand offen.

Je freudiger Thalheim aufſchrie, deſto ängſtlicher bemühte ſich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbeſorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtſamen, hier ſeine Zurückkunft zu erwarten, und ſchritt muthig durch die Pforte ins Innere

des Gebäudes. Er trat in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe ſich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verſchloſſene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch dieſe eintretend ſah er ſich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen, und anderm Schießbedarf reichlich verſehen war. Hier fiel ihm denn auch ſogleich der Gegenſtand in die Augen, der ſeinen Heinrich eine ſo unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am Boden liegende abgeſchoſſene Piſtole. Wahrſcheinlich hatte Heinrich ſchon in ſeinem verwilderten Zuſtande, dieſes Haus entdeckt und ſich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim ſuchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu verſöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorſichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbraunte, und nach und nach die Ladung verſtärkte. Dann ſchoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und ſuchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung

seines Armes zugegangen sei. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn loszudrücken, so folgte er doch wenigstens seinem Führer willig in das Innere des Hauses.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende, Zimmer, und in deren Mitte einen schönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten sich große Gewölbe, die sich ins Innere der Felswand zu erstrecken schienen. Aus jenem Gange kamen sie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fensteröffnungen desselben blickte man über niedrige Felsenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in diesen oberen Raum fanden sie zahlreiche Gesellschaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen Fenster Eingang gefunden, und überall genistet hatten. Sie waren so wenig scheu, daß sie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieser zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Ver-

tilgung gelegen, da er ſogleich den Nutzen, den ſie ihm gewähren konnten, zu ſchätzen verſtand.

Von dieſen Gemächern aus führte eine Felſentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete ſich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Inſel überſah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeers hinausſchaute, — auf dieſer prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäiſchen Heimath geſchmückt. Wie romantiſch und üppig rankte ſich überall die Blüthe mit der Frucht zuſammen! Aber wie traurig ſchön mußte jetzt all' dieſe Herrlichkeit einem fühlenden Menſchen erſcheinen, in ihrem, gewiß ſchon ſeit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie ſtiegen hierauf vermittelſt eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die ſchreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff ſeines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieſer, von Wellen umſpülte Platz nichts Merkwürdiges

außer dem Eingang in eine Höhle, die ſich nach der Gegend des Hauſes hinzuziehen ſchien. Thalheim wollte ſie ein andermal näher unterſuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz verſunken in das Andenken an ſein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauſes den reichen Segen kennen lernte, den Gott beſcheert hatte, zunächſt eine unüberwindliche Luſt, heute einmal auf europäiſche Art zu eſſen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in deſſen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen ſah. Aus der Größe des daneben ſtehenden Oelgefäßes ſchloß er, daß dieſe Lampe ehmals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das ſollte ſie nun aufs Neue, da es ihr, ſo lange die beiden Bewohner der Inſel auf die Thiere derſelben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe ſeine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeſchrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäße, die an allen Wänden ſichtbar wur-

den. Es fand ſich hier alles in der beſten, reinlichſten Ordnung. Ein Waſſerſtrahl rieſelte aus dem Felſen in ein Becken herab; ſelbſt an Holzvorrath fehlte es nicht, ſo daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anſchüren, Waſſer beiſetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des Felſenhauſes zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo ſich das Tiſchgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Eſſen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, ſie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaſter dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Eſſen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Inſulaner vom verlaſſenen Hauſe förmlich Beſitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre ſämmtlichen Habſeligkeiten unterſuchen und ordnen. Damit brachten ſie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um ſo angenehmer, da ſie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter dieſem glückſeligen Himmelsſtriche nur in einer kurzen Re-

gen- und Gewitterzeit beſtand. Thalheim überzeugte ſich allmählig, daß es ein, nach der afrikaniſchen Küſte beſtimmtes Koloniſten-Schiff geweſen ſein müſſe, welches hierher verſchlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des geſtrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das geſegnete Eiland gefiel, ſich hier anzuſiedeln entſchloſſen, und ſo dieſe großen, ſchönen Anlagen begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerſtämme von einer andern Inſel her, — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthſel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, großentheils gut erhalten, waren ſo mannigfaltig und ſchienen ſo genau für die Bedürfniſſe einer neuen Anſiedelung berechnet, daß man viele derſelben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteiſchiff nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauſes waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derſelben bedeutend,

doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felsenhöhle beſtand. Wände und Fußböden waren überall mit ſchön gewürkten, zum Theil koſtbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthſchaften der Zimmer ließen in Rückſicht der Zierlichkeit manches zu wünſchen übrig. Deſto ſchöner waren die aufgelegten Polſter und Matrazzen, wovon ſich auch im oberen Raume noch ein beſonderer Vorrath für mehr als zwanzig Betten fand. Die Schmiede- und Schloſſerwerkſtätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden ſich auf einem, ſeitwärts vom Hauſe gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim ſuchte am eifrigſten nach Literalien; aber alles Papier war zerſchrotet bis auf einen unbeſchriebenen Vorrath, der ſich in einem blechernen Kaſten nebſt andern Schreibmaterialien beſſer verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäuſen oder Inſekten zerfreſſenen, waren unzuſammenhängende holländiſche Worte kaum noch lesbar. Von dem ebenfalls

zerſtörten kleinen Büchervorrath fand ſich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den ſtarken Einband mit ſilbernen Schlöſſern geſchützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäſche und Kleidungsſtücken aller Art war großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär-Uniformen, zeigten den Stand ihrer ehemaligen Beſitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebſt den dazu beſtimmten linnenen und ſeidnen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Geſellſchaft ausgemacht haben müſſe. Von den Lebensmitteln hatte ſich beſonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Taback gab es unverwüſtliche Vorräthe. Große Ballen, welche indiſche Gewürze zu verſchließen ſchienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fäſſern und Flaſchen wohl verſehen war, überraſchte Thalheimen der glückliche Fund eines Faſſes voll des edelſten Weines, worüber er in der erſten Freude ſeinen Freund, den er als den eigentlichen Beſitzer aller dieſer Schätze

betrachtete, die er nur jetzt einſtweilen unter vormundſchaftliche Verwaltung nahm, — feſt in die Arme ſchloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr unterſucht und in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beſte gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Bretterverſchlage durch ordentliche Flugläcker ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Alle verdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdiſchen Gang nach dem Geſtade gebracht und in die See verſenkt. Da ſich dort bald eine große Menge von Fiſchen verſammelte, ſo beſtimmten ſie dieſen Platz zu einer beſtändigen Fütterung, und ſelten hoben ſie des Morgens ihre Nachtſchnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen alſo nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerſt geſund; denn nachdem ſie alle Räume gründlich geſäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein moderhafter

Geruch, wie Anfangs zu ſpüren, ſondern vielmehr ein leiſer angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indiſcher Waarenhäuſer bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir ſchon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Menſch geworden. Jene thieriſchen Waffen, die er nun entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt ſäuberlich beſchnitten; er trug die glänzend ſchwarzen Haare kurz eingeſtutzt, feine Wäſche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdſtiefeln an den Füßen; den männlich ſchönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er ſich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, ſo daß er er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wuſch ſich regelmäßig, putzte ſeine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu ſtutzen gelernt und beſah ſich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte ſchon ſo viele menſchliche Klugheiden und Thorheiten aus, daß ſeinem Erzieher bei dieſer überhand nehmenden europäiſchen Kultur oft ganz bange ward. Am meiſten freute ihn dabei

Heinrichs entſchiedene Neigung zur höchſten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künſten, denn er konnte ſchon waſchen, kochen, braten, nähen, ſchießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer beſſeren Verſtändigung und ſeine ganze innere Welt fing an, ſich mächtig aufzuthun. Ihre tägliche Lebensweiſe war wohlgeregelt und vielbeſchäftigt. Am frühſten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; anfangs blos mündlich, in der Folge aber auch ſchriftlich. Ihr einziges Buch die holländiſche Bibel, war vorläufig für den teutſchen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die Vorſehung erinnerte er ſich ſeines geborgenen Bücherſchatzes, *)

*) Dieſes ſeltſamen Fundes wird im erſten, hier übergangenen, Theil der Erzählung erwähnt. Nur ein einziges verſpündetes Faß, welches jene Kiſte enthielt, war nach dem Schiffbruche ans Ufer getrieben worden. Mit großer Anſtrengung hatte Thalheim es geöffnet, fand aber, — gleich dem hungrigen Hühnchen in der Fabel, das ſtatt der gehofften Fruchtkör-

und beſchloß die Kiſte, ſobald ſie ihre erſten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, ſogleich in das Wohnhaus zu ſchaffen. Uebrigens bemerkte er bei ſeinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet ſchnelle Faſſungskraft beſaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer feſthielt. Nach der Beendigung der Schule ging's zum Frühſtück; dann zu den häuslichen Geſchäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinſchaftlich beſorgt, bis der Lehrling endlich den Meiſter übertraf, worauf der Küchendienſt zu wechſeln begann. An Fleiſch fehlte es ihnen hauptſächlich noch, da ſie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, ſchonen wollten, und noch immer

---

ner nur Perlen hervorpickte, — keine Lebensmittel darin, ſondern Bücher. Es war nämlich, — zum neuen Beweiſe, daß der teutſche Nachdruck ſich eines ganz beſonderen höheren Schutzes erfreue, — die vollſtändige Karlsruher Sammlung! Ohne Zweifel ein Handelsartikel für teutſche Koloniſten in Amerika; denn ſo ſchöne nnd gute Waare braucht ſich nicht blos auf Europa zu beſchränken! A. d. H.

durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang geſetzt hatte, die Mittagsſtunde ſchlug, kamen ſie dort zum Eſſen zuſammen. Nach Tiſche ſetzten ſie Arbeit und Unterricht wechſelweiſe, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur ſüßen niegeſtörten Ruhe winkte.

Der nun folgende Zeitraum, obgleich die Erzählung ſeiner einfachen Begebenheiten vom Dichter mit Liebe ausgeführt, und zu mancher gelungenen Naturſchilderung benutzt worden iſt, muß dennoch hier übergangen werden, wo eine ſolche Ausführlichkeit eben ſo unverhältnißmäßig erſcheinen, als ſie in einem, für mehrere Bände angelegten Roman ganz an ihrer Stelle ſein würde. Es genüget auch, für den Gang der Ereigniſſe nur im Allgemeinen anzumerken: daß die beiden Gefährten ſich immer mehr einlebten, immer bequemer einrichteten; daß Heinrich bald der teutſchen Sprache hinlänglich mächtig geworden, und daß nun auch der Religions-Unterricht begonnen

werden konnte, an dem ſein ganzes Herz mit kindlicher Unſchuld und männlicher Kraft Theil nahm; ſo daß Thalheim bereits einen Zeitpunkt für die Konfirmation beſtimmt hatte, die er ſelbſt, zugleich als Lehrer des geſittigten Wilden, und als Prieſter, im großen heiligen Tempel der Natur vornehmen wollte, und wovon er einen tiefen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Jünglings erwartete, der zwar äußerſt gutherzig war, aber gleichwohl oft, durch eine unbändige Leidenſchaftlichkeit bei jeder leichten Anreizung, an ſeinen vorigen Zuſtand erinnerte, deſſen er doch ſelbſt nur wie aus dunklen Träumen her eingedenk zu ſein verſicherte.

Bei der wiederkehrenden guten Jahreszeit war die Inſel nach mehreren Richtungen durchſtreift, Vögel in großer Menge, auch mehrere Antilopen, und einige Büffel von den wackern Jägern erlegt worden; ja, ſie hatten ſogar einen gefährlichen Kampf mit einem großen Löwen beſtanden, den Thalheim leicht verwundete, ohne ihn erlegen zu können. Nach Heinrichs Meinung, — der das Thier längſt gekannt und ſich ſchon mehemals

mit Mühe vor ihm gerettet hatte, — mußte dieſes Ungeheuer das einzige ſeiner Art auf der ganzen Inſel ſein. Es wurde Thalheimen wahrſcheinlich, daß die Verwandten ſeines furchtbaren Stammes allmälig von den frühern Inſelbewohnern vertilgt worden; eben ſo wahrſcheinlich aber, daß die letzten derſelben in ſolchen Kämpfen ihren Untergang gefunden; denn die beiden Reiſenden hatten an einer Stelle des Waldes Menſchen- und Löwenknochen vermengt und von der Sonne gebleicht gefunden. Seit dieſer ſchauderhaften Entdeckung ſchwuren ſie jenem Ungethüm, das allein ſiegreich als herrſchender Tyrann der Inſel zurückgeblieben war, aufs Neue blutige Rache und ſichern Untergang. Aber ehe noch dieſes Gelübde gelöſ't werden konnte, führte das Schickſal ein Ereigniß herbei, welches dem einfachen Leben der beiden Einſiedler eine höchſtintereſſante Wendung gab; — und in der Nähe dieſer wichtigen Begebenheit darf die Erzählung wieder, mit minder bedeutenden Abkürzungen, ihren Gang verfolgen.

Die gröſte Sorgfalt wendete Thalheim, immer mit Heinrich fleiſsig arbeitend, auf die Verſchönerung der Umgebungen ihres Felſenhauſes, deſſen paradieſiſche Lage ihm bei vertrauterer Bekanntſchaft täglich mehr entzückte. Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in der Form eines Halbzirkels, von einer ſteilen Felſenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde im Umfang haben. Ueberall im Thale die ſchönſten Wieſen, abwechſelnd mit Fruchtwäldchen, hingebreitet! In der Mitte des Thales zog ſanftgebogen der ſchöne Strom hindurch. Kaum tauſend Schritte von ihrem Bauplatze ſahen ſie die Stelle, wo der Fluſs aus dem obern Theil der Inſel in die Verzäunung einſtrömte. Auch hier trat er unter einem Felſen hervor, welcher zugleich zur Brücke diente. Ueber der Wölbung deſſelben war ein breiter Weg eingehauen oder geſprengt. Auf dieſem gelangte man zu einem Gitterthor, das ſich an einer Seite dem Felſen, an der andern aber der Verzäunung anſchloſs, und mit ſtarken Riegeln verſehen war. Thalheim erinnerte ſich, ſo oft er dieſes Thor öffnete, immer mit Vergnügen

des Augenblicks, wo er ſeinem Wilden, der zeither ohne Zweifel nur mühſelig es überſtiegen hatte, zum erſtenmal es öffnen lehrte. Schon in der Sprache ein wenig vorgeſchritten, hatte ſich der Arme damals vor ihm auf die Kniee geworfen und geſtammelt: „Ich ein Vieh, du ein Menſch — o du gut — mein Bruder!“

Als den prachtvollſten Punkt dieſes reichen Naturgartens pflegte Thalheim die Anlage auf der hohen Felſenterraſſe. Die beiden Gärtner beſieten und beſtanzten dieſen Platz, von welchen ſich eine unermeßliche Ausſicht öffnete, mit Allem, was ſie aus der Verwirrung des üppigen Wachsthums an Ablegern und Saamen ſchicklich fanden. Der Ueberwuchs wurde ausgerodet, die Wege erneuert, das Ganze gereinigt, die Bäume ausgeſchneidelt, Blumen und Stauden mit Erde aufgefriſcht, die Weinſtöcke gepfählt. So verſchwand bald die Wildniß aus dieſem ſchönen Denkmal menſchlichen Fleißes, und Thalheim fühlte ſich auf jener ſonnigen Höhe, welche er zu ſeinem Muſenſitz erkor, oft ſo heimiſch, wie mitten im geliebten, heißerſehnten Vaterlande. Aber auf dem höchſte Punkte

hatte er etwas hingepflanzt, was freilich wenig zu den Prachtblüthen und blumenreichen Büschen zu passen schien, und dennoch gerade an der rechten Stelle stand: es waren die gefundenen kleinen Kanonen. Stets geladen sollten sie dort des Augenblickes harren, wo ein günstiger Zufall ein vorbeisegelndes Schiff in die Nähe der Insel führete, um dann ein Zeichen zu geben, daß hier Menschen sich nach Menschen sehnten.

Dort saß er eines Morgens, in seligen Erinnerungen verloren, als ihn plötzlich der Knall eines fernen Kanonenschusses aus seinen Phantasieen weckte Laut rief er seinem Heinrich, der aus der Nähe schnell herbei kam. — Deutlich gewaheten sie beide ein Schiff gegen Westen, welches sich der Insel näherte. Heinrich, den alles, was Thalheim ihm erzählt, und was er gelesen hatte, für Europa begeisterte, begann am ganzem Leibe zu zittern, aber er vergaß seines Amtes nicht, und feuerte einigemal seine Kanonen ab. Es erfolgte Antwort durch vier andre Schüsse, wobei der gute Konstabler vor Freuden laut aufschrie. Aber in diesem Augenblick entdeckten sie

einen ſchwarzqualmenden Rauch, der vom Schiffe aufwirbelte. Ein mit Menſchen gefülltes Boot trennte ſich von demſelben, und gleich darauf ward noch ein zweites in See gelaſſen; aber im gleichen Momente flog das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Die beiden Freunde knieten, und riefen zu Gott um Hülfe für die Elenden.

Heinrich weinte laut, wie ein Kind. Thalheim verwies ihn auf die Unerforſchlichkeit der Rathſchlüſſe Gottes, und ſuchte ihn mit dem Troſte zu ermuthigen, daß hoffentlich doch nicht Alles verloren ſei. Wirklich ſahen ſie, als der Wind die ſchwarzen Dämpfe verweht hatte, eines der beiden Boote, doch nur mit wenigen Menſchen, heranſegeln. Heinrich mußte nach Tüchern und Stangen laufen, während Thalheim zur Bucht hinab eilte. Beide winkten und riefen in Einem fort, und bemerkten bald zu ihrer unausſprechlichen Wonne, daß man ſie vom Boote aus wahrgenommen habe, indem daſſelbe gerade auf ihren kleinen Hafen losſteuerte. Es waren fünf weibliche Geſtalten und ein alter Mann in türkiſcher Kleidung. Als ſie dem Landungsplatz nahe

kamen, rief ihnen Thalheim in franzöſiſcher Sprache zu, und ſie antworteten alle; ſelbſt des Türken männliche Stimme war bemerklich.

Sobald ſie ans Land traten, warfen ſich die bleichen bebenden Menſchen nieder, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken. Die beiden Inſelbewohner theilten ihre andächtige Rührung, und baten ſie dann, ihnen in ihre Wohnung zu folgen. Als Thalheim ſeinem Zögling ein vorbereitendes Geſchäft in teutſcher Sprache auftrug, umfaßte ein junges Mädchen ſchnell ſeine Knie, ausrufend: O ihr himmliſch guten Menſchen meines theuern Vaterlandes! Iſt es denn wirklich, oder nur ein täuſchender Traum, daß ich meine Sprache in dieſem entlegenen Winkel der Erde wieder vernehme? Seid ihr denn auch Menſchen, ihr Retter unſers Lebens, oder nicht vielmehr ſelige Geiſter des Himmels?

Die ſchwärmeriſche Anſtrengung zog ihr eine Ohnmacht zu, und kaum hatten die Wirthe ihre ſchönen Gäſte nicht ohne große Mühe in den Saal gebracht, als noch zwei andre nebſt dem alten Manne erſchöpft hinſanken. Thalheim befragte die

Eine, welche ihm die Befehlshaberin zu sein schien, und ebenfalls teutsch zu sprechen verstand, ob sie etwas zur Stärkung zu genießen wünschten, und welches außerdem ihr nächstes Bedürfniß sei. „Ruhe, — seufzte sie leise, — nur Ruhe! Denn wir entbehren sie schon seit vielen Nächten. Sind wir denn aber auch hier sicher, mein Herr? Und wo befinden wir uns?"

„Wie in Ihrem eignen Hause! sagte Thalheim. Wir sind zwei Teutsche, — leider aber bis diesen Augenblick die einzigen Menschen auf dieser schönen Insel."

Sie blickte jammernd gen Himmel. Es war aber jetzt nicht Zeit zum Jammern und Reden. Sobald die Ohnmächtigen sich erholt, und dann Alle eine kleine Herzstärkung zu sich genommen hatten, führte man sie zu ihren Betten, welche Heinrich in so großer Eile trefflich genug bereitet hatte. Nach wenigen Minuten herrschte im Wohnhause die vorige Stille wieder, da jetzt der milde besänftigende Schlaf die armen Geschöpfe freundlich mit seinen Schattenflügeln deckte, um das überstandene Elend in tiefe Vergessenheit zu versenken.

Deſto arbeitsluſtiger fühlten ſich nun die beiden Hauswirthe. „Lieber Heinrich, ſagte Thalheim, unſre Küchendienſte dürften heute wohl zu Ende gehen; drum laß' uns unſern Gäſten noch zeigen, wie weit es auch Männer im Erlernen der edlen Brat- und Kochkunſt bringen können!“ In der beſten Laune griffen ſie die Küchenarbeit an. Da bei der großen Ermattung ihrer Gäſte für die nächſten Stunden kein Erwachen zu befürchten war, ſo verſchloſſen ſie vor allen Dingen ihre Wohnung, ſpannten die Böcke, welche ſie früher zum Ziehen abgerichtet hatten, vor das Fuhrwerk, um einen geſtern erlegten Büffel heimzuholen. Eine Antilope und mehrere Rebhühner mußten unterwegs noch den geübten Schützen zur Beute fallen, ſo daß ſie eine köſtliche Mahlzeit, bei welcher freilich die Kartoffeln das Brod erſetzen mußten, bereiten konnten, wie man wohl auf einer wüſten Inſel keine hätte erwarten dürfen.

Während dieſes Geſchäftes lauſchten ſie bisweilen, ob ſich etwa eine Spur des erwachten Lebens vernehmen laſſe. Aber der größte Theil des Büffels lag ſchon im Salz; die grünen Erbſen

mit saftvollen jungen Tauben waren gargekocht; der Braten braun; die Seefische brodelten noch im Kessel, und das köstliche Obst war aufgeschüsselt; Küche und Saal sauber ausgefegt, und die beiden jungen Wirthe selbst mit ihren elegantesten Kleidern angethan, — und noch immer regte sich kein Mäuschen in den Zimmern, die man den Gästen neben dem Saale links, nach der Reihe hin, eingeräumt hatte. Da sie nun schon übet zehn Stunden ruhten, so wurde Thalheim besorgt, das lange Hungern möchte ihnen schädlich sein, und begann hier und da an einer Thüre leise anzuklopfen. Weniger Umstände machten sie zuletzt mit dem alten Manne, und weckten ihn auf. Der Greis verlangte nur ein wenig Speise, trank mehr, und bat dann, als er hörte, daß es schon Abend sei, ihn nicht eher, als am folgenden Morgen wieder zu wecken; worauf ihm die Augen abermals zufielen. Dann machten sie einiges Geräusch im Saale mit dem Tischgeräthe, und Thalheim meldete sich noch einmal stärker klopfend an der ersten Thüre. Er erhielt Antwort, und rief nun hinein daß eine Mahlzeit bereit stehe, und daß er es nicht

für gut halte, wenn die lieben Gäste länger säumten, etwas zu sich zu nehmen. „In einer Viertelstunde werden wir alle erscheinen" sagte jetzt die älteste der Mädchen. Thalheim wendete diese Zwischenzeit noch dazu an, seinem Freunde einige Verhaltungsregeln zu geben. Heute war aber alles Doziren so gut wie in den Wind gesprochen. Heinrich erzitterte zuweilen vor Erwartung. Er sprach fast gar nicht, sondern blickte nur immer lächelnd und mit Augen, die von schöner Menschenliebe glänzten, nach den stillen Zimmern, lauschte an den Thüren, wie zaghaft, das erschienene Glück möge, einem süssen Traume gleich, wieder zerrinnen. „Daß die Erde solche schöne Menschen, ja solche Engel zu Bewohnern habe, übertreffe alle seine Vorstellungen," — versicherte er dem lächelnden Freunde.

Die ersten Begrüssungen der nun erscheinenden Frauen konnten nicht anders als höchst rührend sein, und hatten ein allgemeines Weinen zur Folge. Während Thalheim ihnen das Wesentlichste aus seiner und Heinrich Krafts Geschichte mittheilte, kniete dieser einigemal nieder, betrach-

tete Eine um die Andere, und reichte Jeder von Neuem mit Thränen in den Augen die Hand. Als er nach dem Essen die Früchte, und eine Flasche edlen Cyperwein aufgesetzt hatte, ließ sich die älteste der Mädchen nicht länger abhalten, ihre Begebenheiten folgendermaßen zu erzählen.

„Unsre Geschichte, wandte sie sich zu Thalheim, ist eben so kurz als schrecklich. Ich bin die Tochter eines Pfarrers aus dem Kanton Bern und nenne mich Emma Hasli. Seit zwei Jahren war ich Lehrerin in einer Bildungsanstalt, welche die Marquise von Piccard nahe bei Montpellier eingerichtet hatte. Unter den erwachsenen Mitgliedern unsres Institutes bewiesen mir gegenwärtige junge Damen die meiste Liebe, und unsre wechselseitige Zuneigung erwärmte sich so sehr, daß wir bald nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten. Dies ist Miß Maria Milford aus der Grafschaft Manchester; die Tochter eines edlen Britten, der seit mehreren Jahren mit seiner Familie als Gefangner in Frankreich lebte. Hier, Laura di Matera, ein Fräulein aus Tivoli; neben ihr Luise, Gräfiin von Maurant;

und dort die Jüngste unter uns, Thereſe; dritte Tochter des Fürſten von Felsberg aus Teutſchland, an deſſen Hof die Marquiſe von Piccard, während ſie Frankreich meiden mußte, gelebt hat.

„Wir liebten uns," — fuhr die Gouvernante jetzt ruhiger fort, nachdem ſie ihre Thränen getrocknet und den erſtaunten Thalheim, der ſich plötzlich in ein Feenland verſetzt glaubte, einige Zeit wehmüthig angeblickt hatte; — „wir führten im Schooße einer ſchönen Natur ein ſchönes Leben. Ach, mein Herr, es gab auf Erden keine ſeligeren Weſen, als wir! Und all' dieſe Herrlichkeit zerſtörte ein unglückliches Verhängniß mit Einem Schlage ſo ſchrecklich!

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir fünfe faſt unzertrennlich waren Die Vorſteherin wußte und billigte das, und man ließ auf unſern Spaziergängen uns ungeſtört die angenehmſten Pfade und Plätzchen ſuchen, da wir alle in gutem Ruf der Vorſichtigkeit ſtanden. Unſer Lieblingsgang führte uns oft zum Ufer des Meeres, wo wir hinter einem Luſtwäldchen eine ungemein reizende Stelle entdeckt hatten. Sie war wohl einſam und

versteckt, aber nicht allzuweit vom Schlosse entfernt; auch befand sich in ihrer Nähe ein Landungsplatz, bei welchem die Fischer häufig ab- und zufuhren. Dort saßen wir einst an einem schönen Herbstabend und blickten still auf die schillernd wogenden Fluthen, als plötzlich sechs schwarze Männer aus dem Wäldchen auf uns losstürzten. Sie banden uns Unglückliche, die schon der Schreck gelähmt hatte, und trugen uns in eine hinter dem Gebüsch versteckte Barke, die nun schnell am Ufer hinauf fuhr und in einer verborgenen Bucht so lange verweilte, bis die volle Dunkelheit hereinbrach. Unser Schreien verhinderte man durch vorgehaltene Tücher und bedrohte uns mit dem Tode bei einem neuen Versuche. Die Barbaren ruderten an ein Schiff hin, welches mit Afrikanern bemannt war, und jetzt, — sobald es seinen Raub, den es vermuthlich dem Verrathe schändlicher Fischer verdankte, an Bord genommen, — in Eile davonsegelte. Von unserm Jammer sage ich Ihnen nichts.

Der Räuberkapitain behandelte uns mit großer Ehrerbietigkeit. Wir passirten die Meerenge und

wurden für den Harem, Gott weiß welches Mohrenkönigs am Nigerfluſſe beſtimmt. Ehe es aber noch zu einer Ladung an der afrikaniſchen Küſte kam, ſtießen zwei engliſche Fregatten mit einer Handelsflotte auf uns, welche den Mohren nach kurzem Widerſtande viſitirten, in Ketten legten, und uns befreiten. Wir wurden am Bord des größten dieſer Schiffe, welche ſämmtlich nach Oſtindien beſtimmt waren, mit vieler Güte aufgenommen, erfuhren aber leider, daß man uns nicht eher zurückſenden könne, bis man auf St. Helena oder am Kap ein größeres, nach Europa zurückkehrendes Fahrzeug antreffen werde. Ach! wir ſollten weder die, nun ſo heißerſehnte Inſel, noch das Kap ſehen! Stürme, deren Heftigkeit und anhaltende Wuth unſre kleine Flotte bald zerſtreute, trieben unſer Schiff, das von einem Seitenwindſtoß gefaßt ward, endlich ſo weit nach Südweſten hin, daß wir alle Hoffnung aufgaben, die Flotte einzuholen. Das Schiff begann allmälig Mangel an allen Bedürfniſſen zu leiden, und die Stürme folgten ſich unaufhörlich. Daher war dem Kapitain der heutige ſtille Morgen und der Anblick

dieſer Inſel doppelt willkommen, weil er hier doch wenigſtens einen Ankerplatz zu nöthiger Ausbeſſerung und Einnahme von friſchem Waſſer zu finden hoffte. — Der Himmel wollte dieſe ſüſſe Hoffnung nach der langen Angſt nicht gewähren. In dem Augenblick, wo man die ferne Inſel entdeckte, muß durch die Unvorſichtigkeit eines Matroſen jenes Feuer im untern Schiffsraume entſtanden ſein, deſſen wir nur zubald mit unſäglichem Erſchrecken durch den dickaufqualmenden Rauch inne wurden. Auf das Geſchrei, daß die Glut ſich gegen die Pulverkammer verbreite, ſtürzte Alles nach den Booten hin. Mit dem Degen in der Hand mußte es der edle Befehlshaber erzwingen, daß man uns Frauen in das erſte Boot ſteigen ließ. Aber nun ſtürzte uns auch Alles ſo ſchnell und ungeſchickt nach, daß beim Abſtoßen Einer den Andern in die See drängte, und im gräßlich wilden Gewirre kein einziger Menſch das Boot erreichte, außer unſerm alten Türken, welcher ſich auf der ganzen Fahrt durch viele Gefälligkeiten ſchon ſehr verdient um uns gemacht hatte, und der nun, — als ein ſeitwärts geſchleudertes Stück Eiſen unſerm Boots-

mann die Bruſt zerſchmetterte, und ihn über Bord riß, — mit bewundernswürdiger Kraft und Beſonnenheit das Ruder ergriff und unſer Lebensretter ward."

„So danken Sie denn der Vorſehung, — ſagte Thalheim feierlich, als Emma ihre Erzählung ſchloß — danken Sie dem Wunderbaren, der uns oft durch ein ſcheinbares Unglück aus weit größerem Verderben errettet. Was ich, — deſſen Geſchick dem Ihrigen ſo ähnlich war, hier gefunden habe, und was mein Heinrich auf dieſer Inſel beſitzet, das gehört nun auch Ihnen, edle Frauen! Die hohen Pflichten der Menſchenliebe und die Gefühle der reinſten Achtung, welche Ihre Gegenwart uns auflegt, ſollen mir ſtets heilig ſein! Auch hoffe ich in dieſer Rückſicht mich für meinen jungen Freund verbürgen zu dürfen, wenn gleich die Formen der Geſellſchaftsverhältniſſe ihm noch fremd ſind, und Sie ihm manches zu gute halten müſſen. Und ſo, glaube ich, wird es uns hier, getrennt von der ganzen übrigen Welt, doch am innern Frieden nicht fehlen, ſo lange wir uns deſſelben nur nicht ſelbſt unwürdig machen!"

Mann trennte ſich unter herzlichen Händedrücken, und Alle gingen jetzt ſchon weit ruhiger zu ihrem Lager, als am heutigen Morgen. Der aufgeregte Heinrich ſchloß freilich in dieſer phantaſiereichen Nacht erſt ſpät die freudenſtrahlenden Augen zu.

Am folgenden Morgen, wo ſelbſt der alte Muſtapha neu geſtärkt wieder in den Verſammlungsſaal trat, vereinigte man ſich bald, allerlei Beſchlüſſe zu faſſen, welche die künftigen Verhältniſſe nothwendig zu machen ſchienen. Vor allen Dingen ward für die gemeinſame Mittheilung und Unterhaltung die teutſche Sprache gewählt. Dieſe Wahl rechtfertigte ſich durch die Mehrheit der Mitglieder. Selbſt der alte Türke, der als Kaufmann häufig teutſche Meßſtädte beſucht hatte, wußte ſich in dieſer Sprache recht gut verſtändlich zu machen. Die Gräfin Luiſe und Fräulein Laura, die einzigen welche bis jetzt kaum über die Anfangsgründe hinaus gekommen waren, und die Engländerin Maria, welche ſchon bedeutendere Fortſchritte gemacht hatte, erklärten ihren Entſchluß, ſich mit allem Eifer nachhelfen zu wol-

ten, wobei Heinrich ſich ſogleich zum Theilnehmer an den gemeinſamen Uebungen anbot. Wegen der häuslichen Einrichtung ward feſtgeſetzt, daß die ſämmtlichen Damenwohnungen auf der Einen Seite des Saales bleiben, die drei Männer aber ſich mit den übrigen kleineren Zimmern behelfen ſollten. Für dieſe Artigkeit zeigten ſich die Frauen dadurch dankbar, daß ſie von nun an den Küchendienſt freiwillig übernahmen. Sie wollten denſelben ſo lange gemeinſchaftlich beſorgen, bis jede Einzelne ihn gehörig eingelernt haben würde, worauf dann allwöchentlich ein Wechſel eintreten ſollte. Dagegen verſtand ſich von ſelbſt, daß den Männern überlaſſen blieb, die nöthigen Lebensmittel herbeizuſchafen.

Als nun, (denn die Noth hilft leicht über alle kleinliche Ziererei übertriebener Delikateſſe hinweg,) die Rede auf Kleidung und Wäſche kam, ſo benutzte Thalheim dieſe Gelegenheit, ſeinen Gäſten nicht nur die Vorräthe zu zeigen, die ſich von dieſen Bedürfniſſen fanden, ſondern auch was ihr reiches Magazin außer dem Linnen, noch an baumwollenen und ſeidnen Zeugen enthielt; und

als er den Damen alles dieſes zum freien Gebrauche übergab, da erheiterte ſich zum erſten Male jedes Geſichtchen. Solche Reichthümer hatte keine hier zu finden erwartet! Aber man entdeckte bei dieſer Durchſchau auch noch einige, bisher unbemerkt gebliebene, Schmuckkäſtchen, deren glänzender Inhalt den erſtaunten Mädchen von ganz unſchätzbarem Werthe ſchien; ſelbſt der Engländerin, die ſich auf den Werth der Juwelen einigermaßen zu verſtehen verſicherte. Es blieb ihnen faſt kein Zweifel, daß die vorigen Beſitzerinnen ſich in Oſtindien bereichert haben, und von hohem Rang geweſen ſein müßten. — Man denkt ſich wohl, daß nun ein geheimes Anpaſſen, Umkleiden, Wählen und Verwerfen eine förmliche Schneiderſeſſion veranlaßte, und für viele Tage die angenehmſte Beſchäftigung verſprach.

Bald fing man nun auch an, Garten und Flur zu durchwandern. Es ward ein Badeplatz für die Frauen eingerichtet; ſie beluſtigten ſich mit der Fiſcherei, und Einige übten ſich ſogar im Schießen, um ſpäterhin gegen die diebiſchen Affen mit zu Felde ziehn zu können. So fand man

bald, daß diese Insel, trotz ihrer Abgeschiedenheit von der bewohnten Welt, doch ein herrlicher Aufenthalt sei, und alles blühte nach und nach zu neuer Schönheit und Heiterkeit auf. Die drei Ausländerinnen machten bewundernswürdig schnelle Fortschritte in der teutschen Sprache, weil Heinrich fast den ganzen Tag Schule halten wollte, und die Mädchen selbst treffliche Unterhaltung in seiner feurigen Lehrmethode zu finden schienen.

Thalheim war mit seinem Zögling allerdings ziemlich in Verlegenheit. Er suchte ihm das völlig Ungewohnte, und daher um so stärker Reizende, auf jede Weise gewöhnlich zu machen, indem er alles Auffallende und Pikante aus ihren Unterhaltungen entfernte, und indem er die guten, liebenswürdigen Mädchen absichtlich mit Vermeidung aller Vertraulichkeit, immer im höchsten Anstand, ja fast mit übertriebener Höflichkeit behandelte. Die teutschen Sprachübungen mit Heinrich, — den er selbst für einen der schönsten Jünglinge hielt, — suchte er allmälig einzuschränken, und schickte ihn fleißig auf Jagdzüge und Entdeckungsreisen aus, übertrug ihm auch sonst so viele

körperliche Arbeiten, als er zu leiſten vermochte. Nur dann, wann er allein mit ihm auf ſolchen Streifzügen war, konnte er hoffen, mit ſeinen Belehrungen über das Schickliche, den ſittigen Anſtand, — über die Unnahbarkeit der Frauen und das erlaubte Verhältniß der beiden Geſchlechter einigen Eingang zu finden. Aber das Gefühl der überkräftigen Jugend überflügelte alle Vorſichtsmaßregeln. Heinrich ſpürte weder Luſt noch Kraft, ſie in Ausübung zu bringen, und hatte unaufhörlich die wunderlichſten Fragen in Bereitſchaft, zu welchen es Thalheim, — ihm, der ſelbſt ein unentweihter ſchöner junger Mann war, — oft an befriedigender Antwort fehlte. Er wußte keinen Ausweg, als ſich dem Freund in Allem als Muſter darzuſtellen; — und nur das ſchien zu helfen, wenigſtens gute Vorſätze zu erzeugen, da es bis jetzt Heinrichs höchſter Wunſch geweſen war, ein Menſch wie Thalheim zu werden. Ein Beſtreben, welches ſich durch das einſtimmige Urtheil der Frauen über ſeinen edlen Lehrer, noch mehr belebt hatte. Gleichwohl ſchien der unruhig bewegte Jüngling, ſobald nun die Geſellſchaft ver-

einigt war, doch immer alles Eingelernte plötzlich wieder vergessen zu haben. Von seiner Konfirmation durfte bei der gegenwärtigen Zerstreuung eher nicht die Rede sein, als bis sich ein gewisses Gleichgewicht der Ueberzeugung und der Gefühle, vermittelt durch Gewöhnung, hergestellt haben würde. Das fühlte sein Freund nicht ohne innere Betrübniß. Sprach auch Heinrich selbst zuweilen von seinen religiösen Vorsätzen, so that er es nur wie halb träumend; war er allein auf seinem Zimmer, so lernte er nicht mehr emsig fort, wie ehmals, sondern ging mit hastigen Schritten auf und ab, und Thalheim hörte ihn entweder singen, oder mit sich selbst sprechen. Trat er zu ihm ein, so fiel er ihm wohl entzückt um den Hals und rief aus: „Bruder, wir waren doch nur auf der Erde! aber jetzt, — jetzt sind wir im Himmel, oder in Mahomeds Paradiese, wovon mir der alte Mustapha so viel zu erzählen weiß.“ Dann lief er wonnetrunken fort zu den Frauengemächern und klopfte dort so lange, bis man ihn irgendwo aufnahm.

Thalheim theilte einst in einer vertraulichen

Stunde seine Besorgnisse über Heinrichs Unbändigkeit der Erzieherin mit, deren Verstand und Herz ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wahre Achtung einflößten. „Ihr Männer versteht es gar nicht, lächelte sie, eure eignen Naturen zu bändigen. Sie sind Ihrem Zögling viel zu strenge, mein Freund! Die Mädchen werden ihn schon zahmer machen, indem sie mit dem wilden Kinde spielen, und es zuweilen auf die Finger schlagen."

„Wohl gut! erwiderte Thalheim. Möge nur der Maßstab, den Sie aus Ihren gewohnten feinen Zirkeln mit auf eine wüste Insel gebracht haben, sich auch unsern seltsamen Verhältnissen überall anpassen! Ich fürchte sehr, dieses wilde Kind, — wie Sie den zur Fülle der Lebenskraft erwachten Jüngling nennen, — werde sich und uns unglücklich machen!"

„Ueberlassen Sie ihn mir, Thalheim, sprach Emma, sichern Muthes. Ich will ihm das reinste Zutrauen zeigen und gewiß allmälig seiner Unbändigkeit die sanften Fesseln der gesitteten Gesellschaft anschmeicheln."

„Sie sagen da ein kühnes Wort, meine theure Freundin! rief Thalheim aus. Ja, wären Sie, — mir fällt es hart zu sagen, — wären Sie nicht selbst jung und schön, und . . . .“ „Und, fiel Emma freundlich ein, — wäre nicht, wollten Sie hinzusetzen, Heinrich ein junger Mann von seltener Schönheit — — Ich verstehe Sie vollkommen, guter Thalheim! Aber ich habe ein leichtes Blut; mein Vaterland gränzet an Frankreich an, und wir Schweizerinnen pflegen uns, gleich den Töchtern des Nachbarlandes, eben nicht so leicht ernstlich in eine schöne Gestalt zu verlieben. Und darum lassen Sie uns alle Grillen verscheuchen! Wüßten Sie aber, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wie innig Ihnen mein Herz für Ihren Wink dankt, — von dem ich mich jetzt am Ende doch ein wenig überrascht fühle, — gewiß, Sie würden mich dann wenigstens nicht für leichtsinnig halten, wenn ich mich gleich selbst für leichtblütig erklärte.“

Er faßte gläubig die Hand des braven Mädchens; aber indem er den warmen rosigen Sammt an seine Lippen drückte, überflog ihn von Neuem

die Ahnung eines Unheils. Er hatte der Jungfrau volles Vertrauen auf ihre Kraft zusichern wollen, und schwieg doch nun wieder zweifelhaft vor sich niederblickend. — Nur wer selbst in solchen Kämpfen gesiegt hat, weiß es, wie schwer der Sieg auch andern werden müsse!

Ihr Gespräch war im Garten vorgefallen und eben kamen alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft zu ihnen heraufgezogen, um den schönen Abend mitzufeiern. Nachdem sie lange in schweigender Lust die Herrlichkeit des Schöpfers bewundert und genossen hatten, begann Emma ihre Gefühle über die Anmuth dieses paradiesischen Aufenthaltes und über das Liebliche ihrer einfachen Verhältnisse auszusprechen, und schon stimmten Einige ein, als Miß Maria sich ihr ans Herz warf und mit Thränen bat, diese Unterhaltung abzubrechen. „Ich bin nicht kalt, sagte sie, das schöne Haupt emporhebend, — bin nicht undankbar gegen Gott und Eure Liebe; glaubet auch nicht, daß ich keinen Schmerz zu ertragen wisse: aber ich würde Euch, wenn ich an der gegenwärtigen Unterhaltung Theil nehmen sollte, durch die Schilderung

des meinigen betrüben und verſtimmen! Die Auflöſung der meiſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe mag vielleicht vergütet werden können: aber das Vaterland wird uns durch nichts erſetzt, als durch jenes Land über den Sternen!“ Sie blickte jetzt wehmüthig auf Heinrichen, leiſe erröthend, als ſie bemerkte, mit welcher zärtlichen Innigkeit ſein Auge auf ihr ruhte.

„So wollen wir denn alle ſchweigen über Alles was wir verloren; aber Gott vertrauen und uns ſeiner Werke kindlich erfreuen!“ ſagte Thalheim tröſtend. Man zerſtreute ſich hierauf und wurde bald wieder heiter in der herrlichen Gartenhöhe.

Maria, welche nach Emma die älteſte unter den Mädchen war, ſchien gewöhnlich die heiterſte unter allen. Nur zuweilen, wenn es gewiſſe Punkte galt, äußerten ſich ihre frohen oder ſchmerzhaften Empfindungen ausnehmend ſchnell in einer aufbrauſenden Fülle von Leidenſchaft. So war ſie auch in ihrem Verhältniß zu Heinrich. Wenn er teutſche Schule hielt, welches gewöhnlich in Emmas Gegenwart geſchah, dann war Maria die

aufmerksamste unter den Schülerinnen, und warme Dankbarkeit drückte sich in allen ihren Mienen aus. Sobald er zudringlich zu werden drohte, oder sich außer den Lehrstunden mit auffallender Art ihr zu nähern wagte, nahm sie ihr ganzes Wesen so kalt und stolz zurück, daß man oft einen verachtenden Hohn in ihren Zügen zu sehen glaubte, der aber Heinrichen keineswegs abschreckte, sondern immer mehr zu ihr hinzog. So oft hingegen in seiner Abwesenheit etwas zu seinem Lobe gesagt ward, schien ihr ganzes Antlitz im Entzücken aufzublühn; und auch in der Gesellschaft ruhte, so lange er sich mit den Andern beschäftigte, ihr Blick beständig auf ihm Gegen Thalheim fühlte die Miß eine Art von Groll im Herzen, seit er, in einem Gespräch über den Geist der verschiedenen Nationen, sich gegen den übermäßigen Bequemlichkeitssinn und Handelsgeist der englischen ziemlich nachtheilig geäußert, und besonders, seit er von Shakespear gesagt hatte: „dieser sei eigentlich der einzige echte Dichter, den die Nation aufzuzeigen habe; allein er gehöre seinem ganzen Charakter nach mehr der Welt, als

dem kleinen England, an, und es komme ihm faſt vor, als habe die Natu diesen großen poetiſchen Geiſt blos aus Verſehen auf einer ſo proſaiſchen Inſel entſtehen laſſen."

Dergleichen Verbrechen konnte Maria unmöglich verzeih'n! So oft und herzlich auch Thalheim in der Folge ſich bemühte, durch Lobpreiſung der, in England herrſchenden gründlichen Gelehrſamkeit, und anderer Vorzüge ihres Vaterlandes, ſeine Sünde wieder abzubüſſen, ſo langſam und ſchwierig ging dies von Statten.

Deſto beſſer war mit den übrigen Frauen auszukommen. Laura und Luiſe, zwei gutmüthige Geſchöpfe, hielten ſich gewöhnlich zuſammen, und waren zufrieden wenn ſie allerlei ſeltſame Putz-Phantaſieen befriedigen und mit einander ſpielen und ſcherzen konnten. Sie neckten oft den ſeltſamen Heinrich, ja ſelbſt den ehrenfeſten Thalheim; und dem alten Muſtapha machten ſie eine Liebeserklärung über die andre, welcher er gewöhnlich mit den Worten begegnete: „Gott iſt groß! Aber es wird euch einſt noch ergehen, wie mir, ihr boshaften Fräuleins, und arge Runzeln werden ſich

bei Euch da zeigen, wo bei mir der graue Bart steht, dessen ihr spottet!“

Therese, die Fürstentochter, die jüngste der Gefährtinnen, war ein holdes, lieblich aufblühendes Kind, kaum ins siebenzehnten Jahr getreten. Am liebsten hielt sie sich zu Thalheims und Emmas Gesellschaft, ging wohl auch oft mit dem Türken auf den Vogelfang aus, oder pflegte sorgsam der Blumen und Gewächse. Mit Heinrich zusammenzutreffen vermied sie sichtlich. Sein Feuer hatte für sie etwas Unheimliches, und sie fürchtete sich vor seinen funkelnden Augen so sehr, daß sie ihm gegenüber immer die ihrigen niederschlug, um nicht von jenen Blitzen getroffen zu werden.

Einst befand sich Thalheim im Zimmer der Erzieherin, mancherlei häusliche Angelegenheiten besprechend, als Therese athemlos hereinflog und mit Thränen im Auge der Freundin etwas leise zuflüsterte. Thalheim erlauschte den Namen Heinrich, und konnte dann nicht umhin, zu fragen, ob sie sich vielleicht über ihn zu beklagen habe?

„O ſag' es doch!" rief das geängſtete Kind, und wandte ſich verlegen gegen das Fenſter ab. Thalheim ward unruhig.

„Er hat die Prinzeſſin küſſen wollen;" ſagte Emma verwirret und mit hohem Erröthen.

„Verzeihen Sie ihm diesmal! ſprach Thalheim heftig bewegt, und wandte ſich zu Emma. Niemals ſoll er wieder Aehnliches wagen. Ich werde es ihm zur Pflicht machen, daß er künftig nie eine Dame anderswo ſehe, als in Ihrem Zimmer."

Er ging raſch fort um den Ueberkühnen aufzuſuchen. „Schicken Sie ihn doch zu mir!" rief ihm Emma zerſtreut nach. — Er traf ihn auf ſeinem Zimmer an.

„Ich weiß ſchon, ſagte Heinrich kleinlaut, warum du mich aufſuchſt. Ich war ein Thor!"

Der Freund blickte ihn zornig an: „Wenn dir das Gaſtrecht, welches ich dich achten lehrte, nicht mehr heilig iſt, ſo will ich heute noch mit meinen Gäſten in die entlegenſte Höhle der Wüſte ziehen; — und dort werde ich ſie zu verſorgen,

und vor die und andern Thieren zu ſchützen wiſſen. Dafür bürgen mir dieſe Arme!"

Tief erſchütterte den Jüngling die harte Rede. Lange ſtand er zur Erde blickend, und in brennender Schamröthe vor dem zürnenden Richter da.

„Du ſollſt mich ſchlecht nennen, ſprach er endlich, (und das war ſeine höchſte Betheuerung,) wenn ich jemals wieder Thereſen zu berühren oder ihr ein mißfälliges Wort zu ſagen wage! Willſt du mir nun verzeihen?"

„Was haſt du zu deiner Entſchuldigung zu ſagen?" fragte Thalheim, noch immer in ſtrengem Ernſte.

„Verzeih', verzeih' mir doch, mein Bruder! bat Heinrich mit träufelnden Augen. Hier iſt meine Hand zur Bekräftigung, daß ich meinen Schwur halten werde. Sieh, fuhr er dann mit einem entzückten Lächeln fort; ich hatte der guten Emma ein hübſches Körbchen geflochten, woran ſie Freude fand; da gab ſie mir zum Lohn einen Kuß. Ach, dieſe wunderbaren Menſchen geben ganz andre Küſſe, als du und ich, wenn wir Abends von einander ſcheiden! Meine Lippen er-

zitterten und hefteten ſich feſt an die ihrigen; aber Emma, ſelbſt an allen Gliedern bebend, wehrte nun meiner Sehnſucht, und bat mich, ſie zu verlaſſen. Ich ging, meiner kaum bewußt, und wollte Marieen ſuchen. Denn ich meinte, dieſe Küße müßten ihr ſo wohl thun, wie mir ſelbſt. —"

„Heinrich! wie konnteſt du das glauben!" unterbrach ihn Thalheim.

„Ich weiß es nicht, fuhr jener fort; aber oft ſcheint ihr Auge mir zu winken, als theile ſie mein Verlangen. Es war gewiß gut, daß ich ſie nicht fand. Das ſtrenge Mädchen hätte mir doch vielleicht weniger verziehen, als Thereſe. Dieſe begegnete mir unglücklicher Weiſe. Ich blickte nach ihren Lippen — ſie ſind die ſchönſten unter allen, denn ſie ſchimmern heller und duftiger als eine aufbrechende Blaßroſe. Bruder! da ſtreckte ich meine Arme ihr entgegen, und bat ſie um einen Kuß. Aber ich habe ſie nicht berührt, und du weißt, daß ich nun geſchworen habe, es nie zu thun. So bitte Du doch das holde Kind, daß ſie mir verzeihe! Ich konnte in jenem Augenblick nicht anders!"

Thalheim ſah jetzt wohl ein, wie natürlich alles zuſammenhing. — Er verzieh ihm, und verſprach auch bei Thereſen Fürbitte einzulegen. Dann erfolgte eine lange Predigt und Belehrung. Er ſchilderte unter andern auch den Stand und die vermuthliche künftige Beſtimmung jeder Einzelnen von ihren Gäſten; ſuchte ihm Achtung für den einmal beſtehenden Unterſchied der Stände einzuflößen; verſetzte ihn im Geiſte nach Europa, und that, als würden ſie ſchon binnen wenigen Tagen nach jenem Lande abreiſen. — Am Ende mußte er ihn, obwohl mit mancherlei aufgeregten Zweifeln, zu Emma Haſti ſenden, wie ſie es ausdrücklich verlangte. — Dort blieb er mehrere Stunden. Als man zu Tiſche kam, war Emma ſehr ernſt und konnte nicht verbergen, daß ſie geweint hatte. Heinrich hingegen ſaß mit inniglicher Heiterkeit da, und lächelte oft ſtill nach ihr hin. Daß er und Thereſe einander heute nicht anzublicken vermochten, verſteht ſich von ſelbſt; es erregte indeß bei den Uebrigen kein weiteres Aufſehen, da man Thereſens Furcht vor ihm ohnehin kannte.

Als ſie den Saal verließen, blieb Emma

noch mit unſerm Freunde allein zurück. Sie ſtand mit geſenktem Blick vor ihm, ohne Worte zu finden. „Noch einmal, — ſo nahm er endlich das Wort; — noch einmal warne ich Sie, meine theure Freundin! Wachen Sie gegen die Gefahren eines allzukühnen Selbſtvertrauens! — Auch ich werde wachen!“ Sie drückte ſeine Hand an ihr Herz. „Mein Schutzengel! flüſterte ſie weinend; Ach! Sie hatten wohl Recht! — Aber gewiß, es wird, es ſoll nun alles wieder gut werden!“ Sie eilte fort in ihr Zimmer, und Thalheim ſchüttelte bedenklicher und ungläubiger als je das Haupt.

Heinrich erſchien von da an ganz umgeändert. Sein allzuzärtlicher Sturm und Drang verwandelte ſich in ſtille Bewunderung; ſeine ſonſtige Zudringlichkeit in eine galante Aufmerkſamkeit; ſein beſtändiges halbtrunkenes Traumleben in anmuthige Schwärmerei. Und wenn auch zuweilen noch ſeine vorige Heftigkeit auf Momente wiederkehrte, ſo bedurfte es nur Eines bittenden Blicks der liebenswürdigen Gouvernante, um ihn ſchnell in die Schranken des Erlaubten und Schicklichen

zurückzuweiſen. Bald fand Thalheim ſelbſt kaum noch etwas am ehmaligen Wilden zu tadeln, als etwa ſeine, ihm auffallenden, öftern ſchwülen Blicke nach Marieen; Blicke, welche zwar nicht erwiedert, aber doch jetzt zuweilen nicht vermieden wurden. Vom ehmaligen Hohn in den Mienen der ſtolzen Miß war wenigſtens nichts mehr zu bemerken. Heinrich fing wieder an, fleißig zu lernen, fragte ſeinen Freund nicht mehr ſo bedenklich über die Frauen aus, ging fleißig und tapfer mit Muſtapha auf die Jagd, und gab überhaupt keinen Anlaß zur Klage. „Wunderbar! ſprach der erfreute Thalheim zu ſich ſelbſt. Was ich nicht zu erlangen vermochte, das iſt dieſer Emma gelungen; und nicht einmal ihr ziemlich gewagtes Küſſen hat unſerm Zögling bedeutenden Schaden gebracht! Möge ſie nur ſo fortfahren, und niemals auf Koſten ihrer Ruhe!“

Die Lebensweiſe der Freunde war jetzt in der Regel folgende: Mit dem Tage war alles in Bewegung. Das Frühſtück wurde gemeinſchaftlich im Saale genoßen; dann begann der Unterricht, wobei Emma, welche ſich einen bedeutenden Schat

wissenschaftlicher Kenntnisse erworben hatte, mit Thalheim wechselte. Dieser dichtete auch manche schöne Lieder für den Sonntag zum gemeinschaftlichen Gesang, nach welchem er jedesmal eine kurze Rede hielt. Die Tischzeit war einer heitern Unterhaltung gewidmet; nur ein Umstand genirte eine Zeitlang nicht wenig. Anfangs waren nämlich die Männer die dienenden Brüder bei der Tafel; aber allmälig wollten die Frauen, besonders Thereſe, dieſes unschicklich, ja Manche sogar lächerlich finden. Die Französin behauptete: es sei zum Todtlachen, den sublimen Thalheim, oder gar den alten Mustapha hinter den Stühlen zu sehen. „Es ist recht gut, sagte sie einst, als Thereſens Anerbieten, etwas herbeizutragen, von den Männern abgelehnt wurde, — es ist recht gut, daß die Männer sich unsre unterthänigen Diener zu sein rühmen; nur sollten sie uns bei Tische mit ihrem possirlichen und schwerfälligen Diensteifer verschönen. Ein Mann ist bekanntlich am Speisetisch das allerlustigste, ruheliebendste Geschöpf unter der Sonne; und eben deshalb wird er komisch, wenn er, vielleicht selbst heimlich kauend, als Diener mit dem

Teller unterm Arm daſteht. Eine Dame, beſonders die Tochter des Hauſes, — was hier am Ende doch Jede von uns iſt, — kann ſelbſt in den feineren Zirkeln bei Tiſch einen und den andern Dienſt leiſten; aber ſobald die Herren, außer den dringenſten Trinkgeſchäften, ſich zum Dienſte bequemen, würde ich das ſogar in einem gewöhnlichen Bürgerhauſe unpaſſend und grob nennen.“ — „Ja, fügte Laura hinzu, es möchte noch hingeh'n, wenn unſre Herren hier nur wenigſtens die Livree trügen! Mit Borden und Achſelbändern läßt man ſich den Mann allenfalls als Tiſchdiener gefallen. — Und wie wär's, wenn dieſe hier ſich ſolche Monturen für den Tellerdienſt von uns machen ließen?“

„Warum nicht?“ ſagte Thalheim, der Gutmüthige, den Scherz faſt ernſtlich nehmend. „O pfui, Thalheim! rief Emma. — Sehen Sie denn nicht, daß meine Thereſe für Sie erröthet? — Nein, du guter Engl! Im Ernſte hat es ja Laura nicht gemeint! „Ich finde, ſagte jetzt die Miß, daß in dieſem Männerdienſte etwas liegt, was den Frauen beſchämend und höchſt ärgerlich

verſtummen muß. Selbſt eine Königin würde, — mißverſtanden, in unſerm Falle, dieſes Gefühl, ohne ſchlecht zu ſein, nicht ganz bezwingen können. Es iſt eine Anmaßung der Männer, eine Verſpottung der Frauen, und wer weiß, was ſonſt noch! Thereſe, du biſt die Vornehmſte unter uns; — was meineſt Du? Iſt nicht dieſes Gefühl mit der Weiblichkeit unzertrennlich verbunden? Dürfen wir ſolche Beſchimpfung ferner von unſern Freunden erdulden?" Thereſe ſchwieg einen Augenblick. „Es verſtand ſich von ſelbſt, ſagte ſie dann, daß ich als die Jüngſte, auch die Erſte war, die auf Abſtellung dieſes Uebelſtandes drang. Und, — wandte ſie ſich furchtſam zu Thalheimen, — wenn ich meine Empfindungen offen ausſprechen ſoll, ſo finde ich es doch in der That ſchicklicher, daß ich Ihnen das Glas ſpüle, als Sie mir?" Zugleich erhob ſie ſich zu dieſem Dienſt.

Thalheim fühlte ſich ſeltſam und tief ergriffen, ja ſo gerührt, daß alle es bemerkten. „Verkennt mich nicht! ſagte er ſanft. Wie Teutſche ich ſchwör' es euch zu, ſind freieren Geiſtes, als die meiſten europäiſchen Nachbarn; aber — wenn

wir unſre Fürſten im Elend und in der Erniedrigung ſehen, ſo greift's uns ans Herz!“

„Jetzt bin ich verſöhnt, guter treuherziger Mann!“ flüſterte hier ſchnell ſeine Nachbarin Maria, und er fühlte zugleich den ſanften Druck der ſchönen Hand.

Thereſe aber ſchwebte in holdſeliger Freundlichkeit und Demuth herbei, das gefüllte Glas auf dem Teller haltend. „Guter Thalheim! ſagte die Anmuthige“ Gewiß ſind Sie durſtig! darf ich Sie nicht laben?“

„Bravo! riefen Alle einſtimmig. Es geht! Es nimmt ſich trefflich aus!“ Nun folgten mehrere Verſuche; man übte ſich ein, und dies brachte eine wechſelſeitige Annäherung hervor, welche Allen höchſtwohlthätig zu ſein dünkte.

Nach dem Mittagseſſen ſtand es gewöhnlich Jedem frei, ſich wo und wie er wollte zu beſchäftigen; nur durfte Keiner das allgemeine Bedürfniß der kleinen Gemeinde dabei ganz aus dem Auge verlieren. Man wählte ſich Spaziergänge, übte zugleich die Jagd, den Fiſch- und Vogelfang; pflegte die Obſt- und Blumenzucht; weidete

die Ziegen; fuhr mit den abgerichteten Böcken das Holz zur Küche; fertigte Kleider und Wäsche, und sorgte überhaupt nach Möglichkeit für die Zukunft. Denn man richtete sich so ein, als sollte man für immer diese Insel bewohnen. — Sobald die Sonne niederging, mußten Alle in der Nähe des Hauses, oder doch auf der Gartenterrasse, anzutreffen sein, wo man denn ein kaltes Abendessen im vergnüglichem Umherwandeln genoß. Oft folgte noch eine Vorlesung aus der allgemeinen Bibliothek der Insel, d. h. aus der Karlsruher Sammlung nachgedruckter, armer, guter Schriftsteller, und eine Unterhaltung darüber bis tief in die Nacht.

Bald schien es den Damen innerhalb der Verzäunung zu enge und langweilig zu werden. Schon machten sie manche kleine Ausflüge in die Wüste, und der Muth wuchs sogar bis zur Lust, sich mit dem grausamen Thierkönig der Insel selbst zu messen. Thalheim vertröstete sie deshalb auf die Zeit, wo die liebenswürdigen Amazonen geübter im Schießen sein würden, und gewährte ihnen dafür einstweilen ein andres Vergnügen, nach wel-

chem ſie ſchon lange heimlich geſtrebt hatten. Er ſchloß nämlich einige, in ihrer Wohnung befindliche Gewölbe auf, deren Vorräthe noch nicht unterſucht waren, und überließ es den Neugierigen unter Heinrichs und Muſtapha's Beiſtand alles auszukramen, was hier aufgehäuft lag; er ſelbſt aber verrichtete unterdeſſen deſto eifriger einige ſchriftliche Arbeiten, die ihm nothwendiger ſchienen als die Unterſuchung jenes alten Plunders. Doch ſtörte man ihn oft genug; denn jeder unverhoffte Fund mußte ja ihm ſogleich vorgezeigt werden, den man nun einmal als den Vater der ganzen Familie zu betrachten pflegte. Das Erſte was ihm wirklich herzliche Freude erregte, überbrachte ihm die Prinzeſſin. Es war ein Händchen voll Mehl, wovon ſich eine Reihe von Fäſſern in unverdorbenem Zuſtande vorgefunden hatte, ſo daß nun der Genuß des lang entbehrten Brodes auf mehrere Jahre hinaus geſichert blieb. Schon am Abend dieſes Tages überraſchte ihn das holde Kind mit einem kleinen, ſehr ſchmackhaften Brödchen, das ſie ſelbſt gebacken hatte, und welches nicht nur den beiden Landsleuten, ſondern auch den Uebri-

gen, ob dieſe gleich wenliger den Genuß vermißt hatten, vortrefflich mundete. Daß ſich Thalheim überhaupt in ſeiner geringen Erwartung vom Inhalt dieſer Gewölbe getäuſcht hatte, entdeckte ſich immer mehr. Außer einer großen Menge von Produkten, Fabrikaten und Handelsartikeln aus Indien und China, fanden ſich auch einige mit Goldbarren gefüllte Kiſten, und andre Koſtbarkeiten. Dabei lag denn die Frage dem, niemals ganz zu unterdrückenden, Egoismus ziemlich nahe: wem eigentlich alle dieſe Reichthümer zugehören ſollten? Thalheim erklärte laut ſeinen Heinrich für den Eigenthümer. Dieſer hingegen wendete ein: es ſei wohl möglich, daß ſeine Mutter gar nicht zu jener ausgeſtorbenen Kolonie gehört, vielleicht das Haus nicht gekannt habe, ſondern durch ein eignes Schickſal allein mit ihm auf dieſe Inſel geführt worden ſei, — welche Meinung ihm beſonders durch den Umſtand wahrſcheinlich werde, daß er von dieſer Wohnung auch nicht die kleinſte Erinnerung aus der Kindheit mit in ſeinen verwilderten Zuſtand gebracht. Nur Thalheim ſei alſo um ſo mehr Herr und König der Inſel, da

er nicht nur alle jene Magazine zuerſt entdeckt, ſondern ihn ſelbſt erſt zum Menſchen erzogen habe, und auſſerdem der Beſſere und Klügere ſei. Man vereinigte ſich endlich zu einem Vergleiche, der alle erfreute. Die Inſel wurde für Geſammt-Eigenthum der gegenwärtigen Bewohner erklärt, auf ſo lange, bis man eine beſondere Theilung derſelben beſchließen werde. Die vorgefundenen Schätze und Koſtbarkeiten nebſt allen Gegenſtänden von beſtimmtem bleibenden Werth ſollten ſogleich in acht Theile geſondert, und jedem einzelnen Beſitzer der ſeinige zur eignen Verwahrung übergeben werden.

In kurzer Zeit war durch die unermüdliche Rührigkeit der Frauen die ganze Vertheilung ins Reine gebracht. Jedes Mitglied der Familie beſaß ſein Eigenthum, und konnte ſich mit dem reichſten Privatmanne Europa's meſſen. Dieſe glücklich zu Stande gebrachte Gleichſtellung freute unſern Thalheim innigſt, da ſie in der Folge von groſſem Nutzen für den Frieden der Geſellſchaft ſein konnte. Nirgends hatte er unedle Habſucht bemerkt; nur je zuweilen war die weibliche Eitel-

keit ein wenig aufgeregt worden. Das unschuldige Vergnügen über den Alleinbesitz so hübscher Sachen und Kostbarkeiten bewirkte eine überaus angenehme Veränderung in der Gemüthsstimmung sämmtlicher Damen. Man war jetzt fast immer heiter und blickte ruhiger mit hoffendem Muthe in die Zukunft. Nur Therese schien seit einiger Zeit stiller, als sonst. Aber sie und alle Mädchen waren nicht nur vollkommen gesund, sondern auch im Anhauch dieser balsamischen Lüfte eines glücklichen Eilandes zu einer so frischen Schönheit wieder aufgeblüht, daß die Lehrerin oft mit Sehnsucht die Eltern der herrlichen Jungfrauen zu dem entzückenden Anblick dieser Blüthen herbeiwünschte. Emma selbst stand als die völlig erschlossene Rose prangend unter den aufknospenden Blumen. Dabei war sie ein unvergleichliches Hausmütterchen, und übersah das Ganze der kleinen Wirthschaft zur vollkommnen Zufriedenheit der Männer, wie der Frauen. Ihre und ihrer jüngeren Freundinnen Sehnsucht nach der Heimath schien beinah allmälig einschlummern zu wollen; an gar manchem Tage blieb es Thalheimen überlassen, auf der Terrasse

nach vorüberſegelnden Schiffen zu ſpähen, wo er denn gewöhnlich keine andere Geſellſchaft fand, als die ſinnig blickende Thereſe. Heinrichs Benehmen ward mit jedem Tage anmuthiger und geſitteter, und ſelbſt der männlich ſchöne Körper des Jünglings gewann im Umgang mit jenen zarten ſchönen Geſtalten immer mehr an Geſchmeidigkeit und anſprechendem Reiz. Unſtreitig war bei ihm die Geſchlechtsliebe erwacht; ob aber ſeine Neigung auf Marien oder auf Emma gefallen ſei, (denn nur für dieſe ſchien er jetzt noch Augen zu haben,) das vermochte Thalheim zu eigner Verwunderung nicht zu entſcheiden. Zwar traute der Menſchenkenner ſeiner ſcheinbaren Ruhe nicht, ja oft war er ſogar verſucht, ſie für das Werk einer geheimen Verabredung zwiſchen Heinrich und Emma zu halten, da dergleichen von der ſtolzen Engländerin nicht zu vermuthen war, welche immer noch ſeine Nähe eher zu meiden als zu ſuchen ſchien. Aber wenn auch in dieſen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen irgend ein zärtliches Geheimniß verſteckt lag, ſo war es ja, glaubte er, in ihrer jetzigen Lage eben kein Unglück; und da es nicht

lange unenthüllt bleiben konnte, ſo harrte der Freund, das Beſte hoffend, mit Verlangen des Augenblicks, wo Heinrichs Liebe ſich beſtimmt ausſprechen werde. Dann konnte ſein ſittliches Leben neugeregelt, ſeine Liebe mit Frömmigkeit geſchmückt werden; — und dann auch ſollte ſogleich ſeine Konfirmation erfolgen. Thalheim unterließ nicht, insgeheim manches Geſpräch über die eheliche Liebe einzuleiten, und ihn auf die Kennzeichen einer wahren Neigung aufmerkſam zu machen; Heinrich hörte indeß nur neugierig zu, ließ ſich nicht theilnehmend darauf ein, und ſprach, ſobald die Rede von der äußern Liebenswürdigkeit der Frauen war, von Allen mit gleichem Entzücken. Es ſchien gleichwohl, als kenne er bereits den Werth der Verſchwiegenheit. — Thalheim wußte hiebei weiter nichts zu thun, und erinnerte ſich nicht ſelten eines ſpaniſchen Liedchens:

„Mutter, liebe Mutter mein,
Warum ſperrſt du mich doch ein?
Will ich nicht ſelber hüten mich,
Wird's Hüten nicht viel helfen dich!"

Eines Abends klopfte es leiſe an ſeiner Thüre.

Es war die Prinzessin, welche sich eine kleine Dienstleistung von ihm erbat. Dieses abgethan, blieb sie noch in unruhiger Bewegung vor ihm stehen; „Könnten Sie wohl, sagte endlich das erröthende Kind, könnten Sie's erlauben, daß ich die beiden Zimmer, welche auf dieser Seite neben Ihrer und des Alten Wohnung noch leer stehen, mit meinem bisherigen vertauschte?

„Nach Ihrem Wunsch! erwiderte er rasch, ohne vorläufig über den Beweggrund nachzudenken. Aber wir können's vielleicht noch besser einrichten. Heinrich wünschte ohnehin mit unserm Alten zu wechseln, und dann . . . .

„Wenn etwa Heinrich, — unterbrach sie ihn im bittenden Tone, — zunächst wohnen sollte, so würde ich lieber um das äußerste Zimmer bitten.

„Und würden Sie dort sich nicht fürchten? lächelte Thalheim, noch immer der Bitte nicht auf den Grund blickend.

„Die äußeren Thüren können verschlossen werden, erwiderte sie sanft; und von der andern Seite habe ich den Felsen zum Nachbar; im zuerst erbetenen aber — Sie, mein Freund!"

„Wohl!“ antwortete er, und fuhr jetzt, von den wehmüthigen Ton ihrer Stimme plötzlich aus seiner Ruhe geweckt, stockend fort: Aber — wie — theure Prinzessin — —

Warum ich's wünsche? fiel sie, mit neuer Glut auf den zarten Wangen, ein; — weil ich ruhiger, glücklicher sein würde, als ich's bin.“

„So ist denn also Ihr Herz von einer geheimen Last bedrückt, holde Fürstin? Bin ich Ihres vollen Vertrauens unwerth?“

„O nein, mein väterlicher Freund! vor Ihnen könnte mein Herz kein Geheimniß haben, als was ihm selbst eines ist. Und so verhält sich's eben mit jener seltsamen Unruhe, die ich Ihnen näher beschreiben will. — Sie wissen daß mein Schlafkabinet zwischen den beiden von Maria und Emma gewählt wurde; — seit einigen Wochen ist es mir ein ängstlicher Aufenthalt. Am Tage geht es noch; da hör' ich viel Geräusch um mich her, weil Heinrich meistens in den anstoßenden Zimmern ist: aber Nachts ruhe ich wenig mehr. Bald glaube ich Emmas bald Marias weinende Stimme zu hören. Sind sie von bösen Träumen geängstigt, so

muß hauptsächlich Heinrich der Gegenstand derselben sein; denn sie rufen oft seinen Namen aus. Bald sieht die Eine ihn vom Löwen zerrissen, bald die Andre ihn von den Meereswellen verschlungen, und sonst noch mancherlei unheimliche Worte thun ihre bangen Traumbilder kund. Wenn ich dann erschrocken aus dem Schlummer auffahre, wird's wohl wieder stille, aber dann fühle ich mich so unaussprechlich einsam, — so von aller Welt vergessen und verlassen, — eine so wehmüthige Sehnsucht ergreift mich, hinweg aus jenen Zimmern und in Ihre Nähe zu kommen! Ach wie sicher und glücklich würde ich da ruhn!"

„Ihre Entdeckung ist allerdings sehr seltsam! sagte der erstaunte Freund. Erlauben Sie mir eine einzige Frage: Ist Ihnen Emma noch ganz das, was sie sonst Ihnen war?"

Theresens Antwort zögerte: — „Sie hat jetzt viel mehr zu bedenken und zu sorgen, als vormals, sagte sie dann schonend. Sie vermag wohl der Einzelnen nicht mehr ihre ganze Liebe zu widmen. — Ach, sie ist nicht glücklich!"

„Woraus schließen Sie das?" fragte Theodor.

„Ich fühle es mehr, als ich's schließe, war die Antwort. Ihre Gesichtszüge haben nicht mehr die ehmalige heitre Ruhe, die ich so sehr an ihr liebte."

„Werden aber die Uebrigen Ihre neue Wahl auch billigen, beste Prinzessin?" — Seine Stimme wankte bei dieser Frage.

Das schöne Kind stand plötzlich in hoher Glut vor ihm da. Ein unbekanntes Gefühl schien sie so rasch und mächtig zu überfallen, daß ihr ganzes Wesen davon erbebte. Der Freund sah nicht mehr das Kind, sondern die zum lichten, liebewarmen Leben erwachte Jungfrau vor sich stehn. Seine letzten Worte reueten ihn, obgleich er sie nicht mißbilligen konnte; — denn eine so gefährliche Nachbarschaft mußte auch Er vermeiden; und dieses aus dunkeln Gründen, welche sich ihm erst seit wenigen Augenblicken fühlbar machten. „Erlauben Sie, daß ich mit unsrer Emma rede;" bat er jetzt.

„Nein! rief das bange Mädchen. Verzeihen Sie lieber meiner kindischen Unbesonnenheit! Sie selbst finden, daß sichs nicht ziemt — o verzeihen, und verschweigen Sie Alles, mein theurer Freund! Ich will . . ." —

„Bei Gott! fiel er ängſtlich ein; ich finde nichts Unziemliches darin!"

Das ſchien ſie zu beruhigen; doch bat ſie ihn nochmals mit Thränen, er möge Alles verſchweigen. „Ich will mir die ſeltſamen Gedanken aus dem Sinne ſchlagen! ſprach ſie entſchloſſen. Es wird gehen! — Geben Sie mir nur Ihr Wort, daß Sie nichts anordnen, bis ich nach einigen Tagen auf's Neue mit Ihnen darüber geſprochen habe!" — Er gab es ihr; und ſie ſchied beruhigter von ihm.

Am folgenden Morgen machte man eine allgemeine Jagdpartie, um ſich auf die Bekämpfung des Löwen allmälig vorzubereiten, und die Damen an den Anblick der wilden Thiere zu gewöhnen, da durchaus Jede Theil am Ruhm und an der Gefahr nehmen wollte. Der Wagen, mit einem Zug der kräftigſten Böcke beſpannt, hatte eine Tuchdecke, damit im Nothfalle die Furchtſamen dort ein ſchützendes, und die Müden ein kühles Obdach finden könnten. Auch enthielt er Waffen und Aexte, weil man heute eine gute Strecke in den dichtverwachſenen Wald einzudringen gedachte. Es

war ein gar stattlicher Zug. Die Frauen hatten sich leichte Jagdkleider verfertigt, die so zierlich als bequem waren, und worin sich Therese ganz vorzüglich reizend ausnahm, so wie sie auch unstreitig unter Allen die Beherzteste war. Sie trug einen helmartigen Hut mit schwankenden Federn. Die schlanke Gestalt war in jedem Umrisse des tadellosen Wuchses höchst zart ausgebildet; und doch schienen sich alle Glieder der üppig aufquellenden Jugend in feste, majestätisch kräftige Formen zu drängen, sobald der sanfte jungfräuliche Geist das Ganze dieses gestaltreichen Lebens in harmonische Bewegung setzte. Als einmal die Erhitzte tief im Gebüsch mit abgenommenem Hute an einem Bache stand, und, während ihr Luise ein Knieband lüftete, das helle, weichumlockte Haupt mit dem schlanken Halse seitwärts bog, und die blitzenden Augen zur Silberfluth niedersenkte, glaubte man Dianen selbst dem Bade entgegen lechzen zu sehen.

Die Männer hatten bereits mehrere Büffel erlegt, und einen wilden Eber schwer verwundet, als man in einiger Entfernung einen Trupp flüchtiger Antilopen aus dem Dickig hervorstürzen, und

bald darauf den furchtbaren Löwen hinter ihnen herjagen sah. Alles starrte mit Entsetzen auf das Unthier hin. Wandte sichs nach dieser Gegend, so war ein Haupttreffen unvermeidlich; — manches blaue Auge sah sich schon ängstlich nach dem nahen Wagen um; aber der Thierkönig stutzte, als er von Weitem die bekannten Jäger erschaute, und bei dem ersten Büchsenknall, der ihm galt, ließ er von den fliehenden Antilopen ab und trabte, so geschwind es sein, von Thalheims ehmaligem Schuß noch etwas lahmer Fuß erlaubte, dem Busche zu. Es wurde auf der Stelle Kriegsrath gehalten. Thalheim schlug vor, dem Feind in förmlicher Schlachtordnung zu Leibe zu gehn, und ihn in der Nähe seines Busches durch Schüsse zu reizen. Darüber jauchzte Heinrich laut auf; sogar der Greis fühlte Muth zum Angriff, nnd nicht ohne Zittern entschlossen sich die Damen, im Hintertreffen nachzufolgen. Nur ein günstiger Zufall hintertrieb heute die gefahrvolle Jagd. Therese war ein sogenanntes Glückekind. Was Andre mit der größten Anstrengung nicht zu finden wußten, das bot sich ihr ungesucht dar. Als man in den Wald

einzubringen begann, rief das Mädchen plötzlich die Uebrigen nach ihrer Seite hin, und zeigte ihnen einen alten Baum, deſſen Höhlung, voll Honig, von den Bienen verlaſſen zu ſein ſchien. Dieſer ſüße Fund erregte allgemeine Freude. Der ganze Stamm duftete von Blumenwürze. Man gab nun vorläufig alles Jagen auf, um vor allen Dingen den köſtlichen Schatz in Sicherheit zu bringen. Die Männer fällten den Baum mit kräftigen Hieben, und zertheilten ihn ſo, daß die ganze Vorrathskammer der ehmaligen Bewohner unbeſchädigt blieb; darauf ward er an den Wagen befeſtigt, und im Triumphe nach dem Wohnhaus geſchleift. Hier begann das Geſchäft der Frauen; und bald tiſchten ſie einige Scheiben auf, die an Köſtlichkeit den Honig von Hybla zu übertreffen ſchienen.

Gleich am andern Morgen zog man, der geſtrigen Ermüdung ungeachtet, mit dem Tage ſchon wieder hinaus, um in der Nähe der Verzäunung eine große Vogeljagd zu halten, Sie fiel ergiebig genug aus, ermattete aber, da der Morgen heiß war, die ſchönen Jägerinnen ſo ſehr, daß man nach einigen Stunden ſchon die Kühlung des Fel-

fenhauſes zu ſuchen genöthigt war. Nun eilten Alle nach den Badeplätzen, und neuerquickt bereiteten dann die hungrigen Mädchen das leckerhafteſte Mahl, was nur dieſe reiche Inſel gewähren konnte; ließen ſich auch heute den Wein von Madera ſo gut ſchmecken, daß Thalheim ein bedeutendes Lächeln nicht unterdrücken konnte, worauf die Gräfin und Fräulein Laura ihn einen Geizhals ſchalten, übrigens aber mit ungemeinem Muthe die Löwenjagd gleich auf Morgen angeſtellt wiſſen wollten.

Des Nachmittags ging, wie gewöhnlich Jeder ſeine Wege. Thalheim umſchlich mit der Flinte in ſtiller Einſamkeit die Verzäunung, weil er vor Kurzem irgend einem gefährlichen Taubenräuber auf die Spur gekommen war, dem er jetzt täglich nachſtellte. Die Sonne war nahe am Untergange und eben wollte er zurückkehren, als ihm aus einem kleinen Fruchthaine Thereſens ſüße Stimme zu Ohren drang. Er betrat das duftende Gehölz, welches am Fluſſe lag, mit leiſem Schritt, um den Geſang zu belauſchen, der aber jetzt wieder verſtummte. Das Mädchen ſaß am blumigen

Ufer; eine Guitarre, (ſie hatte ſich mit unter den Geräthſchaften des oberen Hausraumes gefunden,) lag neben ihr, und die Sängerin mußte wohl gedichtet haben; denn über dem ſanftgebognen Knie hielt ſie ein beſchriebenes Blatt, in welchem ſie mit der Bleifeder hier und da einiges abzuändern oder zu durchſtreichen ſchien. In ihrem Schooße glänzte auf dem weißen Gewand etwas Röthliches, von der Abendſonne beſtrahlt. Es waren Goldkörner, die ſie im Uferſande gefunden hatte.

Jetzt blickte ſie ſeufzend empor, verſteckte das Blättchen, ergriff das Saitenſpiel und ſang folgendes Lied:

Es flieht ein Schiff durch Wogen und Wind,
Ach, arme Eltern, wo iſt euer Kind?
Aus Frankreichs Port
Führen's die Räuber fort.
Sie fliehen, ſie fliehn zum Süden hinab,
Bald öffnen die Wellen das tiefe Grab!
Nun ſchwanket das Meer; des Schiffes Bauch
Entqualmet der Flamme ſtickender Rauch!

Verloren . . . doch ſieh ein Land erſcheint;
Am grünenden Ufer ein winkender Freund!
Im ſtillen Thal
Da birgt er die Kinder all.
Nun ſtillet, ihr Eltern, des Herzens Weh.
Bezwungen ſind Räuber und Flamme und See.
Das Kind lebt auf in ſeliger Luſt;
Der Freund erwärmt es an ſeiner Bruſt.

Doch kalt wird jetzt der Geſpielen Sinn!
O Schweſtertreue, wo flieheſt du hin?
Ich bin allein,
Sie wollen nicht mit mir ſein!
Was Eine wünſcht, liebt die Andre noch mehr;
Das macht dem Kinde das Herz ſo ſchwer!
Es bangt verlaſſen in dunkler Nacht
Vom Abend bis der Morgen erwacht.

Die Sonn' erſcheint in himmliſcher Pracht,
In meiner Bruſt nur bleibet es Nacht.
Der Löwe brüllt,
Es rauſcht im Forſte das Wild,
Die Sonne verſinket in blauer See, —
Und immer, und immer dies tiefe Weh!

Am Stromesufer, bei Blümlein hold,
Da such' ich die Ruhe, und finde — Gold!

Sanft hat das Herz zum Freunde gefleht,
Doch auch der Freund dies Herz verschmäht!
Ihr Eltern mein,
O könnt' ich doch bei Euch sein.

Das Lied war noch nicht zu Ende; aber eine tiefe Rührung überwältigte die Stimme der Sängerin. Sie breitete die zarten Hände zum Norden aus, und Thalheim vernahm nur noch ein leises Schluchzen; — da brach ihm das liebende Herz. „Therese!" rief er mit halber Stimme; und als die Erschrockne aufsprang und sich zu ihm wandte, da berührten seine Kniee die Stelle, wo sie geruht hatte, und er umfaßte die Ihrigen. „Hier, rief er in großer, an ihm ganz ungewöhnlicher, Bewegung aus: hier kniet ein Mensch, der diese heiße Sehnsucht faßt und fühlt, — der dieses einsame Herz so gern in seine eigne Brust aufnähme; — der Ihnen, holde Seele! Vater, Mutter, Freund, — ach Alles sein möchte! der sich, wie vor Gott kniend, hier Ihnen zu eigen schwört und sein ganz

ges Leben und Weſen der unverbrüchlichen Treue gegen dieſes reine, heilige Herz auf ewig, auf ewig weiht!“

„Das ſind Töne des Himmels, die jetzt in meine Seele klingen!“ flüſterte Thereſe ſanft, indem ſie, zitternd vor Wonne, den Freund emporhob, und ſich kindlich an ſeine Bruſt ſchmiegte. „Ja, ich gehöre nun Ihnen an! — Darf ich in Ihre Nähe ziehen?“

Noch am heutigen Abend, wenn es möglich iſt!“ rief er freudig, und eilte mit der Geliebten unter ſüßen Geſprächen der Wohnung zu. Wie freute ſich das glückliche Kind auf die ſchöne ruhige Nacht!

Sie fanden die Uebrigen um den Theetiſch verſammelt. Niemand hatte heute ſich entfernt, weil Emma ſich etwas unwohl befand. Thalheim ſchlug ſogleich einige kleine Veränderungen im Hausweſen vor, und es ging Alles nach ſeinem Wunſche. Die Mädchen wußten noch mancherlei neue Einrichtungen mit einzumiſchen, wo denn auch Thereſe, wie zufällig, ihr eignes Anliegen zur Sprache brachte. Die Gefährtinnen fanden einen

ſolchen Wechſel höchſterwünſcht, denn ſie bekamen dadurch ein Zimmer mehr zum Gebrauch, welches auf der Stelle zum gemeinſamen Theezimmer beſtimmt wurde. Ehe noch die Nacht hereinbrach war alles in der neuen Ordnung.

Man aß heute ſehr ſpät; denn jeder Neueingerichtete mußte zuvor die Andern beſuchen, und beſucht werden; dann verſammelten ſich Damen und Herren in der beſten Laune am Tiſche. Vielleicht war es bei dieſer frohſinnigen Stimmung nur allein Thalheim, welcher bei Emma eine ihm auffallende Veränderung entdeckte. Sie hatte keinen Antheil an jenem Zimmerwechſel genommen; alle Eßluſt fehlte, die doch ſonſt niemals irgend einer Nöthigung bedurfte; dabei waren ihre Augen roth, — wahrſcheinlich von Thränen; — ihr Geſicht glühte; ihr ganzes Weſen ſchien im Kampfe mit einer heftigen Leidenſchaft begriffen, wiewohl ſie ſich immer zum Lächeln zwang und außer einem leiſen Kopfweh kein anderes Uebelbefinden eingeſtehen wollte. — Nach einiger Zeit ſtand ſie plötzlich auf, ging in ihr Zimmer, und man hörte deutlich, daß ſie nicht allein die zum Saale füh-

rende Thüre deſſelben verſchloß, ſondern auch die andre, welche ſich auf den Gang hin öffnete. Erſt in dieſem Augenblick bemerkte der aufmerkſam gewordene Thalheim, daß auch Heinrich in der heftigſten Bewegung war. Er ſaß Marien gegenüber, bald wieder ganz in dem Anſchaun des Mädchens verſunken. Die ſchöne Miß war heute unbeſchreiblich mild, im Vergleich mit ihrer gewohnten Weiſe ſich zu benehmen; und Heinrichs zärtlichen Blicken begegnete zuweilen ein wehmüthiges Lächeln, von deſſen zarter Bedeutung Thalheim ſelbſt ſich innig ergriffen fühlte. Eine geiſtreiche und ſtolze Schöne wird ganz unwiderſtehlich, wenn ſie wahrhaft liebt. — Maria war's heute.

Heinrich ſprach an dieſem Abendtiſche faſt gar nicht. Nur einmal, als die Uebrigen von den Freuden der zuletzt genoſſenen Tage redeten, weckte er ſich ſelbſt aus ſeinen glückſeligen Träumen auf, und ſagte lächelnd: „Nein, es iſt unmöglich, daß es auf Erden einen noch Glücklicheren gebe, als ich es bin!“

„Ich wünſche, ſagte Thalheim leiſe zum Nach-

bar, daß du ſelbſt dem Glücke Zügel anzulegen weißt, damit es nicht bis ans entgegengeſetzte Ende mit dir fortrenne, und du früher unglücklich wirſt, als du es geahnet haſt!"

Heinrich ſchwieg. Seine und Mariens Blicke faßten ſich jetzt zum erſten Male mit voller Gewalt. Thalheim ſah ihn in einer bebenden Bewegung, indem ein tiefer, unterdrückter Seufzer den Buſen des ſchönen Mädchens hob. Es blieb unſerm Freunde kein Zweifel mehr über die Gewißheit dieſer Liebe und wegen Emma's heutiger Unruhe zurück. „Möge nur, ſprach er bei ſich ſelbſt, die gute Emma ihr Herz ſo ſorgfältig gehütet haben, wie ſie mir es einſt verſprach, damit die Arme nicht ein Opfer dieſer Liebe werde!"

Den Schlaf der Unwohlen nicht zu ſtören, ging man zeitig und ſtill zur Ruhe. Thalheim begleitete ſeine Thereſe zu ihrem neuen Zimmer. An der Thüre nahm ſie ihm das Licht ab. „Nur heute geſtatte ich es, lächelte ſie, daß Sie mich ſelbſt bis hierher begleiten. — Aber wenn Sie wüßten, Thalheim, welcher ſüſſen, lieblichen Ruhe

Sie mich jetzt entgegenführten! . . . Ich habe in den zwei letzten Nächten kein Auge geſchloſſen!"

„O ich entſetzlicher Menſch!" rief er, — jetzt erſt ſeine allzuſtrengen Bedenklichkeiten bereuend.

„O, Sie Beſter von allen Menſchen, die ich je kannte! ſagte ſie leiſe. Sie mein ſchützender Vater! Nun iſt ja Ihr Kind, Ihr geliebtes Kind, ruhig und ſelig! Gute Nacht, lieber Thalheim! — und gute Nachbarſchaft!"

Sie drückte die Thüre langſam zu; bald aber öffnete ſie noch einmal, ihm für die ſchöne Sicherheit zu danken, die jetzt ihr Herz beruhigte. „Ihre heutigen Worte, fügte ſie hinzu, (und darum war vermuthlich die Thüre noch einmal aufgegangen!) ſind mir ewig unvergeßlich! Kann Thereſe jemals Ihrer Liebe vergeſſen, ſo wird ſie nicht mehr ſein. — Ruhen Sie ſo ſanft wie ich, mein einziger Freund!"

Und Thalheim ſtand entzückt vom Anſchaun des holden Engels, und konnte nichts erwidern, als „Gute Nacht, Geliebte! — Oder guten Morgen! denn für mich Glücklichen giebt es heute wohl keine Nacht!"

Seltſam! — Thereſe verſchloß nur jene Thüre, welche ſich auf den Gang öffnete, nicht aber die Andre zwiſchen ihrem und des Freundes Schlafgemach. An der innern Seite nach Thalheims Zimmer war ein Riegel ſichtbar. Sollte er ihn wohl vorſchieben? — Wie? — Und dadurch die holde Unſchuld erſchrecken, wohl gar kränken? — Er kämpfte nur wenige Augenblicke mit ſich ſelbſt; dann aber verwarf er alles Bedenken, als höchſtunmännlich, blickte den unbenutzten Riegel der unverſchloſſenen Thüre ganz verächtlich an, und ſtreckte ſich auf ſein Lager hin; weniger um zu ſchlafen, als um ſüß zu träumen.

Am frühen Morgen, ehe noch Jemand im Hauſe zum Vorſchein kam, machte ſich Thalheim ſchon ein Geſchäft im Saale, um an Emma's Thüre ſich nach dem Befinden der unpäßlichen Freundin zu erkundigen. — Er hörte Heinrichen bereits in ſeiner neuen Wohnung heftig auf und niedergehn, und wollte eben zu ihm eintreten, als der Laut bittrer Wehklage ſeine Aufmerkſamkeit nach Mariens Zimmer hinlenkte. Thalheim horchte erſchrocken. Die Klagen mehrten ſich. „Darf ich

zu Ihnen eintreten?" fragte er ängſtlich an der Thüre.

„Ach Thalheim!" rief Emma im Innern überlaut — und er öffnete ſchnell. Emma und Maria hielten ſich weinend umfaßt.

„Um des Himmels Willen, was iſt hier vorgegangen?" rief der Erſchrockene.

„O mein Freund! ſtammelte die ſchluchzende Emma; Sie werden mich verachten, — Sie müſſen uns Beide verachten! Heinrich, der Wilde! Er macht uns elend und ſchuldig!"

„Nein! ſtöhnte Maria, ſich an der Freundin Bruſt verbergend; — „nicht Er — ſondern wir!"

„Entſetzlich!" rief der erbleichende Thalheim, dem über die wahre Bedeutung dieſes Jammerns kein Zweifel zurückbleiben konnte; — „Dann ſehe ich hier keine Hülfe! — Nirgends eine rettende Hoffnung!"

„Gehen Sie, theurer Freund! flehte Emma; Laſſen Sie uns allein mit unſerm Elende. Schaffen Sie uns für heute Ruhe auf unſerm Zimmer.

Sobald wir einigermaßen gefaßt ſind, komme ich zu Ihnen. Reden Sie noch nicht mit Heinrich — — ach, ich ertrage Ihren Anblick nicht länger edler Menſch!“

Langſam entfernte ſich der düſter Sinnende. Aber eh' er noch den Saal verließ, ereilte ihn Heinrich und zog ihn mit faſt athemloſer Heftigkeit in ſein Gemach. „Weißt du ſchon Alles, Bruder?“ fragte er mit glühender Schamröthe.

„O Heinrich! rief der Freund, indem er ſich tieftrauernd in einen Seſſel warf, Heinrich! Wie ſtolz war ich ſonſt auf dich! Und nun — großer Gott! was iſt aus dir geworden! In welchen Abgrund hat dich deine zügelloſe Begierde geſtürzt!“ — Er verhüllte ſein Geſicht.

In Heinrichs Augen thaten ſich jetzt zwei ſtrömende Quellen auf. Er ſchlug heftig an die breite Bruſt, als wollte er ihre Lüſte ſtrafen. „Bruder! ſprach er dann wehmüthig, — verdamme mich nicht, ehe du mich gehöret haſt! — Sieh, du kennſt dieſe Frauen nicht . . . .“

Hier erzählte er glühend, ſtockend, oft verwirrt und niedergeſchlagen, dann wieder in der

heftigſten leidenſchaftlichen Stimmung; bald zürnend mit ſich ſelbſt, bald wieder aufgelöſ't in Liebe für die Frauen, — die Geſchichte ſeiner Verirrungen, — wenn man ſie nicht lieber eine Verirrung der beiden Mädchen nennen will. Denn dieſe reizenden Geſchöpfe, deren Eine ſtolz war auf ihren Geiſt, auf ihr Wiſſen, auf ihre Tugend, die Andre ſtolz auf ihre Nation, auf ihre Schönheit, auf ihre weibliche Würde, — hatte ihr Geſchick Beide, wie zum Spott, auf jene Zinne der Verſuchung hingeführt, wo der arme, gebrechliche, ſündhafte Menſch, — er ſei Mann oder Weib, — die Schwäche ſeiner Weisheit, und die übermächtige Kraft der Natur fühlt. Sie waren Beide in heiße, unheilbare Liebe gegen den kraftvollſten, ſchönſten Jüngling gerathen, den ſie jemals geſehn, — gegen den Erſten der ihr jungfräuliches Herz gerührt nnd gewonnen. Der wilde Naturſohn, — (denn das war er noch in jedem Falle, wo die Macht der allzukurzen Gewöhnung an der Leidenſchaft ſcheiterte,) hatte der Liebe Emma's zu ihm eben ſo wenig, als ſeiner eignen glühenden Liebe zu Marien widerſtehen können.

Das groſse Opfer, das ihm Emma gebracht, hatte ſeines Zweckes, ſich des Geliebten alleinigen Beſitz zu ſichern, verfehlt; es hatte vielmehr ſeine Leidenſchaft für Marien nun erſt recht zum Bewuſstſein gebracht; und da auch in dem Herzen dieſer Geliebten, bei ſo voller Jugendblüthe, eine heimliche Sinnenglut flammte, welche ſich vielleicht nur unter den mannigfach bindenden Verhältniſſen der Heimath, nicht aber unter den abenteuerlichen, abgetrennten dieſes Inſel-Lebens, hätte tilgen oder beſchwichtigen laſſen: ſo ſchien der traurige Erfolg einer, anfänglich allzugeringſchätzig behandelten, Neigung ſo unheilbringend für die Sittlichkeit, daſs es unmöglich war, zu ſagen: wer von den Dreien verführte, oder verführt wurde.

Der Sinnenrauſch verflog bald, wie gewöhnlich. Die innige Freundſchaft der beiden Mädchen überdauerte ihn, und die Entdeckung war — beſonders bei Heinrichs groſser Naivetät, — nicht ſchwer: daſs ſie Beide die Frauen Eines Mannes ſeien. Der überraſchende Augenblick dieſer Entdeckung war gerade der, in welchem Thal-

heim zu den Jammernden eintrat. — Schwerlich wäre er auch ſonſt der traurigen Geſchichte ſo bald auf den Grund gekommen! Denn man faßt ſich in ſolchen Fällen doch wohl wieder, und die Klugheit tritt in ihre alten Rechte ein, — zumal bei den Frauen!

Heinrich hatte auserzählt. Sein Freund fühlte jetzt mehr Mitleid als Zorn. „Unglücklicher Sohn! ſagte er gerührt: Nein, du warſt kein Thier, kein Nichtswürdiger! Nur ein ſchwacher, ſündiger Menſch! Ich bleibe dein Freund wie immer. Ich fühle mich als deines Gleichen; fühle wohl, daß deine Gebrechen auch die meinigen ſind!“

„Für dieſe Liebe ſei der Himmel dein Erbtheil! rief Heinrich. Aber du weißt nun Alles. Schieße mich jetzt nieder aus Freundſchaft; denn ich kann die Thränen dieſer Mädchen nicht ertragen! — Du willſt nicht? — So erzeigt mir Muſtapha vielleicht dieſen Dienſt; — ich wollte eben mit ihm zur Jagd.“ — Er hielt Thalheimen ſeine Büchſe hin.

Das erſt ſind die Kennzeichen des feigen

Schwächlings! ſagte Thalheim finſter. Wenn ſeine Leidenſchaft Unheil angeſtiftet hat, will er ſich aus dem beſchwerlichen Leben zurückziehen, — ſtatt daß der edle Menſch ſich freiwillig für die Folgen fremder Verſchuldung aufopfert! So muß ich mich denn deiner doch von Herzen ſchämen, armer Heinrich!"

„Thalheim! du biſt furchtbar! — Weißt du noch irgend einen Rath, einen Ausweg?"

„Unmöglich iſt die Rettung nicht! ſagte Thalheim. Ich will mich an die Großmuth der Frauen wenden. Vielleicht entläßt dich die Eine deiner Verbindlichkeit freiwillig — die Andre wird dein Weib."

„Nein, rief Heinrich mit Heftigkeit; ich kann von Marien nicht laſſen, denn ich liebe ſie mehr als mein Leben! Ich kann auch von Emma nicht laſſen, denn ſie iſt unausſprechlich gut, und hat mich lieben gelehrt. Sie ſelbſt liebt mich gewiß eben ſo innig, als Maria. Ich vermag keine von Beiden zu verlaſſen, wenn ich nicht ſterben ſoll. — Was hältſt du von der mohamedaniſchen Religion, Thalheim?"

„Wenig Gutes! Ihre Bekenner ſind ein rohes, thörichtes, ſklaviſches, abergläubiges, blutgieriges, Volk. Hüte dich vor dieſer falſchen Religion! Sie würde vielleicht deinen Sinnen ſchmeicheln, aber deiner Seele keine Nahrung geben. Wie viel mehr biſt du jetzt ſchon, als Muſtapha, der doch zu den beſſeren Türken gehört!“

„Deſto beſſer! ſagte Heinrich nachdenkend. Du haſt mir doch einſt geſagt, ein Bekenner anderer Religions-Meinungen könne eben ſo leicht ſelig werden, als ein Chriſt.“

„Dein Gedächtniß trügt dich für diesmal! — So ſagte ich nicht!“

„Oder du ſagteſt doch: er könne auch ſelig werden?“

„So war es, Heinrich! — Dann wird er aber doch denken und handeln müſſen, wie ein echter Chriſt!“

„Laß mich in der Einſamkeit darüber nachdenken, Thalheim!“

„Thue das!“ erwiderte dieſer etwas heftig; denn Heinrichs egoiſtiſches Auskunftsmittel erbitterte ihn. „O es iſt eine bequeme Religion für Leute deines

Schlages! Man bekommt wohl allmälig auch Luſt zur Gräfin und zu Laura, — verführt am Ende gar die unſchuldige Thereſe, und macht dann die guten Kinder ſämmtlich zu geſetzmäßigen Sklavinnen ſeines Harems!"

„Bruder! Du zermalmſt mir das Herz! rief Heinrich laut. Nenne mir wenigſtens Thereſen nicht mehr, — dieſes Heiligthum! — dieſes geweihte Kind, das Du, mein Vater, mein Retter, mein Freund, liebſt!"

„Woher weißt du's?" fragte Thalheim erröthend.

„Wie? antwortete er; ich ſollte es nicht gemerkt haben, daß das holde Geſchöpf mit ganzer Seele an dir hängt, und daß du ihr zu eigen biſt, wie ſie dir? — Ach, Bruder! Könnteſt du mich denn wirklich für einen ſolchen dankvergeſſenen Unmenſchen halten?"

„Du ſollſt nicht aus Dankbarkeit keuſch leben, fiel Thalheim ein, ſondern aus Keuſchheit! — Halt! Mir fällt jetzt bei, daß es auch unter den Chriſten ein ſogenanntes morganatiſches Geſetz giebt für dergleichen Nothfälle. Wir leben auf

einer wüſten Inſel — du biſt doch eigentlich der Fürſt derſelben; — Ich werde alles aufbieten, um die gute Emma zu bewegen, daß ſie eine Ehe zur linken Hand annehme; dann darf ich dir Maria, als die zweite rechtmäßige Gattin, an die Rechte antrauen."

„Würden aber dann die Verhältniſſe und Rechte der Beiden auch vollkommen gleich ſein?" fragte Heinrich geſpannt.

„Nicht ganz; erwiderte Thalheim. Aber ſo lange wir hier lebten und vollkommen einig wären, brauchte kein weſentlicher Unterſchied ſtattzufinden. — Denke über alles dies wohl nach, Heinrich! Du haſt zu wählen, — biſt noch ganz frei. Ich bin ein Chriſt und liebe meine Religion über Alles. Auch du kennſt ſie bereits, und weißt, daß ich auf ihre Reinheit und Herrlichkeit viel zu ſtolz bin, um jemals einen Menſchen, welcher ſelbſt wählen kann, ihre Wohlthaten aufzudringen. Jeden Menſchen aber, welchem das Glück wird, ſich ſelbſt bei gereiftem Verſtande eine Religion wählen zu dürfen, werde ich für einen heilloſen Thoren halten, wenn er die meinige verwirft."

„Es ſcheint, du haſt Recht; ſagte Heinrich. Ich muß hinaus ins Freie! Sorge nicht für meine Faſſung; aber ſorge für die armen Gekränkten! Sei ihr Troſt! In einigen Stunden erfährſt du meinen Entſchluß.“

Mit dieſen Worten eilte er fort, um den Alten zur Jagd abzurufen, und Thalheim ging traurig auf ſein Zimmer.

Es war noch früh am Tage, aber gleichwohl ſehnte er ſich ſchon mit einiger Unruhe nach der Erſcheinung Thereſens. Die Begebenheiten der letzten Nächte hatten ihn mit Grauen erfüllt, und er konnte daher eine gewiſſe Furcht nicht unterdrücken, wenn er ſich das liebe, ſchlafende Kind in ſeiner Einſamkeit dachte. Auch wollte er ſie bitten, heute gemeinſchaftlich mit Laura und Luiſe die Beſorgung des Hausweſens zu übernehmen, um die beiden Unglücklichen in Ruhe zu laſſen. Da in Thereſens Gemach noch tiefe Stille herrſchte, ſo wagte er es erſt, nachdem er eine Zeitlang in dem ſeinigen laute Bewegungen gemacht, leiſe an ihre Thüre zu klopfen; es erfolgte aber keine Antwort. Nun noch ängſtlicher werdend, öffnete er ſachte ein

wenig, — und erblickte mit heiliger Rührung die Holde, wie ſie eben ihr Morgengebet verrichtete. Sie kniete am Fenſter, das ſchöne Antlitz hinauswärts zur ſonnigen Morgenlandſchaft gerichtet, die gefalteten Händchen zu Gott empor gehoben. Unhörbar drückte der Freund die Thüre wieder zu, und erhob mit den Gedanken des frommen Kindes auch die ſeinigen zum Vater der Welt.

Nach einiger Zeit vernahm er ein leiſes Klopfen, und ſprang der Geliebten freudig entgegen. Selige Heiterkeit grüßte ihn aus ihrem Mund und Blick.

„Mir iſt, ſagte ſie, als ſei plötzlich alles Weh und alle Sehnſucht aus meinem Herzen gewichen. Wie erquickend hat ſich dieſe ſchöne Nacht auf meine ganz ermatteten Glieder herabgeſenkt! Ich erwachte einigemal und war mir der ſüßen Ruhe ſo himmliſch bewußt! Ich dankte Gott für die heitre Sicherheit um mich her; ich wußte ſo gewiß, daß es nur von mir ſelbſt abhänge, ſogleich wieder ſanft einzudämmern; der ſtille Ort war mir ſo gewohnt, ſo heimiſch; — ich glaubte zuweilen vom Lager meines Freundes her die leiſen Athemzüge ſeines

lächelnden Mund zu hören. Ach, ich lag sanft, wie in Gottes Armen! — Dank Ihnen, Guter, Edler! . . "

Sie zog ihn mit blödem Händedruck in ihre Zimmer, um ihm die ganze kleine Einrichtung zu zeigen. — Ihm war das selige Herz so überfüllt; und er wollte einigemal reden — aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß er Schreckensworte zu sagen habe, und gar nicht einmal wisse, wie er sie dieser Reinen sagen könne. — Er schwieg verwirrt. „Sehn Sie nur, sprach sie in süßer Schwärmerei, wie häuslich hier jedes Eckchen ist, — als hätten es die guten Engel aus unsrer Heimath hierher getragen! Der Sopha dort steht gerade so, wie jener, auf dem meine Eltern mit mir spielten, wenn sie zu mir in mein kleines Kinderstübchen traten. — — Nein! diese Thränen sind nicht bitter, mein geliebter Freund! Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich noch freudiger weine!"

„Gott! rief Thalheim entzückt, laß mich dieses köstliche Geschöpf einst eben so rein und herrlich den Eltern wieder zuführen, wie ich es hier in der Wüste aus deiner Wunderhand empfing!" Das Mädchen hatte sich an ihn geschmiegt. Er hielt sie sanft umschlungen, und ließ sie so ihr Herz ausweinen.

„An dieser getreuen Brust werde ich gesund! sprach sie, die glänzenden Augen zu seinen seelenvollen Blicken erhebend. „Hier habe ich Vater und Mutter wiedergefunden!" O wie schwer fiel es ihm, seine schmachtenden Lippen nicht herabsinken zu lassen auf Theresens blühenden Rosenmund!

— Jetzt aber kam ihm wieder ſchreckhaft in den Sinn, was er dieſem Engel von den gefallenen Freundinnen zu entdecken hatte. Er begann endlich mit der Nachricht: daß Emma und die Miß im Zimmer eingeſchloſſen bleiben wollten, und daß er ſie dieſen Morgen beide in der allerheftigſten Gemüthsbewegung gefunden habe. Sie gerieth in mitleidige Angſt, und Thalheim vermochte es nicht, ſie über die Lage der Freundinnen zu beruhigen, ſo wenig er ihr auch noch von dem wahren Verlauf dieſer traurigen Begebenheit eingeſtand.

„Ich ſehe hier nichts als Unheil!“ ſagte die ahnungsvolle Seele in ihrer Unſchuld, ohne zu erröthen, und nur mit dem zarten Schmerz reiner Menſchlichkeit. „Glauben Sie mir, das Verhältniß zwiſchen Maria und Emma wird immer trauriger werden, wenn nicht Heinrich entweder tiefer in die Schranken der kalten Ehrerbietung gegen Beide zurücktritt, oder ſich doch nur als einen gleichfreundlichen Bruder gegen die Eine, wie gegen die Andre beweiſt. Und dies iſt — wenn ich mich an die Stelle des armen Heinrich ſetze. . . .

„Nur unter wirklichen Geſchwiſtern möglich!“ fiel Thalheim ſchnell ein, um das Geſpräch zu endigen. Denn eine roſige Glut überflog plötzlich Thereſens Geſicht, als bei ihren letzten Worten das junge Herz ſich ſelbſt über einem neuen zärtlichen Gefühl überraſchte, und ihr Auge unwillkührlich den Geliebten mit einem Blick grüßte, der dieſem durch die Seele drang.

„Mich dünkt, es warten hier noch große Leiden auf uns, meine Freundin! fing er nach einer

Pause wieder an. Aber wir wollen sie getreulich mit unsern Freunden tragen!"

„Gemeinschaftlich!" sagte das liebe Kind mit heiterem Muthe, und bot dem Freunde die redliche Hand dar. Er schlug sanft ein, und hob sie zum erstenmal zum leisen Kusse an den erbebenden Mund. — —

* * *

So weit das Bruchstück! Ich hoffe, daß Sie, mein Freund, das anfänglich gegebne Wort für gelöst halten: Sie bis zu einem Punkte hinzubegleiten, von wo aus das Ganze der Dichtung einen anziehenden Ueberblick gewährt. — Bleibt auch allerdings der Phantasie des Lesers noch ein weiter Spielraum und die nicht leichte Aufgabe, die Episode von den drei Liebenden, (in der Regel ist man nur auf ein Pärchen eingerichtet,) schicklich und glücklich zu Ende zu bringen, so zweifelt er dagegen auf der andern Seite keinen Augenblick an dem günstigen Geschick der beiden Hauptpersonen. Thalheim, der biedre, ehrenfeste, — an dem sogar eine gewisse pedantische Unbeholfenheit höchstliebenswürdig wird, — und Therese, die reine, demüthige, holdselige Magd, (selbst für Prinzessinnen ein hoher Ehrentitel!) gehören nun einander auf ewig an, und werden, wie auch der Zufall spielen mag, das glücklichste Paar unter der Sonne. Darauf schwört der Leser; und der Autor hätte sein gutes Vertrauen sicher gerechtfertigt und belohnt, wäre es ihm vergönnt gewesen, den Roman zu beendigen.

11. 1. 2

Briefe

über den Dichter

Ernſt Wagner;

enthaltend: Lebensgeſchichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm ſelbſt; vom Herzoge Auguſt von S. Gotha; Jean Paul Friedrich Richter; Fichte u. A.

herausgegeben

von

Friedrich Moſengeil.

Zweites Bändchen.

Schmalkalden,
in der Varnhagenſchen Verlagshandlung
1826.

Neunter Brief.

Wie dieſe ſchöne Novelle unſers Freundes als eine erheiternde Epiſode in der nur allzuernſten Geſchichte ſeines letzten Lebensjahres erſcheint, ſo tritt ſie auch hier in die Erzählung ſeiner Leiden mildernd ein; denn dieſe mehrten ſich ſo, daß ihre ununterbrochene umſtändlichere Schilderung nur eine ſchmerzhafte Theilnahme erwecken könnte.

Die ſo höchſtnothwendige Bewegung auf dem alten treuen Schimmel hatte aufgehört, ſeit es dem Kranken durchaus nicht mehr möglich war, ihn zu beſteigen. Nothdürftig erſetzte zuweilen dieſen Mangel eine Fahrt im Wagen; aber auch hier war das Ein- und Ausſteigen mit unſäglicher Anſtrengung verknüpft. Eine nicht hohe Treppe hinaufzukommen, koſtete ihn faſt eine halbe Stun-

de Zeit. Dabei zitterte er auf den letzten Stufen vor Ermattung, und der Schweiß floß ihm von der Stirne. Wie Vieles mußte er sich nun versagen, was ihn sonst erquickt und erheitert hatte! An Besuche bei seinen Freunden war gar nicht zu denken; die kleinen Spazierfahrten zeigten ihm nur die lieben Höhen von ferne, wo er sonst so glücklich gewesen war. Eines aber schmerzte ihn vor Allen. Er war ein warmer, geschmackvoller Freund der Musik; so lange es nur irgend möglich war, die Schloßtreppe zu erklimmen, welche zum Conzertsaale führt, versäumte er selten eine Probe, und alle Musiker hatten ihn nicht blos persönlich von Herzen lieb, sondern achteten auch sein Kennerurtheil hoch. Um Wagners Gefühl für jene edle Kunst genauer zu würdigen muß man sein A B C nachlesen. Da heißt es unter anderm:

„Großer guter Gott! Mein halbes Leben war Gesang! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umherwandeln, und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern. O Vater! wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges

Geſchöpf! Möchte doch auch meinen Söhnen noch daſſelbe Talent zu Theil werden, zu dem ich ſie oft mit Rührung hinwies. So vermag ich z. B. auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen, — und vorzüglich die heroiſche Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte, — mir ſelbſt ganz vollſtändig zu geben. Ja, noch mehr: ich vermag einen muſikaliſchen Freund, der ſie noch nicht kennt, in Rückſicht auf die Harmonie vollſtändig damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze Schöpfung in meinem Herzen, und kann jedem Muſiker, welcher ſie kennt und liebt, ſtundenlange höchſtangenehme Erinnerungen daraus geben, ſobald er nur den Text ſelbſt weiß und mitſpricht, und übrigens ſich nicht von Nebendingen ſtören läßt — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füſſe die Paukendienſte verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich vom Chore „dich beten Erd und Himmel an" mir ſelbſt immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag — aus Rührung.)"

Als die Beſuche der Konzerte unterbleiben

mußten, erkundigte er ſich wenigſtens fleißig nach dem Neuen und Schönen, woran die damalige Zeit ſo reich war. Dieſe Erkundigungen führten einſt eine mir unvergeßliche Stunde herbei.

Es war ein ſtiller milder Herbſttag, wo ich zufällig bei einem Beſuche des Freundes ihm die Schönheit und Pracht eines neu eingeübten Werkes von ſeinem großen Liebling Beethoven rühmte und, ſo gut ichs vermochte, beſchrieb. „Ach Gott! ſeufzte er, könnt' ich's doch hören!" „Und ſollte das unmöglich ſein? erwiderte ich. Dein Schimmel bringe dich in den Schloßgarten unter die Fenſter des Muſik-Saales; werden dieſe geöffnet, ſo entgeht dir bei der ſtillen Luft gewiß ſelbſt das leiſeſte Piano nicht." „Ja! rief er freudig; ſo iſt's möglich!" und beſtellte ſogleich das treue Rößlein, da ich gerade im Begriff war der Hauptprobe beizuwohnen. Die Muſiker freuten ſich alle als ich ihnen ſagte, Wagner höre im Garten zu; und das herrliche Stück ward faſt mit mehr Fleiß und Liebe, als ſelbſt bei der Aufführung im Hofkonzerte, gegeben. Ich ſtand am offenen Fenſter, und verſtändigte mich mit dem Zuhörer im Gar-

ten über ausgezeichnete Stellen durch Winke. Aber bald unterblieb auch dieses leise Gespräch; denn eine tiefe Rührung hatte sich des entzückten Freundes bemeistert; seine Thränen flossen reichlich — und wie hätte ich die meinigen zurückhalten können, wenn ich auf den Armen herabschaute? Seine überströmenden Augen waren nach Osten, nach jener Gegend hingewendet, wo nicht weit entfernt der Friedhof lag. So erschien er mir als ein dorthin heimkehrender Pilger, der jetzt nur noch ein Weilchen auf der letzten Strecke des Weges anhielt, um noch etwas Schönes aus dem lichten freundlichen Leben mit in das dunkle Grab zu nehmen. — Es war die letzte Musik, die er hörte.

Die Hoffnungen seiner Lieben hatten sich allmälig darauf beschränkt, daß er in seinem gegenwärtigen Zustande immer noch mehrere Jahre ausdauern könne; und sie wären vielleicht erfüllt worden, hätte sich nicht eine neue schwere Krankheit dem alten Uebel beigesellt. Von diesem traurigen Ereigniß giebt seine geliebte Tochter Luise dem Hrn. v. Truchseß in folgendem Briefe Nachricht:

d. 17. Dec. 1811.

„Wir lieben Sie alle so herzlich, und sind von Ihrem Schreiben so sehr gerührt, daß wir zu Ihnen nicht anders, als wie Kinder zu ihrem lieben Vater zu sprechen wissen, und hoffen auf Verzeihung.

Nun wollen wir Ihnen ganz treu des Arztes Meinung, unsers Vaters Gefühl und seine Krankheit berichten. Es ist ein Nervenfieber welches mit heftigem Rheumatismus anfing. Gleich in den ersten Tagen fühlte unser Vater, daß er sterben würde; da er aber den gefährlichen 13ten Tag überlebt hatte, und jedermann sagte, daß der Kranke sich bei solchen Fiebern immer schlechter fühle, als er wirklich sei, so faßten wir wieder Hoffnung, besonders da es mit jedem Tage etwas besser ging. Nun ist aber ein sehr übler Umstand hinzugekommen; der Kranke hat sich nämlich wund gelegen und leidet daran die fürchterlichsten Schmerzen. Es sind schon einige tiefe Wunden da, und sogar eine brandartige, welche schwer zu heilen ist, da er schlechterdings in keine andre Lage gebracht werden kann. Heute glaubt der Vater fester als

je, daß er seiner, von ihm sehnlichst gewünschten, Auflösung nahe sei.

Ach gnädigster Herr! Wenn man sieht, was er leidet, und wie himmlisch gut und geduldig er dabei ist, glaubt man sein Besseres schon im Himmel, und stimmt in seine Wünsche ein. — Der Doktor meint, daß er wieder auf dem Weg der Besserung sei, und daß sich nach und nach alles geben werde. ꝛc."

In der That war es gelungen, die Kraft des Fiebers zu brechen, aber der Zustand des Kranken blieb gleichwohl in trauriger Hülflosigkeit. Die Schmerzen an den wundgewordenen Stellen mußten ihm, bei der steifen Unbeweglichkeit des Körpers, große Qualen verursachen, welche sich aber fast nur durch leise Seufzer äußerten. Männlicher, ja christlicher, kann man nicht dulden als Er!

Selbst in der letzten Zeit schien bisweilen noch die Hoffnung einigen Raum zu gewinnen, wie sie sich in einem der folgenden Briefe an Truchseß ausdrückt:

„Schreiben und lesen kann unser Vater noch nicht, doch grüßt er Sie mit einem Seufzer. Arzt und Chirurgus finden die Wunden besser aussehend; die Schmerzen sind vermindert. In der vergangenen Nacht hatte er einen, für ihn und uns so schönen Traum! Es träumte ihn, seine Wunden wären ganz heil, und er könne sich leicht herüber und hinüber bewegen, und ruhte so recht sanft. Ach, wollte doch Gott, daß dieser Traum bald in Erfüllung ginge! ꝛc."

Den letzten Brief der guten Tochter, vom 13. Januar 1812, theile ich auch noch mit, da sich in der einfach kindlichen Sprache das schöne Gemüth dieser früh Vollendeten auf eine rührende Weise ausspricht.

„Seit langer Zeit habe ich keine so herzliche Freude gehabt, als über Ihren freundlichen Vorwurf, daß ich Sie nicht hätte grüssen lassen; denn ich sah daraus, daß Sie sich meiner noch erinnern. Es fiel mir zwar neulich nicht ein, Ihnen etwas sagen zu lassen; aber dabei war mir's doch, als stände der Freund meines Vaters vor mir, und bemerkte es, wie ich ihm danken wollte, und keine

Worte zu finden wüßte für die treue Liebe und Theilnahme an meinem geliebten Vater, die sich in den schönen Briefen an meine Brüder aussprach.

Leider können wir noch immer nicht sagen, daß es besser mit dem Vater gehe. Aller Anstrengung ist es noch nicht gelungen die Wunden völlig zu heilen; doch wirds ja mit Gottes Hülfe noch gut werden! Könnte der Vater nur erst das Bette verlassen! Daran verhindert ihn aber die große Schwäche und der Geschwulst an den Beinen. Wenn die Schmerzen nachlassen, ist er immer sehr heiter, und dann läßt er sich zuweilen einen Brief von seinen Freunden vorlesen. Den letzten von Ihnen hat er mit großer Rührung angehört und den Brüdern aufgetragen, Sie zu grüßen.

Wenn unser ganzes Leben aus lauter Dank bestände, so könnten wir doch der engelguten Antonie nicht vergelten, was sie an uns gethan, wie treulich sie uns beigestanden hat. Seit ungefähr vier Wochen hat sie aber selbst viel Plage, weil die kleine Karoline, die sie erzieht, krank ist.

Bisher schrieb ich Ihnen, Gott weiß wie ungern! lauter Unangenehmes; vielleicht freut es Sie,

nun zu hören, daß meine Brüder fortfahren, Fortschritte im Zeichnen und Malen zu machen. Anton setzt jetzt die Raphaelische Madonna della sedia in Pastell, und es geräth recht gut; dabei kopirt er das schöne Bild der Königin von Preußen für die Frau Herzogin, und der Maler Schröder ist damit zufrieden. Auch Karl bessert sich jetzt, besonders im Erfinden der Landschaften, und malt sie in Oel. Es ist nur Schade, daß er hierin so ganz ohne Unterricht ist!

Leben Sie tausendmal wohl! ꝛc.

Die Freundin, deren Luise in diesem Briefe gedenkt, und deren ganzen Namen ich bei dem Andenken an die stille Bescheidenheit dieser edlen Seele, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß nicht niederzuschreiben wage, — harrte aus bis ans Ende, welches sich von da an unverkennbar näherte. Aber auch Luise war, nächst der Mutter, als treue, sich fast aufopfernde Pflegerin, für den Leidenden ein hülfreicher Engel. So nannte er sie auch immer, und Engel war sein letztes leises Wort.

Am 28sten Februar neigte er, 44 Jahre alt, sein müdes Haupt.

Vielleicht haben sich unter die Thränen, welche an jenem Morgen flossen, wo die Kunde von Ernst Wagners Hinscheiden erscholl, auch manche dankbare Freudenthränen gemischt. Denn da, wo die Leiden der Erde so herb und unabläßig drücken, wird das Versinken in ihre Gräber zu einem errungenen Sieg, und die dunkle Pforte zum Triumphthor der befreiten Seele.

Des Freundes eigne Worte, aus dem oft angeführten „Fibelschützen" mögen hier schließen:

„So tritt denn hervor, du gute stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet. Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des grossen Schweigens in der Natur!"

„Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheibenförmig in, und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine ge-

wisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie Einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit und aus dem Leben emporwächst, und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, — erschien mir [illegible]s ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt; aber ein Schirm über allem Lebendigen; ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. — Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. — Breite denn auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Male schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüsse bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüssen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! — Nie habe ich unmenschlich Dir gerufen, — nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein

Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will — und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!"

Zehnter Brief.

Mein heutiger Brief, verehrter Freund, ist eigentlich nur eine Vorrede zu Briefen; — gesammelt aus dem handschriftlichen Nachlaß unsers E. Wagner's. Alles Vorgefundene läßt sich freilich nicht mittheilen; aber unverantwortlich wäre es, nichts von Allem mitzutheilen! Die Reichhaltigkeit der Beilagen selbst möge diese meine Ueberzeugung rechtfertigen.

Ich beginne mit den Briefen eines, in vieler Hinsicht ausgezeichneten Fürsten; des 1822 verstorbenen Herzogs August von S. Gotha. Dabei glaube ich Ihnen im Voraus versprechen zu dürfen, daß Sie in diesen köstlichen Ueberbleibseln alles das finden werden, was ich selbst nach wiederholter Lesung darin gefunden habe: tiefes, zartes Gefühl für das Schöne und Wahre, für das

Kunst-Schöne insbesondere; — echt humane Anerkennung und Würdigung des Menschen im Dichter; zärtlich freundschaftliche Theilnahme, deren Ausdruck sich nicht selten bis zur Sprache der Liebenden steigert; — schlagenden Witz, spielenden Humor, durchdringenden Scharfblick, verbunden mit einem großartigen Urtheil, mit feiner Welt- und Menschenkenntniß; — überhaupt eine reizende Eigenthümlichkeit des Ideenganges, der sich oft zum kühnen poetischen Phantasie-Fluge erhebt, — so kühn, daß uns sein Weg, wie sein Ziel, zuweilen unklar und räthselhaft bleibt

Die sämmtlichen Briefe, dreißig an der Zahl, fallen in die beiden letzten Lebensjahre E. Wagner's. Der Beginn, (ohne Tagbestimmung) ist in den Frühling 1810 zu setzen; die letzte Zuschrift ging ein am 6. Febr. 1812, wenige Wochen vor W's Tod, und blieb unentsiegelt bis jetzt. Während jenes ganzen Zeitraumes fielen in des Dichters Leben, durch unheilbare Krankheit verdunkelt, nur einzelne Lichtblicke der Hoffnung. Stets mehr als er selbst, glaubten seine Freunde, ja sogar seine Aerzte, an die Möglichkeit der Heilung; denn

Alles, was er von seinem Lehnstuhle aus, — worin er im eigentlichen Sinn des Wortes wohnte, — hin in di. Welt sendete, war ja noch so lebensfrisch und blüthenreich, daß Niemand an sein nahes Ende glauben wollte. Ein wohlthuender Unglaube, der sich auch in diesen Briefen, fast bis zum letzten, ausspricht, obgleich die zärtliche Besorgniß, es möge des Freundes Ahnung doch wohl mehr als hypochondrische Aengstlichkeit sein, immer wieder durchblickt und den Gesundheitszustand des Siechen in vielfachen Wendungen zum Hauptgegenstand des Schreibens macht.

Der fürstliche Briefsteller war, wie Sie schon aus dem hier Mitgetheilten ersehen, äußerst fleißig im Diktiren, (denn nur sparsam finden sich Zeilen von eigner Hand;) der bürgerliche Empfänger hingegen scheint weit seltener geantwortet zu haben; was wir erklärlich finden. Der kleine Rest seiner irdischen Tage war ihm kostbar. Briefe, zumal solche Briefe, wie sie hier erforderlich waren, — raubten ihm der zugezählten Stunden allzuviele. Vermuthlich erbat er sich gleich Anfangs die Erlaubniß, nicht jede einzelne Zuschrift regelmäßig er-

widern zu dürfen, und er wird ſie nicht blos erhalten, ſondern vielleicht zu Zeiten faſt über die Gebühr benutzt haben. Wenigſtens deuten darauf manche leiſe Vorwürfe und Schmollwörtchen hin: aber um ſo bewundernswerther iſt die Beharrlichkeit des edlen Korreſpondenten!

Bedenken Sie übrigens noch, geliebter Freund, daß hier ein durchlauchtiger Herr von hohem Rang mitten unter den vielfachen Genüſſen, Sorgen, Zerſtreuungen ſeines Standes, ſeiner Zeit, und ſeiner Umgebungen, an einen einfachen, rangloſen, tief in der Verborgenheit der bürgerlichen Alltagswelt lebenden Privatmann ſchreibt, — und ſo ſchreibt, wie er es thut; dann ſtimmen Sie mir vielleicht bei, wenn ich behaupte, daß dieſer Briefwechſel, als einzig in ſeiner Art, der allgemeinen ehrenden Aufmerkſamkeit werth ſei, und daher vom Herausgeber der geſammelten Werke Ernſt Wagners der Nachwelt nicht unterſchlagen werden dürfe.

Herzog Auguſt, in ſeiner tiefgemüthlichen höchſtgeiſtreichen, — wenn auch nicht durchaus geregelten, Eigenthümlichkeit, gehörte wohl über-

haupt unter die Unnachahmlichen: am allerwenigsten aber möchte gerade dieſes rührend zarte und innige Verhältniß eines reichen Fürſten zu einem armen Dichter ſich irgendwo in einer Fürſten- oder Dichter-Biographie wiederholen.

Schließlich bedarf es für Sie kaum noch der Anmerkung: daß der geiſtreiche Herzog bereits dem gebildeten Publikum als Schriftſteller angehört. *) Kam auch ſein Verſuch eines Romanes, (faſt allzuzart aus antiker griechiſcher Seide gewoben!) weniger in Umlauf, ſo haben dagegen einige ſeiner genialen Briefe, von Jean Paul herausgegeben, die Geiſtesverwandtſchaft des Briefſtellers und ſeines Herausgebers hinlänglich beurkundet.

Der gegenwärtigen Bekanntmachung der Briefe an E. W. ſtand um ſo weniger irgend eine Bedenklichkeit entgegen, da in ihnen ſich nur Rein-Menſchliches in reinäſthetiſcher Form ausſpricht, und da übrigens alle Beziehungen auf Individuen und politiſche Verhältniſſe, mit einer Behutſam-

*) Der gelehrten Welt iſt dieſer Fürſt durch Eichſtädt's klaſſiſch ſchön geſchriebene memoria Augusti bekannt.

keit, welche die gegenwärtige Zeit nothwendig macht, sorgfältig ausgeschieden, oder doch wenigstens hinlänglich verhüllt worden sind.

I.

Freund!

Anmaßlich mag es vielleicht scheinen, diesen heiligen Namen auf die anspruchslose Stirne dieser Schwingenblüthe zu heften, allein unpassend ist es sicher nicht.

Wenn ich Sie Freund nenne, — was Sie leider noch nicht sind! — so ist dies nicht allein der laute Nachklang innerer Harmonie; es ist auch der Vorlaut kräftiger Diphtonie; ja, es ist fast der strebende Eifer verkannter, nach ihrem Recht greifender Minne, die sich vergessen glaubt.

Hätte ich mehr Rechte, — also ältere, — so würde ich zürnen und mich für unvergoltene Treue rächen; so aber will ich bescheiden thun, was zwar einem kindlichen Wesen Falschheit scheinet, und will der Biene *) aus Perlen und

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf den Siegelring und dessen Sinnbild, eine Biene.

A. d. H.

Rubinen, (Thränen und Küſſen,) den oft mißbrauchten Freundesnamen aufladen, weil ich nun einmal meiner Stachelbehenden und Nektarreichen keinen ſchicklichern zum Schicken an Sie mitzugeben habe. „Herr" mag ich Sie nicht nennen, denn dies verriethe zu ſehr Ihre Macht, und die darf ein ſolcher Mann nicht ganz kennen. „Rath"? — Ach, die Räthe gefallen mir oft noch weniger, als ihr Rath! „Wagner, ſchlechtweg," behagt mir auch nicht, aus Gründen, die ich nicht zu ſagen brauche: alſo „Freund," — nicht „mein Freund"! Ich bin nun einmal eitel, und würde ſtolz werden, ſobald Sie 's würden; ich meine mein Freund; — vielleicht dann beides, eitel und ſtolz!

Nun aber, Freund! nur näher hergeſchaut! Meine hellen Wimpern ſollen die Nähe der ſchwarzen Ihrer blitzenden Augen nicht fürchten, und die ernſtgekrümmten Lippen könnten wohl meine freundlicheren zum Freundeskuſſe öffnen! — Sie ſehen, ich glühe, ich bin berauſcht, und daher plauderhaft; und daher ſo ſchleierlos. Aber enden

müſſen Sie meinen Rauſch nicht mit kalter Männerklugheit; Sie müſſen meine Träume erfüllen!

Ihre Weſtharfe haben Sie zu früh an die Thränenweide gelehnt. Es werden immergrüne Eichen daraus; die Nachtigallen, die aus den Saiten ſangen, paarten ſich und niſteten dazwiſchen; — und ſich verſtimmen will die klangreiche Gradeszierde?

Bitte! Uebergeben Sie mir doch Ihr Saitenſpiel, welches Sie zum Todenklang herabſinken ließen! Wären Sie geſtorben, oder ſterbend, ſo brauchte die Harfe keine neue Beſaitung; aber da Hygiäens Schlange, ahnungsvoll durch friſche Veilchen und Roſen lieblich blickend, ſich in meinen Freudenblicken ſonnet, ſo darf ich hoffen, das liebe Saitenſpiel wieder zu Lebensklängen umzuſtimmen. Bis in den Mai will ich warten; dann huſch, huſch! fliegt auf, ihr Tauben, ihr Nachtigallen, ihr meine Paradiesvögel, fliegt jubelnd ein! Viele Töne, Freund! die nicht mehr akkordiren wie As-Dur und C-moll, müſſen Sie ausmerzen, damit im Mai oder Junius meine Paradiesvögel in neue Neſter, — aus reinen Grundtönen zu

Liebesklängen gewoben, — neue leuchtende Wunder-Eier legen und brüten. Im Auguſt will ich Sie hinzuführen und ausrufen: Freund, mein Freund! Herr, mein Herr! Rath, mein Rath! lieben Sie nun den Auguſt!

N. S.

Was dieſe Zeilen, *) — nämlich die ich nicht ſchrieb, enthalten, ſoll ich nicht wiſſen. Gut! Iſt's ein Scherz, ſo iſt es gewiß ein unſchuldiger; denn man gab mir dieſen Einſchluß, und weiß, wie ſehr ich Sie ſchätze. Bitte: ſetzen Sie Klugheit zwiſchen Roſen ohne Dornen; und gilt's ein Opfer für mich, ſo ſei es! wenn es Ihnen nur Freude bringt!

II.

Mein Freund!

In der Morgenſtunde empfing ich, was Sie für mich geſchrieben, und jetzt, wo der Abend dunkelt, wird es mir immer lesbarer.

---

*) Dieſe Beilage, — ohne Zweifel von der Hand einer geiſtreichen Freundin des Dichters, deren in der Folge öfter unter dem Namen Sidonie gedacht wird, — findet ſich nicht mehr unter Wagners Papieren.

Der Abend, mit ſeinen ſehnſüchtigen Nachtigallen, mit ſeinen kühlen Bächen, ſeinen verſchloſſenen Blumen, und ſeinen feuchten, ahnungsvollen Nebeln, ſpendet zwar nicht das helle Sonnengold des eitlen Morgens, oder funkelnde Hiacinthen, wie der ſtolze Mittag: aber recht liebend ſchaut er zwiſchen den Wimpernſchatten der Zweige tröſtlich herein; der Menſch überſteht leicht die ſchnell durchträumte Nacht, um ſchmerzenlos vom neuen Tag wach und jung geküßt zu werden; das noch nicht an ſein Glück gewöhnte Herz, nimmt dann die jubelnden Sänger des Morgens für die Minnegirrende Harmoniſtin der Nacht. — Ich zage jetzt, unter Ihren Cypreſſen meine Morgenhymnen geſungen zu haben! Iſt's denn meine Schuld, daß mein Buſen bei des Freundes Schmerz erſtarrt? Bin ich denn ſtrafbar, wenn aus meinen Zähren plötzlich Immergrün aufſproßt? Kann mich mein Liebling ſchelten, weil ich froh ahne, daß der längſte Schlaf mich nicht von ihm trennen wird? — von dem Manne, den ich liebe, ohne ihn zu kennen; der mir unentbehrlich iſt, ohne ſeine Gegenwart eigennützig zu vermiſſen. — Denn ich möch-

te um mein Geheimniß kommen, wenn er mir kein Räthsel mehr wäre!

Ich weiß es, daß Sie nicht sterben; daß Sie genesen; daß Sie mich noch lange mit Ihrem Edelmuthe peinigen können. Ich ahne ein allzuprächtiges Geschenk von Ihnen; doch ich will mich geduldig beschenken lassen, wenn Sie mir versprechen, mich diesen Frühling, — vielleicht in Reinhardsbrunn, — zu besuchen? Ihr

Emil.

N. S.

Ihre Beilage gebe ich auf's Gerathewohl der ersten besten Sidonie. — Die beste meiner Freundinnen ist sie allerdings, wenn auch nicht die erste. Daß diese Erste Beste weit besser versteht, Bücher zu lesen, als zu recensiren, das kann ich beiläufig noch versichern.

III.

Mann meines Herzens! Könnte ich Sie doch so lieben, daß nichts Sie von dem Leben trennen könnte, als der späteste, sanfteste Kuß vom Todesengel; oder allenfalls ein zu frühes Sterben des Treusten Ihrer Freunde! Ach, warum

mußte ich Sie so spät erkennen, oder so früh? Doch welche unnütze Klagen! Ist denn nicht die letzte Stunde hier die erste dort? Ist Wiedersehn etwas anders, als der Beginn eines neuen Lebens?

Vielleicht sind Ihre Schmerzen im Wachsen; aber die Kraft, — so oft stärker als der Schmerz! — wird siegen. Die langen, scharfen Zackenblitze des Schmerzes werden sich nach und nach in das milde Wetterkühlen verlieren, das dem gesunden heitern Tag vorausgeht. Künftiges Jahr, wenn Ihre ungezogenen Jungen rumoren und auf die Nase fallen, und Zetermordjo darüber schreien, werden Sie fröhlich lachen und fragen: giebt's denn noch Schmerzen auf dieser lustigen Welt?" Dann werden Sie alles Böse vergessen haben, aber das Gute nicht; und die Guten auch nicht — Sidonien und mich!

IV.

den 16. Jul. 1810.

Sehn Sie, alter Ernst! so sind Sie geliebt von Sidonien! In bangen Sorgen schwebt die Engel gute über Ihrem Krankenbette, und weht mit sträubendem Fittig Friede und Kühlung in

Ihre Fiebergluth, armer ſiechender Freund! — Sie bebt, ſie fürchtet jedes Weh, was Sie betreffen könnte, und möchte Sie mit ihren Engelsſchwingen decken, und wünſchte Sie in erquickenden Schlummer einzulullen, um ſie mit ſchweſterlichen Liebkoſungen neugeſtärkt und friſch belebt wieder aufwecken zu können. Gewiß, auch ich liebe Sie, Freund! aber doch ſo nicht, wie Sidonie; nicht ſo mild, ſo jungfräulich! Ich möchte Ihnen immer beweiſen können, daß Sie nicht leiden, und daß Sie nach mir ſterben werden. Ich umrauſche wie eine gefiederte Mutter, mit Rieſenſchwingen Ihr hohes Dornenneſt, kranker Aar! Ich möchte Sie zwingen, Ihre Kräfte zu erproben; ich ſchmolle, klage, zürne, wenn Ihre Geneſung nicht ſo ſchnell vorwärts ſchreitet, als mein hoffender Flug aufwärts. Ja! Sie machen mich oft recht ungeduldig! Und ich möchte Sie aus dem Faulbette hinausbeißen, wie eine Adlermutter ihr träges Junges; herunter von dem hohen dürren Fels in den reinen, freien Aether. Meine Furcht iſt Zorn über das Uebel, das Sie trifft; Sidoniens Furcht iſt Klage und Gebet.

Nehmen Sie so, lieber Wagner, — aber ja nicht wie böse Ahnung! — beiliegenden Brief.*)

V.

Mein Lieber! Sagen Sie mir doch, wie soll ich Ihr Schweigen deuten? Darf ich wohl diesmal meiner Ahnung trauen? Darf ich ein Geschenk, ein holdes frohes Wort erwarten? Sprechen Sie doch! Unterbrechen Sie das lange Schweigen, das weher thut, denn aller Zorn! — Oder leiden Sie etwa mehr, wie sonst? — Ich begnüge mich, — ich, die ungeschickteste aller Hände! — mit fremden Schriftzügen, wenn Sie mir nur Ihr Wohlwollen ausdrücken. Habe ich Sie vielleicht aus einem schönen Traum zur Unzeit geweckt? —**) Ich bin so unruhig, als ob ich straf-

---

*) Er findet sich nicht.

A. d. H.

**) Ein sarkastisches Urtheil über irgend eine, Wagnern sehr liebe, Persönlichkeit mag wohl einen kleinen freundschaftlichen Zwist veranlaßt haben. — Obgleich Alle hier Betheiligte dem Erdenleben und seinen Mängeln entrückt

bar wäre; — oder als ob Sie es wären. Habe ich Ihnen ein idealiſches Glück geraubt, ſo ſtrafen Sie mich dafür! Ich fühle mich großmüthig und gerecht genug, Ihren treuen feſten Zorn zu loben, und meine unpolitiſche Freimüthigkeit zurück zu nehmen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald geneſen; wenn Sie, wie ich wünſche, dann ein neues Leben beginnen, ſo werden Sie klar ſehn, und rein fühlen, was ich klar ſah, und aus reinem Wohlwollen zu ſagen wagte.

Harren Sie nicht, mir Ihr neues Werk zu ſchicken!

N. S. (von eigner Hand.)

Schicken Sie mir auch das gerühmte Tiſchchen Ihres Kunſtſchreiners. Nur darf es nicht zu wackelig und krackelig ſein!

Noch Eins! Da Ihr Buch erſt künft. M. erſcheint, ſo zieren Sie es doch mit einem hübſchen Titelkupfer und Schlußvignette. Beides will ich

---

ſind, ſo ſchien es doch rathſamer, einige vertrauliche Briefe theils wegzulaſſen, theils abzukürzen.

A. d. H.

beſorgen; doch müſſen Sie es deutlich beſchreiben. Auch das Titelblatt muß elegant ſein; denn ich bin's ſelber, und will daher auch nur elegante Geſchenke haben.

VI.

Ach! allzugütiger oder allzuſtrenger Freund! (denn bei Frauen, Königen und Dichtern miſcht ſich Beides oft!) Warum berühren Sie ſo kräftig die Schmerzens-Antennen meines tiefſten Innern? — Iſt's Lob, und bin ich wirklich ſo zart, ſo madonnenartig: ſo muß ich ja nur ein rückſichtsloſes Beleuchten und Enthüllen fürchten. Iſt es aber Tadel: wie mich beſſern, ohne Härte und Kraft — was was mir Beides oft fehlt? — Dachte ich mir doch Sie viel weicher, zarter und milder, als mich mit meinen Nachtigallſchwingen und Mull-Mull-Schleiern. (Denn alle Seelen ſind weiblichen Geſchlechts.)

Gott! So hab ich Ihnen denn weh gethan — weh! und Sie gekränkt, indem ich das freie Haupt eifernd über Jemand erhob, den Sie lieben! Weiche Blumen und harte Perlen habe ich nach

ihm geworfen: aber ich dachte, Sie nektarſuchende Biene würden nur die Blumen ſehn.

Nehmen Sie hier meine Hand! und nehmen Sie die feuchte Wärme darauf nicht für das Blut des verletzten Stolzes; auch nicht für den Thränenfiſtelſaft der Heuchelei, — ſondern für den milden Thau, der morgen auftagenden Beſſerung. Denn ich bin ja ein Flammen- und Traum-, ein Blumen- und Harmonieen-Monat, und heiße auch Auguſt, — und liebe auch einen Ernſt, — aber einen ganz andern, als *— . .

Doch genug und übergenug von mir! Laſſen Sie uns zu Iſidoren kommen! Der Name iſt ſehr ſpaniſch; aber ein Hofroman wäre eben, was ich möchte. Doch, — erzürnen Sie nicht über dieſe Frage! — ſind Sie auch im Stande, dieſen glatten Muſiv-Boden ohne Wanken zu betreten? —

Gern ſäh' ich mein Bild in Ihrem Spiegel; aber ein ſich oft widerſprechendes, räthſelhaftes, inkonſequentes Weſen, wie ich, kann man ſchwerlich auf den 17 Facetten dieſes Zauberdiamantes treu abſpiegeln laſſen.

Könnte man nicht an Iſidorens Hof aus Ihrem andern Buche *) das liebe E. in „Ernſt's alphabetiſchen Auszügen aus einem ungeſchriebenen Buche" leſen?

Nur nicht aus einem „hiſtoriſchen ABC! Bitte! — Das iſt ſo widerſprechend! Und der „40 jährige Henneberger" — wie unintereſſant! Auf Ehre! Sie ſind wie Jean Paul! Der macht auch ſeinen meiſten Büchern Titel — zum Herausreiſſen! Warum wollt Ihr denn Euern Antinous-Köpfen frazenhafte Haarbeutel anhängen? Um Gotteswillen! Was echt humoriſtiſch, echt witzig iſt, das braucht ja keine Schellenkappe und Narrenjacke!

„Alphabetiſch" kommt mir auch ſo pedantiſch vor. Und laſſen Sie mir nur den „ABC Schütz" weg! den kann ich vollends gar nicht leiden! — Oder wie wär's, wenn Sie das Büchlein betitelten:

„Tonleiter eines vierzigjährigen hennebergiſchen, Sachſen-Coburg-Meining'ſchen, durch Gottes

*) „Hiſtoriſches ABC eines vierzigjährigen henneberger Fibelſchützen."

Gnade bald wieder genesenden, sekretarischen, diplomatischen Titular-Rath?"

Es ist leider Gottes! wahr, daß Sie ein altes Kind sind! Aber darüber soliten Sie roth werden und sich schämen, was Sie, — noch einmal leider Gottes! — nicht thun.

Mein neustes Buch wird tout bonnement betitelt: „Föhrenauer Briefe ohne Antwort;" — und da soll ein Ernst, und eine Engelmunde, vielleicht auch eine Isidore, — alle drei wahre Himmelsblüthen, — neben einem gewissen Emil prangen. Besonders freu' ich mich auf die Engelmunde; eine echte Theompr-tha!

VII.

Wie? Sie wagen es, an Sidoniens Existenz zu zweifeln, und halten die Treffliche wohl gar für so ein nachgemachtes Ding aus meiner Phantasmen-Fabrik? *) Sie wissen also wirklich noch

*) Bei beiden genialen Korrespondenten blieben, trotz den tödtlichen Leiden des Einen und dem tiefen Mitleiden des Andern, dennoch Scherz

nicht, daß ſie leibhaftig in * — * wohnt? — geizig freilich, ich darf ſagen neidiſch auf ihre innern Schätze. Sollte ſie auch gerade nicht ſchön ſein, ſo iſt ſie doch freimüthig und ſchalkhaft, klug und konſequent gegen die Schlimmen; räthſelhaft und auf der Hut gegen die Dummen; ungeduldig gegen die Indiskreten; einfältig und flach gegen gewöhnliche Männer: aber Sidonie iſt, was ſie iſt, gegen die Guten; gegen Männer, wie Sie, holder Mann! Ihr gegenwärtiges Unſichtbar-Bleiben

---

und Laune in vollen Rechten, ſo daß ſie dieſen geiſtreichen Briefen, (die oft im Grunde weit ernſter ſind, als ſie ausſehen,) eine ganz eigenthümliche Würze beimiſchen. Im Obigen wird ein komiſcher Verdacht launig bekämpft. Wagner, der wohl wußte, wie ſein fürſtlicher Freund oft unbedingt unter dem muthwilligen Zepter des Phantaſus ſtehe, glaubte ſich nämlich in Hinſicht auf die pſeudonyme Sidonie gefoppt, und beſchuldigte ſeinen Korreſpondenten vermuthlich geradezu: er habe ihm ein X für ein U gemacht und mit doppelter Kreide geſchrieben. — Er irrte aber!

Anm. d. Herausg.

macht mich freilich noch weit ungeduldiger, als Sie mein unbescheidenes Fürsprechen machen konnte; doch ahne ich in diesem ungewohnten Verstummen der Schwester nichts, als ein wohlwollendes In-sich-Zurückziehen. Gewiß! nach der langen Stille erklingen desto vollere Philomedien. Ganz gewiß, lieber Ernst, wird sich die Herrliche doppelt herrlich Ihnen entschleiern! Zuerst verschlingen sich die bis jetzt vergitterten, eisernen N. N. (sie sind ja durch ganz Europa in Mode!) in das weichere, kaum mehr zu trennende Blumengewinde Sibonia. Sie werden durch schwarze Wimpern in dunkelblaue Augen blicken; dunkle Rosenlippen werden Ihnen entgegen lächeln; ein voller, von krausen schwarzen Locken umringelter Nacken wird sich ein wenig vor Ihnen beugen; kleine Lilienfinger, die vorhin das Geflechte rankender Winden zwischen sich und Ihnen schirmend ausbreiteten, werden sich zwischen

Sylphidien, Idianen, Domidien, Onirisken,

Narzissen, Jasminoiden und Amaranthen von Ihrem warmen, linden Fingerdruck überraschen lassen; ja Sie werden sehen, daß die nun gespra-

chige, trauliche, geiſtreiche Schweſter . . . ich meine, Sie werden durch das Sehen einſehen, daß, ſo bald Sidonie wo hineinſieht, ſie auch ſelbſt bald darin iſt. Bitte! fangen Sie einſtweilen Ihr Herz ein Bischen zu ſäubern und zu fegen an! Die Bären-Natur von * — muß in die Kammer, wo Sie die Landcharten konfiscirter Länder, die einzelnen Handſchuhe, die Raufdegen, Invitations-Zettel, Federbüſche, lederne Hoſen nebſt den übrigen Reliquien, aus der burſchikoſen Zeit aufbewahren. Sidonie hat eine feine Naſe, und eine ganz andere Idee von Weiblichkeit, wie Sie, unverwöhnter Achtels-Franzos! Denn ich merke es wohl, Sie haben viel zu wenig Burgunder in Ihrem Keller. Apropos! Was halten Sie denn vom Duc de Champagnne und vom Prince d'Orange? Mich dünkt, Beides wären Männer für Sie? Befragen Sie doch Ihren Arzt, dann liefre ich Ihnen echten rothen Champagner und reinen Syrup d'orgeat à la fleur d'orange. Doch zuvor muß ich die ärztliche Unterſchrift ſehen, ſonſt kriegen Sie keinen Tropfen von meinem Nektar! *) — Fragen Sie doch zugleich Ihren

Aeskulap, ob er Ihnen noch nie hat lassen Pulver mischen, wo sepia und magnesia zu Bestandtheilen dient? Ich fange selbst an zu manschen aus Ungeduld; denn bei Ihrem ewigen Gesundwerden ist mirs immer, als wenn Sie krank blieben; und so ein verst — Zustand schickt sich nicht für einen Romantiker, am wenigsten für einen so herzigen Herzens-Kumpan! Mir ist es mit den Freunden zu Muthe, wie manchen Damen mit den ihrigen, welche am Ende immer einen gesunden Bengel einem werdenden Engel vorziehen.

Sorgen Sie dafür, daß Isidore ihren Emil recht sidonisch liebt; so recht absichtslos, ohne Vernunft und Dankbarkeit; ohne Gränzen und Grund! Und gebildet müssen sie sein am Hofe, wie die bewußte schlanke Schöne am Baum der Erkenntniß, und interessant, wie gebesserte diablotins, und innerlich stolz, wie ausgepfiffene Theaterdichter.

---

*) Es erfolgte in der That bald eine reiche Spende für des Dichters ziemlich Wein-armen Keller.

A. d. Hgb.

Auch kokett, quantum satis, aber bei alle dem decent; und die Nebenperſonen müſſen gutmüthig ſein, wie Sie, brav wie Sidonie, launig und launenreich, wie ich; nur etwas geſchmackvoller und gebrauchlicher! — Nun, Sie werden es alles ganz hübſch einzurichten wiſſen! j'ai l'honneur d'être votre très peu bon, bon ami

E.

N. S.

Ich, ein Kronen- und Zeptertrager der erſten Potenz, (ich ſpreche in dieſem Augenblick nicht als Algebraiſt, ſondern als Aſtronom,) blicke mich noch einmal um, und ergreife den von Auroren getragenen Triumphwagen meines Wagner bei der Deichſel, um ihm noch zuzurufen, daß ich Freund Jean Paul bei den Haaren ſeit ohngefähr acht Tagen halte! Denken Sie ſich, wie er Ihr Gemälde von mir wird wohlgetroffen finden! Vermuthlich macht er nun bald einen Gegenhof; darum eilen Sie um Gotteswillen mit dem Ihrigen, — und ſei es auch à mes dépens, — damit Sie die Leſer und die Lacher auf Ihre Seite bekommen. Ich gebe mich mit wohlwollender Unbe-

fangenheit gerne Ihnen preis, denn ich weiß nur zu gut, wie fromm und edel Sie ſind, und wie ſehr im Stande, auch das Unvollkommne zu verſchönen. Eben dieſes Wiſſen, eben dieſes Trauen giebt mir den Muth und das Recht, mit Ihnen unbefangen und rückſichtslos alles dem Papiere anzuvertrauen, was mir eben in den phantaſtiſchen Sinn, in das ſchalkhafte Herz kommt. Dürfte ich denn ſonſt Ihren Unwillen und Ihr Schmeicheln ſo gutmüthig aufnehmen, und dürfte die heilige Chiffer der Freundſchaft meine wunderlichen Briefe beſiegeln?

VIII.

Wir, — Sidonie und ich, — ſind ein gleichgeſtimmtes und leicht verſtimmtes Geſchwiſterpaar; oft vorurtheilend und verurtheilend, und daher auch oft verurtheilt.

Kluger, Feiner! Ihr glatter Brief iſt ein Spiegel; Ihre Beichte wird unſer Sündenregiſter. Wir waren leichtſinnig, indelikat, undankbar, und wer weiß was alles, indem wir uns etwas gegen

* — * herausnahmen *) — Ich las nicht Sidoniens Briefe, ſie las nicht die meinigen; und doch bin ich verſichert, wir fühlen mit Einem Herzen, ſprechen mit Einer Sprache. Wenn Sie Urſache haben, ſich über meine mildere, reinere, geiſtigere, klügere, beſſre Ich in zu beklagen, ſo ſchreiben Sie ihr; ſie wird lächeln und drohen! Sparen Sie Ihren Witz, Ihren Stolz, Ihren Zorn, Ihre Würde, ach! und gar Ihre Demuth, — die einem Manne, wie Sie ſind, ſchlecht ſteht. Sidonie hat außer ihrem Rechte, ihrer Unſchuld, ihrer beſtimmten Würde, ihrer ſtillen Macht, Waffen, die Sie noch nicht kennen! — Hübſch mild, hübſch artig, hübſch beſcheiden! und Sie werden ſehn, daß es ſich gut mit Sidonien ſein läßt. Da

---

*) Auch hier wird der Leſer leicht bemerken, daß einige Briefe zurückgelegt werden mußten, indem wir es uns zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht haben, Urtheile über Perſonen nur mit der äußerſten Behutſamkeit mitzutheilen, beſonders wenn ſie das größere Publikum ohnehin nicht intereſſiren, wie es hier der Fall war.

A. d. Hgb.

meine Freundin nicht die Koalitionen liebt und lieber allein beichtet, ſo benehmen Sie ſich nun mit ihr ſelbſt; und mir erlauben Sie, daß ich unterdeß von ferne ſtehe, haltend einen Strauß von Stechnelken, Feuerlilien, Strohblumen und Schwindelveilchen.

Sie möchten mich ſo gerne in das enge, ängſtliche, peinliche, rückſichtsvolle häusliche Leben hineinziehen! Wie ein Polyp ſtrecken Sie Ihre tauſendfaſerigen Arme aus, an jedem derſelben lockende Familiengemälde, in Zucker kandirt: doch mir fallen die bürgerlichen Ehehälften männlicher Art in den Spiel- und Kaffeehäuſern ein, oder die noch ärmeren, welche gar nicht einmal hineingehen dürfen, und die Lockſpeiſe will mir daher nicht munden. Für das gnädige Mitleid mit den Fürſten danke ich ſehr; da ich aber, Gott ſei Dank! kein Jean Paul'ſcher Fürſt bin, ſo nehme ich nur ſo viel davon, als jeder Menſch, auch der glücklichſte, von dieſer kraftloſen Prahlfrucht am Tugendbaume von nöthen hat, und reciprocire: mein magnanimer Freund! kommen Sie an mein Herz! Wie ſtolz wäre ich, wie beneidenswerth fühlte ich

mich, könnte ich jeden Schmerz von dem Ihrigen bannen. O wären Sie gesund, und könnte ich dann mit Ihnen schwärmen, oder baden und singen, — selten einmal lachen! — Kommen Sie an meine Brust!

E.

IX.

in Reinhardsbrunn.

Ich bin Ihnen näher, und darum auch der schönen Möglichkeit, Sie zu sehen, zu sprechen, armer, leidender und wehthuender Freund! Mein stilles heiliges Thal, der düster-schattige Raum, die frisch-grünen Wiesen, die schillernden Seen, die duftenden, durchzwitcherten Büsche, der stumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimnisse der verödeten Zellen, — das alles könnte wohl einen Dichter reizen, — vielleicht begeistern! Hier in den lieben alten Zellen-Hause, hier an dem reinen heiligen Krystallborn, hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und am Hofe. Kommen Sie, wenn es Ihnen möglich ist. Sterben Sie

mir nur nicht! Ach, über den Grabeshügel herüber verſtummen alle Klänge. Einmal dort, dürfen Sie uns nicht mehr mit neuen ſchönen Gedanken und lieblichen Bildern erfreuen. Hier haben Sie noch Rechte, Pflichten, Verdienſte, — benutzen Sie dieſelben als ein kluger Mann!

E.

N. S.

Dichten Sie, malen Sie, lieben Sie, da es noch Zeit iſt! Wahrlich! Ihr Herz, Ihr Geiſt ſind geſund! Faul dürfen Sie uns nun einmal nicht werden! — Warum ſchreiben Sie mir denn nicht? —

X.

Ihr langes Schweigen hat Ihr Gedächtniß ſo tief in Schlummer gewiegt, daß Sie wohl nicht mehr wiſſen, wer ich bin und wie ich mich gegen Sie ausſprach? Fürſtlich habe ich's freilich nicht gethan, — nehmen Sie das Wort wie Sie wollen; nicht einmal in meinen Geſchenken! — Wären Sie Jean Paul, o! wie anders würde ich ſcherzen! Apropos von dem: — Sie machen

mich zum Fürſten, Er zum — . .; ich möchte Richtern nicht zu meinem Grazioso machen, ſo ſehr mich auch das letzte Ende, (Fibels Leben.) entzückte; denn — es fehlt ihm die Grazie! Haben Sie das fibel'ſche Leben ſchon geleſen? Ach! was iſt denn das für ein Spaß?

Sein Sie gut und gerecht, und ſchicken Sie mir Ihren Hof. Ich will nimmermehr fürſtlich, ſondern am liebſten rein-menſchlich erſcheinen. Bald ſchreibe ich Ihnen mit, vielleicht durch, Sidonien, an der eben nichts göttlich iſt, als Gott in ihr!

XI.

Sie lächeln? Ob aus Schalkheit über mich, ob aus Mitleid mit ſich, Freund! oder mit uns beiden, — *) genug Sie lächeln, herb und mild

*) Herzog Auguſt's Briefe an E. Wagner ſind, als hätte er im VI. Briefe von ihnen geweiſſagt, „Briefe ohne Antwort." Da die Briefe Wagner's für uns verloren ſind, ſo müſſen nothwendig viele Stellen dunkel bleiben. Manche Briefe konn-

zugleich; — mild, weil der überreizte Ingrimm verdampft; weil der Kampf zwiſchen Gefühl, Witz, Geſchmack, geſundem Menſchenverſtand, Rechtlichkeit, Mode, Nachahmungsſucht, Schalkheit und Langweile immer mit Selbſt-Annihilation endigt; oder mit einem Wort: weil der wahre Humor ſich zuletzt ſelbſt zerſtört; — herb, weil Sie nicht um ein Haar weiter mit Ihrem Stolze, Zorn und klugen Aufreizungen gekommen ſind, denn zuvor, Ernſt! Sie fühlen ſich mir doch nah und näher, Sie mögen wollen oder nicht! Aber nun will ich Sie gleichwohl um Vergebung bitten, daß Sie ſich nach mir gerichtet, und geglaubt haben: man dürfe einem vornehmen Autor, ſo gut wie einem gemeinen Koch, geſtehen, daß man ſein Gericht nicht ſchmackhaft finde.

Werden Sie wieder gut! d. h. Machen Sie wieder ein gutes Werk, wie ſonſt! Aendern Sie Ihre Iſidore nach meinem Rathe; denn ich bin am Hofe erzogen, Sie nicht! Ich meine ja keine

---

ten aus demſelben Grunde gar nicht mitgetheilt werden.

A. d. H.

Hühner- und Meier-Höfe; denn von den arkadiſchen ſpreche ich nur ſo obenhin und durcheinander, daß oft Mancher nicht weiß, ob ich von Schöpſen oder von Kammerherren rede.

Schreiben und ſein Sie wieder gut! Sie können ja beides ſo himmliſch! — Sidonie hat Ihr ſchriftliches Donnerwetter in Händen; aber nehmen Sie ſich in Acht! Steht die mir vollends bei, — dann gnade Ihnen Gott!

E.

XII.

Alles, was von Ihnen kommt, Ernſt! iſt mir werth; ſelbſt die überſandten Pariſerinnen, *) die ich höflich dem Hofmarſchall zuſpedirt habe.

Großer Gott, wie können Sie ſchmeicheln, ſchlimmer Mann! Die zuckerſüßen Schaumwogen überſchwemmen mich und meine gute Stadt, in der nichts roſenfarb iſt, als, ach! noch einige ſpätblühende Roſen und vermuthlich gar manche

*) Wahrſcheinlich eine reiſende Harfeniſtin nebſt ihrer Mutter, welche vorher am Wohnorte des Dichters ihre Virtuoſität bewieſen hatten.

Blüthe, die ich nicht kenne, und niemals zu sehn bekomme. Da mein Herz zu nahe bei meinen Ohren ist, so wage ich mich nicht gern in unsre plauderlustigen Papagei-Concertsäle.

Sagen Sie sich: „heute kommt Sidonie und ihr Oehm zu meinem

Emil."

XIII.

Ein beglücktes Herz, ein frohes Gemüth, wenn es zart, nicht allzu egoistisch ist, — ob aus Eitelkeit, ob aus Großmuth, ob aus bescheidener Furcht vor dem Alleinbesitz der höchsten Wonne; Gott weiß aus welchem Grunde! — genug, ein freudeklopfendes Herz wendet sich gern nach der Quelle seiner letzten Thränen, um sich an das flüchtige Glück des unbeständigen Lebens zu erinnern. So komm' ich zu Ihnen, leidender Freund! denn ich bin sehr beglückt! Ich sehe, ich kose, ich bin täglich mit ihr, die Sie, ich weiß nicht warum, bei aller geschwisterlichen Aehnlichkeit mit mir, eine Göttliche nennen, — während Sie, böser Wagner, aus mir eine Doppel-Karrikatur machen;

eine Art von Centaur aus der Autor- und Regentennatur; — vielmehr aus Beider Unnatur! Ohne die milde Fürſprache, den gutmüthigen Eifer, den unnachahmlichen Witz meiner Gleichherzigen, würde ich vielleicht jetzt hart mit Großmuth, mit kalter Unbefangenheit prahlen, wo ich ſchweigen, ſcherzen, wo ich ſeufzen, gnädig mich verbeugen, wo ich mich liebevoll und um Wohlwollen flehend an die kranke Männerbruſt werfen muß.

Lächeln Sie nicht, mein Ernſt! über dieſen Schwindel bei dem blendenden, ungewohnten Glanze meines gegenwärtigen Himmels; haben Sie Mitleid, wenn mein zaghaftes Herz eben ſo beim Gedanken des Uebermaßes, als der Kürze dieſer Freundſchaftswonne bebet! Ach, wären Sie doch bei uns! — Dieſes fruchtloſe Sehnen, dieſer tief hereinfallende Schatten in all dieſen Glanz, läßt mich empfinden, daß mein Glück ein menſchliches ſei, und daß ich immer noch zu hoffen und zu wünſchen übrig habe. Doch Wunſch und Hoffnung vereinigen ſich, mir den ſchönſten, wohlduftendſten Paſſioniden-Strauß an die Bruſt zu heften, denn meine * — lebt nicht allein in oder

mit oder neben mir, ſondern hoffentlich bald auch in, neben, mit und für meinen Wagner, der mir ſo unausſprechlich werth, und ſo unentbehrlich iſt, weil mir kein Menſch, zumal kein Mann, — durch ſeine Superiorität ſo ſehr weh und ſo ſehr wohl gethan hat, als eben dieſer — mehr „Fauſt" als „Wagner"!

Hier des Bruders dreimal wiederholter Handſchlag; und hoffentlich Schweſter Sidoniens Alles verdunkelnde, Alles entbehrlich machende, Zauber- und Troſtworte!

(Zuſatz von Sidoniens Hand.)

Troſtworte, mein guter Wagner, bedürfen Sie nicht; — gewiß nicht nach einem ſolchen freundlich lieblichen Zuruf! — Auch keine Anmahnung, das originellſte Weſen zu lieben, was wohl noch je die Erde auf ihrem platten Rücken trug! Ich ſelbſt weiß nur zu gut, daß Niemand aus dieſem Zauberkreiſe entſchlüpfen kann, den unſer Geiſterfürſt ſo magiſch zu ziehen verſteht. Ich, Sie und Viele bleiben beſtrickt für immer; aber Sidonie freut ſich Ihrer Nähe, ſo wie ihrer eig-

nen Bande, und mußte Ihnen das ſagen, um nicht von Ihnen vergeſſen zu werden.

XIV.

Zufrieden, glücklich, ſelig, himmliſch verklärt, mein Wagner, iſt Ihr dankender Freund, wenn ſo ſchön, ſo reich, ſo ganz wieder einmal Sie, mit Licht der Liebe, mit Wohllaut der Wahrheit, zu dem oft Vergeſſenen, bisweilen Verkannten, manchmal Geſchmeichelten, einigemal Geſcholtenen — ſprechen, wie Sie eben mit ihm ſprachen. Ja, die aus dem Tiefſten erregte Wonne, die ſüßeſten Zähren, benetzten Ihnen Augen Mund und Hände, könnte man Küſſe und Thränen verſenden, wie Briefe. Ich weiß nicht genau, wie mir eigentlich zu Muthe iſt; aber Alles freut, bewegt, tröſtet und berauſcht mich; mir iſt es immer, als hätt' ich nur Worte für die Freude, für den Dank. Schwebte ich über tauſend Sonnen und Himmeln in dem Licht- und Wonnemeer der Verklärung, und ſchillerte tief unter mir der melodiſch wogende See aus ſeeligen Seelen engelähnlicher Menſchen,

so tauchte ich mein Herz in den süßesten Thränen kuß; sendete es, längst treuer Blicke, hinab zur kleinen, schmuzigen Erde, zum langen zarten lichten, linden Strahle gesponnen, und dränge so, Thronen und mich vergessend, in das kranke Herz meines Ernst, und brächte ihm alles, was ihm fehlt, oder zöge ihn vollends zu mir herauf; oder blieb drunten bei ihm, und verkos'te und versänge ihm sein Weh. Bitten Sie nur, was ich bringen soll; ob ich holen, oder ob ich bleiben soll, — ich, ein armes, halb fliegendes, halb kriechendes Würmlein, wie Sie, — wie wir Alle!

* * *

Nun sitz' ich wieder bei Ihnen, Sidonie auf der andern Seite; die Tochter, mit sanftem Blick, vor mir, und zwei schöne Knaben der Mutter. Den älteren schlankeren, der sich an meine Seite schmiegt, lehre ich Engel malen, und Morgenroth und Mondenschein, Nebelschillernde Thäler; *) der andre neckt mich, und ich küsse ihm die neue Le-

*) Herzog August war Meister im Entwerfen und Ausführen, besonders landschaftlicher Gegenstände, durch flüchtige Federzeichnung. A. d. H.

bensglut auf die frischen Korallenlippen, und lehre ihn Riesen-Eichen, und Wasserfälle, und Heerden von wilden Rossen, und himmelanstrebende Schweizer-Gletscher bilden; dem zur linken Hand winde ich einen Sternenkranz; dem kräftigen Knaben zur Rechten tauche ich den Pinsel in Hipogryphen-Blut und Kometen-Glanz, und erzähl' ihm was von Ruysdal und Michel Angelo, während Sidonie lächelt und pflegt.

Sie sehen, wie sehr ich daheim bin; und dennoch weiß ich nicht, warum Sie die arme Isidore verstümmelt schelten, und warum Sie glauben, daß ich — n nicht mehr liebe? Ich gestehe es mit Erröthen, daß sie mir nicht mehr ganz deutlich vor den Augen glänzt, wie sonst; aber dafür will ich sorgen; ich will mir ihr Bild bald wieder auflichten.

Noch über Eins bin ich, aber nur ein klein wenig, böse: warum haben Sie mir denn den Brief für Sidonien verschlossen zugeschickt? — Ihr Männer wollt doch immer mit den Frauen verborgene Dinge haben!

Der alte, immer jung liebende

Emil.

(Von Sidonien.)

Ich ſchreibe Ihnen heute, mein guter Wagner blos, daß ich nicht Zeit habe, Ihnen mehr zu ſchreiben Laſſen Sie unſern herrlichen Freund immer dabei, daß er richtig ahne; — da wir in der That ein kleines Geheimniß für ihn haben; wie es denn auch in dieſer Zeit ganz zeitgemäß iſt!

XV.

Die Ungeduld, — (ſagt die ſtrenge ſich roth Unterſchreibende *), —) dieſe quälende Hyperſthenie des Gemüthes ſei das Fieber des hungernden Egoismus, und glaubt ſich damit ein recht Jean Paul'ſches air zu geben. Ich weiß nun nicht, guter Ernſt, ob mein Egoismus hungert, oder ob mein Gemüth das Fieber hat: genug ich

---

*) Abermals eine nicht mehr zu enträthſelnde Anſpielung, wie's ihrer ſo manche in dieſen „Briefen ohne Antwort" giebt!

A. d. Hgb.

vergeh vor Ungeduld, bis ich endlich die vollendete Iſidora erhalte; — an der hoffentlich nichts Jean Pauliſch ſein wird, außer dem, was an Jean Paul ſelbſt echt jeanpauliſch iſt, — das Herz! — Sidonie will mir das Buch vorleſen; beneiden Sie mich nicht, alter Freund? —

Hier ſchicke ich Ihnen ein Gedicht, ein liebliches Gemmenräthſel von einem wunderſchönen Talisman begleitet; prächtig und reich an Gold, von vielfarbigen Schmelz-Blümchen kraus überrankt; diademförmig, — in der Mitte ein Opal, rechts ein Hyacinth, links ein Türkis: — das iſt der Zauberring, den ich von drei Schweſtern zu meinem Wiegenfeſte erhielt. Errathen Sie das Räthſel und die Geberinnen? *)

*) Das Gedicht, welches wir in der Beilage mittheilen, war ohne Zweifel von Wagnern ſelbſt. So klärt ſich denn auch das „kleine Geheimniß" auf, von dem Sidonie am Schluſſe des vorigen Briefes andeutend ſpricht.

A. d. Hgb.

Sie ſehen, wie ſchön ich beſchenkt wurde, böſer Mann! und nur Sie ſchenken mir nichts? Nicht einmal das Vergnügen, das ich mit Teutſchland theile: Sie zu bewundern, und mich an dem Feenzauber Ihrer Phantaſie zu ergötzen?

Dennoch liebt Keiner Sie, wie

Emili

Beilage.

Ein Talisman.

An Se. Durchlaucht Emil Leopold August, Herzog von Sachsen-Gotha.

Tief verborgen in dem Schoos der Erde
Bildet köstlich sich der Edelstein,
Daß durch Kunst er noch veredelt werde,
Schmuck der Schönheit und des Throns zu sein:
Doch für's Herz zum Kleinod und Gewinn
Giebt ihm Liebe einen zartern Sinn.

* * *

Gleich der Blume, hat er Sprach' und Zeichen; —
So gestaltete ein Talisman
Sich in Steinen, welche nie verbleichen;
Wunderthätigkeit schloß ihm sich an.
Deutungsvoll eint sich in heil'ger Zahl
Hyacinth und Türkis und Opal.

* * *

Prüfen ſoll der Talisman die Herzen,
Schützen vor des Glückes Wankelmuth;
Freuden würzen, mildern herbe Schmerzen,
Schön erfriſchen geiſt'ge Lebensglut,
Und ins Land der holden Phantaſieen
Magiſch den Erwählten nach ſich ziehen.

* * *

Nur allein kann dieſe Kraft erproben,
Der, den jedes Herz voll Treue liebt;
Dem ein Lichtſtrahl, ausgeſandt von oben,
Klarheit, Scharfſinn, Huld und Liebreiz giebt;
Der, vom Genius mit Macht erregt,
Zauberblumen für die Freunde pflegt.

* * *

Du Erhabner! deſſen holde Blicke
Hier auf dieſem Talismane ruhn, —
Wär' ihm doch vergönnt, zu Deinem Glücke
Eine Freuden-Blüthe hin zu thun!
Fürſt, — durch Kron' und Dichterkranz verklärt, —
Prüf' ihn Du! Du findeſt ihn bewährt.

XVI.

Süß und himmliſch drang im lieblichſten Traum der vergangenen Nacht die Ahnung mit ihrem ſchönſten Zauber in mein Herz; ſie reichte mir den Smaragd-Becher, von zarten Cypreſſenzweigen umkränzt, durch Thränen lächelnd hin. Könnten Sie mir doch mein wunderbares Traumbild deuten! War's ein Engel, den ich ſah? Ich fühle noch die, mich mit ſüßem Schauder übergießende Nähe der himmliſchen Geſtalt; ich höre ſie noch rauſchen, die wunderbaren Rieſenſchwingen, hoch und prächtig hinaufgekrümmt! Einmal funkte das goldſtrahlende Gefieder, wie nahendes Gewitter. Könnt' ich ſie doch malen, wie ſie ſchwebte auf Kataraften von Licht in göttlicher Vollendung der Schönheit! Das Gewand war ſiebenmal umſäumt, wie aus Demant und Opal, Perlen-Thauglanz, und Sternen-Gold gewebt. — Immer näher, immer entzückender erblickt' ich ſie, und konnte doch den Smaragdnen Becher nicht ergreifen! — Als ich erwachte, fühlte ich mein Inneres rein und geläutert, wie ein erwachendes

Kind, und fühlte mich noch von des Himmels Blüthendüften berauscht, und die Himmelsklänge, — ohne jeden Mißklang der Erdenmusik, — tönen jetzt noch, wie ein fernes Echo zerfließend, fort.

Ich umarme Sie in Hoffnung und Treue und ewig junger Liebe!

N. S.

Trübe schwere Pflicht führt Sidonien, als Trost- und Mitleids-Engel zu der unglücklichen Wittwe * — Ich fühle, daß ich kein Recht zu klagen habe über diese, mich schwer drückende, Trennung. Wäre Sidonie nicht leidend, so gäbe sie selbst einige Worte des reinsten Wohlwollens für den trauten Freund.

Umarmen Sie Ihre Kinder! Küssen Sie den Aeltesten segnend auf die Stirne; den Jüngsten liebkosend auf den Mund. Wenn ich Sie künftiges Jahr von Liebenstein aus besuche, so werde auch ich sie an Ihrem Herzen an das meinige drücken. *)

---

*) Ein schönes Versprechen, das unerfüllt bleiben mußte; denn dieser Brief wurde kaum zwei Monate vor Wagners Tod geschrieben.

A. d. Hgb.

XVII.

d. 30 Dec. 1811.

So hat ſich denn einmal wieder mein guter Genius zu mir gewandt! Sinnentäuſchungen, Herzenstrug, waren alſo nicht dieſes nächtliche Raben des Traum-Engels! Ich kann ſie deuten, die bitter-ſüßen Zähren, das herbe, und doch wieder milde, Lächeln — auch ich habe bitter geweint, herb gelächelt, und die Schmerzensſchale habe ich, wachend noch, langſam gekoſtet. Möcht' ich doch auch jedes Weh aus des Freundes Wunden mit herausgeſogen haben! — Leer iſt ſie nicht, die ſmaragdne Schale; — Hoffnung, Glaube, Liebe, das tröſtende Drei-Geſtirn des Lebens, ſtrahlet mir zu; und neue Liebe, mit neuer Sehnſucht, glüht in der geneſenden Bruſt dem neugebornen Freunde entgegen; es wagt's der faſt verzagte Mund dem Freunde ein heitres: „Lebe mir!" zuzurufen.

So war es doch kein Traum! So habe ich mich denn nicht umſonſt gegrämt, und umſonſt

gefreut, theurer Ernſt! Nun bleiben Sie doch auch, nicht allein Ihrer Gattin, Ihren Kindern, Ihren Lieben, Ihrem Lande, Ihrer Zeit; ſondern auch mir!

Nicht wahr, Ihr neues Leben ſoll weit ſchöner werden, als das alte, das Sie mit den Schmerzen und der ſiechen Schwäche kräftig von ſich ſchütteln? Ueber das Schöne, was Sie ſchaffen, über das Herrliche, was Sie dichten, werden Sie gern vergeſſen, was Sie geduldet, und was Andre für Sie gelitten haben! — Wird das nicht eine Rührung, ein Jubel ſein! — Sidonie und ich beteten und beten für Sie; und frohlocken jetzt, und opfern Gott Dank. Uns lächelt durch Ihr Bleiben ein neues Morgenroth an; und, der alten Zeit nicht mehr gedenkend, ahnen wir ſchon eine neue, wo wir getroſt einen Namen ausſprechen dürfen, der Ihnen einſt ein peinliches Räthſel war. *) —

---

*) Auch dieſe Stelle bleibt ein unauflösliches Räthſel für die Leſer, wie für den

Herausgeber.

Bald ziehen wir, S. E. und J., um das Geneſungsfeſt unſrer Cäcilie zu feiern, in Hygiä's Tempel. Sie werden gern glauben, daß an dieſem Tage freudiger Rührung der uns neu geſchenkte Freund nicht vergeſſen ſein wird! Und ſind auch gleich bacchiſches Getöſe und britiſche Toaſts von dieſem Feſte verbannt, ſo werden wir doch auf eine anſprechende Art uns auszuſprechen wiſſen. Auch zu Ihnen kämen wir gern, ſo es vergönnt wäre? Aber rufen Sie uns nicht, wenn wir nur irgend läſtig ſind. Sie können unmöglich zürnen, Ernſt! daß ich ſo gern träume. Lächelte mir nicht mein Ahnungs-Engel kurzen Schmerz und lange Freude in das unwiſſende Herz? Wenn wir nicht kommen ſollen, ſo nehmen Sie das Ende dieſes Briefes für den Anfang eines neuen frohen Traumes!

Ihr

mit Ihnen neubelebter Freund

Emil.

XVIII.

am 31. Dec. 1811.

Mit bänglichen Erinnerungen unveränderter Freundſchaft, und von heitren Hoffnungen beſſerer Zukunft angelächelt, und von Sidoniens Theilnahme begleitet, die mit mir um Sie, mein Wagner, bebte, — mit mir für Ihre Geneſung betete; und die jetzt mit mir vom Wiederſehn phantaſirt, — trete ich zu Ihrem Lehnſtuhle; unſichtbar vermuthlich; denn Sie richten ſich nicht auf; Sie blicken ſich kaum um. Sonderbar! Sie ſtrecken die Hand nach uns aus; anſtatt aber uns brüderlich zu bewillkommen, ſpitzen Sie die Finger, als empfingen Sie einen Brief; ein freundliches Nicken, — ein Winken; und uns iſt, als wünſchten Sie, daß der Ueberbringer ſich entferne. Sie machen die Geberde, als erbrächen Sie das Ueberbrachte, nachdem Sie lächelnd das Siegel und die Aufſchrift beſehen; — die Haſt, die Freude, mit welcher Sie das Blatt zu ergreiffen ſcheinen, durchdringt uns mit Dank, mit Rührung und mit einem gewiſſen eiteln Wohlbehagen, auf unſre Un-

ſichtbarkeit bauend. Er glaubt zu leſen. Sieh! nun dreht er das Blatt, Sidonie! Er wendet ſich nach dem Licht des Fenſters. „Assurément, ſagt die ſchalkhafte, assurément c'est un billet de belle des belles!“ — und Sie drehen ſich um, und ſcheinen mit Wohlwollen eine behagende Stelle von Neuem zu überleſen. Neugierig naht ſich rechts die freundliche Begleiterin; links ſchmiege ich mich Ihnen näher und flüſtre ein freundlich Wörtchen; und Sie rümpfen den Mund, als nähmen Sie den leiſen Freundſchaftskuß, das Siegel des Wohlwollens, für die unbeſcheidene Nähe einer, aus dem Winterſchlafe erwachten Fliege. Ungeduldig rücken Sie die Mütze zurecht; — „undankbarer Menſch! können Sie denn nicht das leiſe Zuraunen der Geiſterwelt und die Nähe der unſichtbaren Freundſchaft von dem Summen und Krabbeln eines ſechsbeinigen Stubengeſchmeißes unterſcheiden?“ flüſtre ich Ihnen ziemlich ungnädig ins Ohr. Ach! Sehn Sie, Sidonie, wie er unzufrieden den Kopf ſchüttelt, die Augen reibt, nicht begreift, woher der Vorwurf kömmt, und worauf er zielt? Der Freund lächelt ſpöttiſch und

verwundert; denn alles was wir fühlen, denken und reden, liebliche Freundin, tritt in leserlichen Zügen aus dem erträumten Papiere hervor. Sidonie! Haben Sie etwas verstanden von dem, was er murmelte? „Ich glaube, antwortet sie mir noch leiser, frohe Aeußerungen sind es über seine Genesung, und theilnehmende Glückwünsche zum neuen Jahre. Freuen mag es ihn doch, unsern Wagner! denn seine Lippen lächeln jetzt, seine Augen blitzen freundlich unter den Wimpern hervor, und seine Wangen überfliegt die Röthe der Rührung. — Nur eine Sekunde Geduld! Deute ich seine Mimik recht, so ist er bereits an der letzten Seite der langen Gratulation." — „Ei, warum Gratulation? frage ich die sonst so Klarsehende;" eher mag's ein Liebesbrief sein!" — „Nun, da sieht man, antwortete sie, que vous n'êtes pas routiné! Ein Liebesbrief, gnädiger Herr, ist nie so lang, und die Größe des Formats läßt auf eine männliche Schreib-Hand schließen; — schon zweimal hat er das Blatt gewendet; aber von wem mag es sein? Beim Lesen des Namens — ... aber nein! Er legt den Brief hin!"

Mögen Sie doch, Freund, geleſen haben alles das, was Sie ſich wünſchen, und was wir ſo innig Ihnen vom Himmel erbitten! Wir wollen nicht eiferſüchtig ſein. Gott ſegne Sie, Gott ſtärke Sie, Gott erhalte Sie noch lange Ihren Lieben und

Ihrem Emil.

Schicken Sie uns nun Iſidore bald. Wir wollen ſie aufnehmen, wie ſie iſt; nehmen, dulden und lieben Sie uns doch auch, wie wir ſind!

XIX.

den 6ten Jenner 1812.

Mit unruhigem, nur unbeſtimmt hoffendem Gemüthe, — obgleich das was ich hoffe, Ihnen beſtimmt iſt, Freund; ich meine, Glück und Kraft, alte Lebensluſt und neues Wohlbehagen, — wende ich mich von Neuem zu Ihnen, um ein klares beruhigendes Wort zu bitten. Es muß von Ihnen kommen dieſes Wort, wenn auch nicht das ſchriftliche Zeichen; denn ſo unbeſcheiden bin ich wahrlich nicht, ſo ſehr Sie mich auch verzogen haben, und

Andre mich noch verziehen! Ich weiß nur zu gut, wie mühſam es iſt, liegend zu ſchreiben, und mit verſchwollenen Händen in den ſchweren, ſchmerzenden Fingern den Gänſekeil zu wenden. Schreiben ſollen Sie nicht; nicht einmal unterſchreiben; nein! mich nur erfahren laſſen, wie es Ihnen geht! Dieſes Opfer ſind Sie meiner Treue, meiner unbegränzten Zuneigung ſchuldig; und wer würde nicht gern die kleine Mühe übernehmen; zumal Einer Ihrer holden Knaben. Weder die bange Ungewißheit, noch den Schatz von Hoffnungen, kann ich, mag ich, will ich länger mit mir herumtragen! Selbſt durch Kränklichkeit gereizt, ſelbſt durch Schmerzen leidend, bin ich zu ſchwach, den großen herrlichen, lautjubelnden Zukunftshimmel in dem kleinen engen Herzen länger zu verſchließen. — Ein Wort von Ihnen giebt dieſer ſtrahlenden Traumwelt Wirklichkeit!

Nicht wahr, Wagner, Sie laſſen mir ſchreiben? Sie ſchenken mir Troſt? Ich will Sie auch gewiß niemals wieder ärgern; will Sie nicht mehr daran erinnern, daß ein argloſes, ſich ſelbſt

eine Welt ſchaffendes Gemüth die groſſe in gewiſſer Beziehung nicht kennt, und alſo auch nicht treu zu malen verſteht. Ich will's ja glauben, daß es Höfe geben könne, wie der Ihrer Iſidore; ich will darin mit Ihnen leben, und Alles ſchön finden, denn ich kann wohl glauben, wenn es die Liebe verlangt, — alles finden, was die Liebe heiſcht, — loben, was die Liebe ſchuf: aber Sidonie, — die iſt freilich ſtolzer, freier als ich, und ſich treuer. Die findet die Dinge, — vorurtheilslos und arglos wie ſie iſt, — wie ſie ſind, nicht wie ſie genommen ſein ſollen. Sie hat ſchon viel von Iſidoren erfahren, Gott weiß durch wen! „Sehr männlich ſoll die Fürſtin ſein, und unerhört kokett in der Kunſt, die eigentlich nur eine „für Männer ſein darf: in der Kunſt, die ungewöhnlichſten Ausnahmen für Hofregeln anzunehmen.“ — Ich meines Theils freue mich auf Iſidorens Bräutigam; weniger auf Ihr Mährchen; mehr auf die Art, wie Sie es erzählen.

Geben Sie bald Troſt, oder doch Gewißheit.

Anmerkung des Herausgebers.

Zu Wagners langwierigem, immer wachsenden Uebel gesellte sich, wie bereits früher erzählt worden ist, am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit, von den Aerzten als rheumatisches Nervenfieber behandelt.

Der Kranke, den man vor jeder geistigen Anregung wahren sollte, erhielt den vorigen, und die drei folgenden Briefe des fürstlichen Freundes entweder gar nicht von seinen sorgsamen Pflegern, oder legte sie vielleicht selbst für freiere Momente unerbrochen zurück. So übergab sie mir sein Sohn. Erst jetzt, vier Jahre nach des Herzogs Tod, erbrach ich sie mit schwer zu schildernden Empfindungen.

Gewiß werden auch viele Leser, und vielleicht noch mehr Leserinnen, die letzten, gleichsam vom dunkeln Siegel des Grabes verschlossenen Briefe, — besonders auch die tragischen Schlußworte des XXIIten, — nicht ohne milde Rührung aus der Hand legen!

XX.

den 14. Jenner 1812.

Wäre ich so humoristisch, wie Sie, mein Freund, und würde unter meinem Mikroskop des Witzes stumpf der Dorn des Schmerzes, — nüchtern der Rausch der Phantasie; — zur Karrikatur das Schöne, — der Schimmel aber zur Blüthenwelt, — das Gift zu glänzenden Diamanten, — kurz, eben Alles zu seinem Gegentheil: so fände ich in Ihrem Schweigen Liebe und tröstende Zeichen der Genesung. Aber, alter Freund! ich besitze nicht die Kunst, aus allen Begriffen und Vorstellungen einen italienischen Salat zu machen, der nur Höllendurst und Uebereiz giebt, wie Jean Pauls gemüthlose, mich krank kitzelnde Citate, und — . . doch wer A sagt, muß B sagen! Mit einem Worte: hätte ich mehr Kunst und weniger Natur, so schickte ich Ihnen, nebst beiliegender Karrikatur, eine witzige Kritik derselben und des sinnigen Festes, welches dieselbe so abgeschmackt darstellt; *) aber mir fehlt

*) Eine mir völlig dunkle Anspielung! der Brief enthielt keine, sie erklärende, Beilage.

A. d. Hgb.

der Witz, als Kunst, und ich schicke Ihnen ein Feld, reich an Scherz und Entdeckungen. Vielleicht zwingt Sie das, zu schreiben und zu danken, und so bekomme ich eine Ursache mich zu freuen, und Sie eine Gelegenheit, Ihr bewundernswürdiges Talent an den Tag zu legen.

Hoffentlich werden Sie mich trösten, mir den Fortgang Ihrer Besserung schildern. Ich bedarf dieses Trostes, und viel Liebe; denn ich fühle mein armes Herz immer scheuer werden und an Glaube, Liebe und Hoffnung verarmen. Sie können so gut, so edel, so gemüthlich reden! O, stimmen Sie doch Flötentöne an; aber nicht das krause Geschmetter der humoristischen Dudelsackpfeife! Denn alles das schätze und verstehe ich nicht. Schreiben Sie mir, ach bald! ach recht tröstlich!

E.

XXI.

den 24ten Jenner 1812.

Ihnen, mein guter Ernst, mein alter treuer, redlicher Freund! Ihnen sei der erste Strauß freundlicher Herzensblüthen angeboten, dessen dornlose

Ranken, doch glanz- und farbloſe Blätter von einem zarten bleichen Bande und dem Namen Emil zuſammengehalten ſind, Nehmen Sie hin die Vergißmeinnicht der Freundſchaft, die Immortellen der Achtung, und die Oliven des Friedens! Es ſagt der Strauß nichts als: „Vielgeliebter! in dieſem Herzen, das Dir ſo treu ergeben iſt, herſcht wieder die friedlichſte Harmonie.“

Immer und immer muß ich mich Ihnen aufs Neue nahen, als ob Sie mich auffoderten, einladeten! Aber ſich immer treu, immer der Nämliche, ſind Sie es, Freund, der mir die Geduld, die Selbſtverläugnung, die Wankelloſigkeit einflößet; und Sie werden, ſind Sie gerecht, mich nicht tadeln, daß ich jeden Augenblick, den mir die zurückkehrende Geſundheit gönnt, jeden Lichtſtrahl, den mein guter Genius mir ſendet, benutze, um leiſe an die, nur zu oft verſchloſſene, düſter verhüllte Pforte Ihres Gedächtniſſes anzuklopfen; und Ihnen von weitem den Blüthenſtrauß an das Herz zu pflanzen. Ach! wäre es doch möglich, auch in dieſes Herz hinein! — Sie werden endlich durch meine Geduld ſo ungeduldig werden, daß Sie mir

dennoch, mein Wagner, berichten werden, woran mir so unendlich viel gelegen ist! Sie werden mir sagen, daß Sie sich stärker fühlen, und durch diese belebenden Worte werden Sie mir ein Recht geben, das Dankgebet für Ihre, für meine Genesung dem helfenden Himmel zuzusenden!*)

XXII.

den 4ten Febr. 1812.

Friede zum freundlichen Gruß, mein trostbedürftiger Freund! Ach, könnte ich doch an Ihrem Lager sitzen, Ihnen die langen schlaflosen Nächte durchplaudern! Ach, könnte ich mich doch wie das milde Grau des Abends in den Purpurglanz ahnender Phantasieen mischen, Sie bis an die Pforten des Himmels begleiten, und von da den Ihrigen Ihre letzten Grüsse und Küsse bringen,

*) Man sieht aus den vorhergehenden Briefen, daß der Herzog von Wagners letzter Krankheit, aber doch nicht von ihrer ganzen Gefahr, unterrichtet gewesen sein müsse. Erst nach diesem XXI muß die sichre Kunde eingelaufen sein.

A. d. H.

damit ſie nicht troſtlos blieben! Ach, könnte ich Sie doch befreien von all' dem Jammer, von allen den Schmerzen, auch von alle dem thatloſen Mitleid, und ſelbſt von der grauſamen Lebenskraft, die Sie zu immer neuer Pein zurück ruft! Zerrinnen Sie denn mit Ihren langen Qualen in das auflöſende Mild der letzten Wehmuth, die nur, — den Kontraſt des armen Lebens und der reichen Zukunft auszulöſchen, — das welke Herz noch einmal kühl durchhaucht; — aber mich beneide Niemand mehr!!

Lächeln Sie, wie ein Engel, meiner gedenkend und Sidoniens; denn bald, wohl bald, werden Sie noch ſchönere Engel grüßen; und dieſes Lächeln iſt nur ein, Wiederſehn zuſagender Abſchiedskuß!

(Von eigner Hand:)

Gedenken Sie meiner, mein Ewigtheurer! Gut' Nacht — ich komme, Ernſt! wenn ich darf. — Gute Nacht, al dolce rivedere.

Emil.

* * *

Elfter Brief.

Schon in einem meiner früheren Briefe merkte ich an, daß es wahrscheinlich Jean Paul gewesen sei, der durch kräftige Empfehlung des damals hervortretenden Dichters bedeutenden Einfluß auf eine günstigere Wendung seines Schicksals hatte. Wenn der große Schriftsteller, vielleicht der größte Humorist, — damals in seiner vollen Blüthe, *) — durch seine unsterblichen Werke die Bewunderung unsers Ernst Wagner auf sich lenkte, so fesselte ihn Dankbarkeit und persönliche Bekanntschaft noch mehr durch die zärtlichste Zuneigung an ihn. Er hat es von jener Zeit an niemals unterlassen, als Schüler den Meister um Rath bei neuentworfenen, oder um Durchsicht der vollendeten Arbeiten zu bitten.

Die sich noch vorfindenden Briefe J. Pauls beziehn sich großentheils auf dieses, ihm abgefoderte Urtheil. Sie sind schon dadurch, außerdem

*) Die schönste Hälfte seines Titan schrieb J. P. während seines Aufenthaltes zu Meiningen.

aber noch durch die eigenthümliche Geistesfülle merkwürdig, welche Alles beseelte, was aus seiner Feder floß, obgleich die meisten dieser Blätter so eilig angefertigt sind, daß es nicht selten dem Leser Mühe kostet, den flüchtigen Schriftzügen zu folgen. Von unserm herrlichen Richter ist Ihnen Alles wichtig, ja vielleicht gerade das besonders, zu dessen Darstellung er nicht lang suchte, in der ungeheuren Sammlung seiner Excerpten-Zettel nachschlug, oft Citate auf Citate häufte, und aus Furcht irgendwo gemein im Ausdruck zu werden, zuweilen ungemein witzelte und unklar wurde.

So werden denn auch diese Briefe an Wagnern recht eigentlich zur näheren Bezeichnung seiner reichen, schönen Persönlichkeit dienen, die seinen vertrauten Bekannten so unendlich genußreich war, und nun so unvergeßlich bleibt!

Zürnen Sie nicht, Bester! wenn hier abermals ein, — soll ich sagen egoistischer, Blick auf meine eigne Vergangenheit zurück fällt. So schwärmerisch hat vielleicht selten ein Jüngling einen berühmten Dichter seines Vaterlandes verehrt, als ich unsern Jean Paul. Seine erste unerwie-

derte Bekanntſchaft koſtete mich einen guten halben Tag des ſehnlichſten Wartens. Ein Freund hatte mir aus Meiningen geſchrieben: " Jean Paul iſt hier, um nach Liebenſtein zu reiſen, und kommt alſo Morgen fahrend an deinem Hauſe vorüber. Aufgepaßt, wenn du deines Gottes oder Götzen anſichtig werden willſt!" — Himmel! wie paßte ich auf! Stundenlang hatte ich geſtanden und geſchaut; endlich rollte ein halb offenes Fahrzeug um die Garten-Ecke her! Schon in der Ferne erhaſchte ich das Bild eines unbedeckten, dünnbehaarten, freundlichen Kopfes, der zurückgelehnt mit großen geiſtvollen Augen zu den weißen ziehenden Sommerwölkchen des blauen Aethers empor blickte. Der Wagen kam langſam heran, und ich hätte zwei volle Minuten Zeit gehabt, den ſchönen Kopf für die Bildergallerie der Erinnerung auszumalen: aber o neidiſches Geſchick! Gerade jetzt mußte es dem Portraitirten einfallen, ſich tief in den Wagen niederzubeugen, um irgend etwas Entfallenes auf dem Boden wiederzuſuchen, und er hatte es leider noch immer nicht gefunden, als ſein Phaeton hart unter meinem Fenſter vorüberzog; — ſo daß es

mir faſt wie dem bekannten neugierigen Reiſenden in der Irwing'ſchen Erzählung erging, der jenen räthſelhaften Fremden, den er durchaus ſehen zu müſſen glaubte, endlich nach langem ungeduldigen Harren ſo im Schlage des Wagens ſtehend erblickte, daß er vollkommen Muße hatte — die Rückſeite des Langerſehnten zu beſchauen. —

Späterhin reichte mir Jean Paul, und ich drückte ihm die Hand. Ja, er ward ſogar einigemal mein freundlicher Gaſt in meinem einſamen Dörfchen; und da erſt habe ichs ihm erzählt, mit welchem heißen Sehnen ich ihn an jenem Tage, ganz wie ein Liebender die Geliebte, erwartet, und wie höflich er meine Erwartung getäuſcht habe. Er hatte ohne Zweifel vollkommen Recht, mich tüchtig auszulachen!

So fühlte ich mich zu jenem großen Menſchen hingezogen. Wie viel mehr mußte Wagner ihm anhängen, der ihm nicht blos geiſtig näher ſtand, ſondern ihm noch außerdem ſo viel zu verdanken hatte!

Doch Sie eilen gewiß ſchnell durch dieſe unbedeutende Einleitung zu den Briefen ſelbſt fort!

Ich gebe Ihnen dieſe wenigen ſchätzbaren Reliquien nach der Zeitfolge und mit der gewiſſenhafteſten Treue, indem ich, außer manchen, für das größere Publikum unintereſſanten Begrüſſungen, nichts hinweglaſſe, als manche Verbeſſerungsvorſchläge zu einzelnen Stellen der Wagner'ſchen Manuſkripte. Da ſie großentheils benutzt worden ſind, ſo würde ihre Mittheilung ſchon deshalb völlig überflüſſig ſein.

I.

Coburg d. 4. Aug. 1804.

Mein lieber verzeihender Wagner! Nur durch literariſchen Vielſchreiberei kann ich meine briefliche Wenigſchreiberei entſchuldigen. In der Michaelis-Meſſe kommt meine Aeſthetik in 2 Theilen heraus. Wenn Sie dieſe geleſen, ſo hätten Sie, dächt' ich, endlich den nöthigen Schloſſer-Apparat zu Ihrem „Dietrich." Sie ſollten damit mehr eilen, da noch ſo wenig über den Humor geſchrieben worden; (Tieck wollt' es einmal in früheren Zeiten über meinen.) Wollen Sie mit Ihrem

Muſikſchlüſſel meiner Mißtöne harren, bis ich kein neues Stück mehr ſetze? — Ihre drei Tabellen wären mir ein köſtliches Geſchenk; ich ſähe auf einmal in zwei Menſchen hinein, in Sie und in mich.

Da Sie ſo vielerlei angefangen, ſo muß ich Sie vor der Gefahr des Wechſels warnen, welcher die Kräfte auflöſ't, weil er ſie nicht ſtraff genug ſpannt. Werfen Sie ſich mit aller Macht blos über Ein Werk, und unterhalten Sie das Feuer in einem fort ſo lange darunter, bis ſeine ſpröden Theile ſtreckbar und flüßig werden. Hingegen nach einer Jahres-Erkaltung wieder Feuer anzuſchüren, verdoppelt die Arbeit, aber nicht den Enthuſiasmus und das Gelingen. Der 1te Band des Titan beweiſet den letzten, die andern Bände den erſten Satz. — Von meinen Flegeljahren hat mir die Frau v. K—b blos die beiden erſten Theile zurückgeſchickt. Würde Meiningen nicht durch Cramer entſchädigt und genährt, ſo würd' ich es für Gleichgültigkeit gegen die Poeſie, ſo wie gegen einen ehmaligen Mitbürger deſſelben, anſehn, daß nicht einmal die Leihbibliothek das Buch hat.

Ende künftiger Woche ziehen wir nach Bayreuth. Seit ich mir verboten habe, den Miniſter zu beſuchen, und ſeit überhaupt durch den neuen Krieg der ganze geiſtreiche, frohe Zirkel, den ich Anfangs fand, ſelber am Hofe zerſprengt iſt, iſt Coburg aus einem Jeruſalem ein Bethlehem für mich geworden. Bekannte, und Gäſte und Wirthe fand meine Frau hier genug, aber keine rechte Freundin, die Fr. v. S. etwa ausgenommen. In Meiningen hatte ſie es beſſer. Wahre Kultur giebt es noch unendlich ſelten in Teutſchland! Berlin und Herder haben mich verwöhnt, und ich werde immer weiter ziehen müſſen.

Grüſſen Sie mir meinen guten Veſuv recht ſehr, der zugleich alt und feurig iſt und herrliche Produkte trägt, — den Präſident Heim, und ꝛc. Leben Sie wohl. Schreiben und ſchicken Sie mir bald!

II.

Bayreuth d. 28. Sept 1804.

Ihr Wachsthum fliegt, lieber Wagner! Mit zunehmender Ergötzung an Ihrer Fülle und an Ihren Kenntniſſen, — zumal des weiblichen Körpers — der Gemälde und der Muſik, zu welchen nicht Ihre öde Umgebung, ſondern nur Ihr reiches Innere Sie führen konnten, las ich Ihren zweiten Theil (des Wilibald) durch, der der erſte ſein ſollte. Doch auch jener hat Anfangs einige ökonomiſche Magerheit. Dienſtſachen, alle Zwecke des bürgerlichen Lebens ꝛc. können nicht ſchnell genug abgethan werden. — Alle Ihre Charaktere halten ſich ſcharf; nur einige Male geräth Mathilde in mehr Sprache hinein, als ihr anerzogen ſein kann. In dieſer Mathilde haben Sie übrigens eine köſtliche Jungfrau von neuer romantiſcher Geſtalt vom Himmel auf die Erde gelaſſen. Sie iſt gar nicht leicht zu ſchaffen und zu halten. Sie haben Göthes Meiſter rein und ſtark gefaßt und die rechte epiſche Anſicht des Romans gewonnen, ohne doch, — wie jetzt der Echo-Pöbel thut, —

das ſtoffloſe Phantaſieren mit der ſymboliſchen Allgemeinheit zu vermengen. Eben Ihre ſcharfe individualiſirende Anſicht und Erkenntniß der vielgeſtaltigen Erde bei allem Aufblick zum einfachen, poetiſchen (allegoriſchen) Himmel thut ſo wohl, und iſt ſo dichteriſch!

Suchen Sie jetzt bloß einen Fehler zu begehen, den Andre zu meiden erachten müſſen: ſuchen Sie nämlich mehr pikant zu ſein.

Ich wünſche Ihnen zu Ihrer Gegenwart und Zukunft Glück! ꝛc.

III.

d. 5. Jenner 1805.

Hier, Lieber, meine Doppelantwort! Hätt' ich mehr Zeit, ſo würd ich mir gerne Ihre Briefe durch Fragen und Antworten zu verdienen ſuchen, ſo ſehr erfreuen ſie mich.

Im Januar iſt ein Entſchluß für den Februar ein Wagſtück, ſogar um den Preis einer Schöpfung. *) Den Nachtigallen in Ihrem Park reif' ich

*) Bezieht ſich wohl auf eine Einladung Wagner's zur Aufführung von Haydn's Schöpfung nach Meiningen zu kommen. A. d. H.

doch lieber nach, — weil es hier gar keine giebt, — als den menſchlichen im Orcheſter.

Von meiner Aeſthetik ruht die Hälfte noch unter meiner Gehirnſchale. Eine neue Auflage wird die zweite, oder den Zwilling bringen.

Eben hab' ich J. P.s Freiheits-Büchlein, eine Broſchüre von 9 Bogen fortgeſchickt, durch die Jenaiſche Fakultät veranlaßt, welche meine ſonderbare Dedikazion an den Herzog von Gotha nicht drucken ließ. Jetzt erſcheint ſie gedruckt, ſammt ſechs Briefen von ihm und mir, und einer Abhandlung über die Preßfreiheit. Alles Philoſophiren aber entwöhnt durch ſeine Leichtigkeit von der Anſpannung des dichteriſchen Darſtellens.

Emma ſitzt auf meinem Schoos während ich dies Blättchen vollkritzle, und ſagt immer: ſchreib Vater! Der zweite Geburtstag Marens war der erſte von Otilia, meines zweiten Mädchens, d. h. vor 8 Wochen. Leicht kam meine Frau vom Kindbett auf, das ſonſt der Teufel mit Geier- und Rabenfedern füllt. Ich und meine Frau ſehnen uns herzlich nach den Herzlichen in

Meiningen, um in einigen Tagen Jahre zu wiederholen und vorauszunehmen.

Ihren jetzigen Spiel- und Schreibraum bereitete Ihnen ein sehr guter Genius, der wahrscheinlich an Ihrem Stile Freude hat. Es geh' Ihnen immer besser!

IV.

B. d. 6. Mai 1805.

Den 15. Apr. erhielt ich Ihr Mspt. *) Mein Lob bezieht sich auf das Allgemeine und Besondere, der Tadel nur auf einiges Besondere. Der neu und frei schauende und empfangende Geist, — der frisch vortreibende, wie ein Mai, nicht wie ein Herbst, — die weite Um- und Einsicht, sogar in die tiefen Holzwürmer-Löcher und Windungen am Thronsessel, — und also die rechte Eigenheit, ist mein allgemeines Lob, so wie der Kunstsinn neben dem Natursinn. Göthisch episch und bezaubernd ist der Anfang, — besonders der geniale

*) Von dem Roman „die reisenden Maler."
A. d. Hgb.

Ab- und Aufzug des Mädchens, — und das Ende mit den Zigeunern; doch zwiſchen dieſer öſtlichen und weſtlichen Aurora iſt nachher manche blaßblaue Stelle am poetiſchen Himmel. Mit Ihren Kräften muß ich ſcharf rechten und umgehen, zumal da ſie oft an die Theorie von Göthe's Meiſter gekreuzigt werden. *)

Der Hauptfehler iſt die Länge einzelner Geſpräche. — Herrlich iſt das Zigeunerlied. Schade, daß von den kommenden Glutſcenen, die ich ſchon früher geleſen, **) nicht hier noch einige mit eintreten! Sie ſollten, da der Aufgang eines Autors oft ſeinen Untergang entſcheidet, ſogleich in dieſem erſten Theil mehr Künftiges ahnen laſſen, und einiges Gegenwärtige von Geſprächen wegſchneiden. Sie können ja noch, indem die Preſſe daran gebiert, daran zeugen. Bedenken Sie, wie man in

*) Hier folgt eine umſtändlichere Kritik einzelner Stellen und Ausdrücke.

**) Wahrſcheinlich in dem ungedruckt gebliebenen Luſtſpiele, von welchem in einem meiner früheren Briefe die Rede war.

A. d. Hgb.

Tragödieen die langweiligen Staatsverhandlungen nur durch Schlagworte abthut und ein ganzes Kabinetssekretariat auf Stichworte einschränkt.

Ich wünsche Ihrem Geiste Glück zu seiner äußern Freiheit für seinen Wuchs, und lobe und liebe Sie herzlich.

R.

Warum sagen Sie mir nichts
über meine Aesthetik?

V.

B. d. 2. Mai 1806.

An Meiningen denk ich hier öfter, als sonst in Meiningen selber.

Ihre Krankheit hat mich um so mehr geschmerzt, da ich mir jetzt Ihre freiere Laufbahn aus dem Burgverließ in die Kabinets- und Bücherwelt hinaus, wie unter lauter Blüthenzweigen hingezogen gedacht. Ich glaube zum Glück wenig an Aerzte, und heile, — so wie mich ohnehin, — meistens meine Kinder ohne einen. So wie Sie lebten, und vollends leben, ist mir Ihre Krankheit unbegreiflich, und unmöglich ihr Wachsen!

Mit einem wiederholten Vergnügen las ich den köſtlichen Anfang Ihrer Maler neulich wieder im Frauen-Journal. Ich e ſuche Sie meinet- und meiner Freunde wegen, mir das Buch ſogleich nach dem Abdruck auf 14 Tage zu leihen.

In jedem Falle iſt Ihr erſter Titel „Briefe aus dem Liebenſteiner Bade," ſo bald vollends ein Beiwort („äſthetiſche, philoſophiſch. romantiſche„ — was weiß ich! da ich den Inhalt noch nicht kenne,) dazu kommt, beſſer als jener waſſer-ebene „Reiſen eines Menſchen." Je individueller, je beſſer. Hätt' ich das Buch geleſen, ſo wollt' ich Ihnen 10 der ſeltſamſten Titel zur Auswahl zufertigen.

Ich war nie ſo froh als über dieſe Oſtermeſſe, blos weil ich endlich einmal — nicht da verkaufe oder verkauft werde. Aber zur Michaelis-Meſſe erſcheint meine Erziehungslehre in 2 Bändchen, — ein Werk langer Anſtrengung.

Ich bin gegen meine und fremde Manuſkripte ſtrenger, als gegen die Abdrücke, — vielleicht weil dieſe nun verſteinern gegen jede Verbeſſerung.

Daher wundere ich mich, wenn ich jetzt gedruckte Proben aus Ihren Büchern lese, daß ich Sie nicht noch weit mehr gelobt.

Mich und meine Frau würde eine Einfahrt ins gutmüthige freundliche Meinungen, dem wir so schöne Stunden und Menschen verdanken, innigst erquicken! Und kommen wird diese Erquikkung; nur hat sie das Schicksal noch nicht datirt.

Nach Gotha wollt' ich nie ziehen, nur flüchten. Der H. handelt doch nicht immer so, wie er sollte; er mag denn herrschen und spaßen!

Meinen alten herrlichen geistigen Vulkanisten, — der nur in der geologischen Theorie Neptunist ist, — den Präs. Heim, sollen Sie mir vor Allen grüssen, und ihm so viele schöne Tage wünschen, als er aufbrausende hat. Welcher Gewinn für die Welt, wär' er 20 Jahr alt! Und dann grüssen Sie mir auch — ꝛc.

R.

VI.

B. d. 31. Oct. 1807.

Lieber will ich kurz als ſpät ſchreiben, mein guter Wagner! Im zweiten Theil der Levana, — welche zu meiner Freude wenigſtens Einmal in Meiningen umläuft, und geſetzt auch, die Stadt hätte ſie, wie ich vermuthe, von einer benachbarten geborgt, — ſteht S. 408 eine beiläufige und namentliche Anpreiſung Ihres Kunſtplanes; ſo wie ich in dieſem Theile, der eigentlich der bedeutendſte iſt, auch einmal des trefflichen Herzogs und der guten Herzogin gedenke.

Vor der Hand, jetzt in dieſer muth- und geldloſen und unentſchiedenen Zeit ſollten Sie — zwar nicht die Bekanntmachung, aber doch die vertheilte Einſchickung Ihres Kunſtſchulplans auf das nahe Jahr verſchieben, wo die niedergebogenen Gipfel ſich plötzlich mit neuer Schnellkraft aufrichten. Von T. und S. erwart' ich keine Hülfsthätigkeit. Auf Ihr Buch bin ich begierig. Schicken Sie mir es ſogleich, wenn es da iſt.

Zur Levana gehört ein ſcherzhaftes Ergänzungsblatt, das deren 365 Druckfehler berichtigt, ſammt denen der Flegeljahre und des Freiheitsbüchleins.

Meiner guten Heim ſagen Sie außer meinem Gruße: ob ſie es nicht abſcheulich fände, wenn ein Menſch in demſelben Augenblick ſich den Mund zugleich von einem Eichhörnchen und einem Spitz, — um Beide an einander zu gewöhnen, — belecken ließe? Ich bin leider der Menſch, und ganz ihrer Meinung. ꝛc.

J. P. Fr. R.

VII.

B. d. 28. Nov. 1807.

Unter allen Briefſchreibern, die jetzt auf der Erde an einander ſchreiben, bin ich ohne Frage der ſchlimmſte; und ich ſollte; wie die 72 päbſtlichen Schreiber, den Namen Abbreviator haben; denn eine ſtärkere Abbreviatur giebts nicht als — Schweigen.

Noch dazu warf mir jeden Tag Ihr Manuſkript, das ich ſogleich und ſo froh geleſen, meine

Verſtockung vor, und bekehrte mich doch nicht eher, als heute. Aber wahrlich, die Anarchie der Politik um uns her wirft ſich zuletzt auch in die Studier-Manſarden. — Ich bin ſehr begierig auf Ihre angekündigte „Heimreiſe.“ Aber ſchmerzlich war, und wär' es mir, wenn Sie das einfältigſte Verſprechen, — was eben ſein eigenes Gegentheil iſt, — halten wollten, das Sie je gegeben, nämlich Ihre ganze Schriftſtellerei auf 3 Feſttagswerke, wie eine Arie à trois notes, zu beſchränken. Wenige Autoren, die ſo frei eben ſowohl an ſich als an die Leſer ſchrieben, wurden noch ſo gut von kämpfenden Parteien aufgenommen, als Sie. Mögen Sie mir erfreulichere Nachrichten von Ihrem Körper geben können, als ich leider bekommen! Freilich ſind Rückenmark und Gehirnmark im Antagonismus und jenes muß die Ausgaben dieſes tragen. Indeß bin ich durch meine eigne Lebensgeſchichte gewiß, daß jeder nur ſo viel krank iſt als er will, ſobald er Leibes-mémoires führt — wär' es auch nur in der Memorie — und ſobald er ſo viel Arzneikunde gelernt hat, als er braucht, um der Leibmedikus eines einzigen

Leibes zu werden. So iſt z. B. einem Kopfe, der eine Naſe wie Präſid. Heim hat, kein Katarrh zu vergeben; und Er, der ſo leicht lange Naſen auszutheilen vermag, ſollte ſich am wenigſten mit einer fließenden behaften. Ich hingegen habe meine ſonſtige halbmonatliche Migraine ſchon auf das Monatliche herabgebracht, aber ohne jährliche 12 Halbtöne von Schmerzen; denn mein Laudan. Sydenh. (für deſſen Rath dem D. Jahn ewiger Dank in meiner künftigen Selbſt-Lebensbeſchreibung geſagt werden ſoll) langt, ungleich der pr. Macht, allezeit früher an als die Uebermacht.

Mein Junge iſt ein Rieſchen; die Kleinſte, Odilia, eine Fee; alles iſt geſund bis zur Mutter hinauf. Meine drei Kinder waren Mitarbeiter an der Levana, über welche ich Ihr und Heims Urtheil zu haben wünſchte. Apropos! In Zſchokke's Miszellen ſteht ein Urtheil darüber von einem E..., der mich, meine Frau und die vortreffliche Heim kennen will. Fragen Sie dieſe doch, wer unter ihren E- Bekannten ein Hofmeiſter geweſen; denn dieſer ſcheint er mir zu ſein, oder geweſen zu ſein.

Flammte neuer Krieg von der östreichischen Gränze herüber, so zög' ich vielleicht mit Familie und Bier wieder nach Meiningen, vor der Hand und vor der Faust.

Noch in diesem Jahre kommt in München bei Scherer ein lustiges Büchlein von mir mit sehr ernsten Noten heraus: des Feldpredigers Attila Schmelzle Reise nach Flätz; sammt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne, (welche letzte von der Censur des Morgenblattes nicht angenommen worden.) Der Feldprediger, — ein ewig laufender Hase oder Jude, — erzählt seine Flucht-Reise, um zu beweisen, daß er eine überkühne englische Dogge, wenn nicht das englische Wappen selber sei. Viele mußten darüber lachen, die es gelesen, z. B. ich.

Leben Sie froh, und ahmen Sie mich nicht nach in meinem verruchten Schweigen, sondern schreiben Sie, sobald Sie gelesen.

J. P. Fr. R.

VIII.

W. d. 28. Apr. 1808.

Einige Entschuldigung meines Schweigens wird vielleicht weiter unten kommen. Am besten wär' ich freilich sogleich meiner ersten Begeisterung für Ihr Buch *) gefolgt, das Ihr bestes ist. Seine Lebensfrische — die Glut der Scenen — die Schärfe der Charaktere — besonders die seltene Kunst weibliche Körper scharf zu malen — ein schonender Geschmack im Komischen u. s. w. alle diese Schönheiten wirken mächtig zusammen und besiegen den etwas lockeren, seine eigne Macht zu sehr zertheilenden Plan.

Ueber die Kunstschule aber bin ich weder Ihrer Hoffnung noch Meinung ganz. Was konnt' ich überhaupt im Morgenblatt sagen, was nicht noch mehr Leser aus der Levana gewußt hätten? Ich befürchte, die jetzige kriegsbedrohte Zeit nimmt keinen kräftigen Eindruck an; der erste aber ist der entscheidende. Auch fehlt für die teutschen Kenner alle Sicherheit und benannte Autorität für

*) Die „Reisen aus der Fremde in die Heimath."

ihre Gelder. Wo vollends deren genug herkommen sollen, um Genies — als ob diese sogleich wollten? — und Kunstwerke anzukaufen, begreif' ich nicht. Für Dichter ist Ihre Kunstschule nicht; diese muß das Leben durcharbeiten. Mehrere Dichter müssen, wie Sonnen, von einander geschieden werden durch Erden; sonst kommt die neuere elende Stofflosigkeit und Einförmigkeit heraus. Für andre Künste gilt Ihr Plan, — wäre der Maler und Architekt mit Musterwerken und Hülfsmitteln zu versorgen, — mehr. Warten Sie wenigstens, eh' Sie die Umläufe anfangen, die öffentlichen Urtheile ab, welche Sie dann beilegen könnten. (Ueberhaupt sollte Ihr Plan isolirt vom Buche umlaufen.) Denken Sie nur an die vieljährige Kollekte zu Luthers Denkmal! Und doch sind die Teutschen noch immer mehr religiös als kunstliebend. Ist Ihr Plan treffend, so wird eine spätere glücklichere Zeit ihn doch aufgreifen und den Stifter segnen. Um aber alles zu thun, setz' ich Ihnen folgende Adressen her, bei denen Sie sich auf mich berufen können, da es lauter Freunde von mir sind .... ꝛc.

IX.

B. d. 26. Dec. 1809.

Mein lieber Wagner! Sie geben zugleich viel Schmerz und viel Freude; aber dieſe mehrt jenen. Wär' ich nur bekannter mit Ihrer Krankheitsgeſchichte, ſo wollt' ich Ihre — höchſt wahrſcheinlich nur hypochondriſchen — Beſorgniſſe umwerfen. Beim Himmel! er ſoll Sie noch nicht kriegen!

Auch ich hatte ſo einen Krankheits-Beſuch den Sommer hindurch, (das Wechſelfieber,) der erſte ſeit 40 Jahren; indeß heilt' ich mich ſelber ohne Bett und Arzt.

Ich habe gar nichts dagegen, daß Sie mein Geſicht als Ihre Maſke aufſetzen. *) Leider ſchickten Sie mir nur ſo wenige Regiſter-Buchſtaben! Es iſt eine ſchöne Individualität in dieſem Regiſter, das wie ein Roman anzieht und fortführt.

*) Bezieht ſich auf die humoriſtiſche Einleitung zu dem „hiſtor. A B C eines 40 jährigen hennebergr Fibelſchützen."

A. d. Hgb.

Erfreulich waren für mich — da ich nie daran dachte — solche Kombinazionen des Zufalls und Ihres Witzes, wie bei „Kuhschnappel" und besonders bei „Hornrichter." *)

Meine Kinder sind so wenig krank als die Sterne; können aber auch kaum ihren Namen schreiben vid. infra.

Rufen Sie meinen jüngsten Gruß aus Ihrem Fenster dem Alt-Jüngling in seines hinüber, meinem theuern Heim, den ich eben so gern lachen als dociren hörte. Ja ich glaube, er könnte mich schelten, und ich fände noch Reize.

Hier nur einige unbedeutende Sprachanmerkungen über Ihre trefflichen Hefte . . . . ꝛc.

X.

B. d. 22. Apr. 1810.

Lieber Wagner! Ihr Brief hat mir, — ich weiß nicht ob mehr Freude, oder mehr Schmerz gebracht. Der letztere ist, daß ich mir den Mann, der so viel Leben hat und giebt, immer es ver-

*) S. die eben erwähnte Einleituug.

A. d. Hgb.

lierend denken ſoll, was ich nicht einmal mediziniſch kann, oder ſonſt konnte, daher Sie auch dato noch leben. Eine poetiſche Seele wie die Ihrige, iſt die beſte Wundarznei eines ſiechenden Leibes. Aber Freude brachte mir Ihr Blatt nicht blos durch die Darſtellung Ihrer liebenden Seele, ſondern auch durch die Nachrichten von Andern, die Sie belohnen. So ſei es! So müſſen Sie geliebt werden! Und Sie werden noch mehr Geſänge geben, als Ihren Schwanengeſang!

Gegrüßt ſei der alte hohe Ritter Truchſeß, dann . . . . ꝛc. Ach ich ſehne mich wohl nach den Feſttagen in Meiningen, und nach dem Anblick der Herzogin, in welcher ich, obwohl ſchmerzhaft genug, meinen Freund Georg wiederſehn würde. Es blühe Ihnen, wie jetzt der Erde, ein neuer Frühling auf!

Ihr

J. P. Fr. R.

XI.

B. d. 19. Jenner 1811.

Heute endlich ſchreibe ich Ihnen, was ich hundertmal gedacht, meinen Dank und meine Freude. Ihr Fibelſchütz ſteht im Zeichen des Schützen, dem Apollo die Pfeile giebt; — und ſo ſchießt man nicht fehl. Ich wollte, Ihr Buch wäre ſo dick als das Adelung'ſche! Auch wäre freilich die Dicke dann die einzige Aehnlichkeit die es mit ihm hätte; ſonſt übrigens muß der Selige bei Ihnen betteln und beten und fluchen zugleich.

Unbeſchreiblich hat mich Ihr Werkchen recht aus dem Herzen ergötzt. Ich habe jede Derbheit des Wortes oder der Anekdote nicht ſo wohl verziehen als genoſſen. Sie ſind ein rechter Wald- Berg- Auen- und ſonſtiger Menſch — — Ach bleiben Sie nur über der Erde!

den 23. Jenner.

Gott weiß, was ich noch wußte und Ihnen zu ſchreiben gedachte. — Ganz treffen wir in der Kindheitsfreude an Johannisbeeren, Pfeifen und

Vogelfang zuſammen. Dem Leſer Ihres Büchleins thut eben das Beſondere, ja Individuelle der Darſtellungen ſo wohl; eben weil im Beſtimmteſten das Allgemeine liegt, aber nicht umgekehrt, in dieſem jenes. Es gehört Muth und Blick und Kraft dazu, das Individuelle an und in ſich nur zu faſſen, geſchweige zu geben.

Ehe Sie nun Ihren „Jeſus von Nazareth" malen, leſen Sie ja vorher alle „chriſtliche Schriften" Herders durch — für mich der 13te Apoſtel. Mir iſt in der Kirchengeſchichte noch kein Geiſt vorgekommen, der ſo ätheriſch und ſo fromm, und ſo leicht und weit ſich verbreitend, und ſo innig in ſich gehend, den großen Chriſtus-Geiſt in ſich aufgenommen hätte, als eben der Herder, deſſen Antlitz nun ohne den hebenden Geiſt verfällt in der Kirche, die ich nie betreten werde; denn ein vor Kurzem Geſtorbener ruft zu mächtig uns ſeine Unſterblichkeit zu, als daß wir die Ruine der Bekanntſchaft ſehen, und uns wieder ſchmerzhaft zur Sterblichkeit herabziehen laſſen möchten.

den 25. Jenner.

Heute ist Pauli Bekehrung, d. h. auch meine; denn ich schicke endlich diesen Brief ab. Meine Herzensgrüsse an alle Herzensfreunde! Es gehe Ihrer schönen lichten Seele wohl in der versinsterten Zeit!

Ihr

R.

XII.

B. d. 5. Oct. 1811.

Ich freue mich über Ihre Christus-Geschichte wie über Ihr Wiederaufleben, das mir mehr als ein mündlicher Zeuge assekurirte. Ueberhaupt hat ein Dichter ein zähes Leben und der Geist tröpfelt von seiner Unsterblichkeit immer ein Paar Tropfen dem mürben Gehäuse zu.

Ihre Christus-Geschichte könnte, wenn sie höchst einfach vollendet würde, ein Volksbuch werden, zumal da Sie so vortheilhaft das Erklären und Ergänzen ins Erzählen verweben. Ich habe auf dem Nebenblatte meine Meinung durch Zeichen angedeutet, weil ich aus Zeitmangel mehr meine Gefühle, als meine Gründe sagen kann . . . ꝛc.

Zur Ostermesse kommt die neu aufgelegte Levana; zur M. Messe 1812 die neue Vorschule heraus, jedes Werk um ein Bändchen vermehrt. Aber darüber gelang' ich zu einem gewissen großen komischen Werke nicht, dessen Ausführung ich nach einem so langen Entwurfe gar nicht erwarten kann. Nachher hab' ich blos noch einige tausend Sachen zu schreiben, und hinter diesen die opera omnia zu geben. Leben Sie fort wohl, guter Wagner!

* * *

Dieses kleinste Blättchen war das letzte an den nun bald vollendeten Freund. A. d. H.

Zwölfter Brief.

Heute, wo ich im Begriff stehe, Ihnen, mein theurer Freund, Briefe von unserm Wagner selbst vorzulegen, werde ich in meinem Vorworte etwas weiter ausholen müssen, als es bei den bisherigen Mittheilungen nöthig war. Vor allem wird die Persönlichkeit des, im Vorhergehenden mehrmals

genannten ehrenwerthen Mannes, an welche diese Briefe gerichtet sind, ein einleitendes Wort verdienen.

Der Freiherr Chr. von Truchseß, ehemaliger kurhessischer Major, gehörte zwar zu Wagners späteren Bekannten, bald aber zu seinen geachtetsten Freunden. In ihm that sich die Biederkeit und Kraft des echten teutschen Alt-Ritterthums einem Jeden unverkennbar kund, der die hohe, breitschulterige, kernfeste Gestalt mit den idealen Bildern der Phantasie, z. B. eines Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen ꝛc., verglich. Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen und zu handeln; ein gerades gesundes, unbestechliches Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; ein großartiger Sinn, — auch den Geringsten achtend und liebend, der sich ihm als gut bewährt, — aber selbst den Größten und Vornehmsten verachtend und fliehend, sobald er die heiligen Foderungen der Humanität unerfüllt ließ; — eine seltene, höchsteinfach herzliche Umgangsweise, wodurch er alle Braven, die sich seinem Kreise näherten, unwiderstehlich in den-

ſelben hineinzog, um ſie ſich auf ewig zu befreunden; freie Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, Feſtigkeit der Grundſätze, gebaut auf ſittliche und religiöſe Ueberzeugungen; die anſprechendſte Gemüthlichkeit, verbunden mit einer enthuſiaſtiſchen Liebe für edle Geiſteserzeugniſſe teutſcher Schriftſteller, ſo wie eine, ſich ſelbſt richtig leitende Wahl und ein geläuterter Geſchmack bei ihrem Genuß: — alles dies ſind Eigenſchaften, wie ſie ſich ſelten in ſo ausgezeichnetem Grade vereinigt finden dürften.

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte Truchſeß einen Ritterſitz ſeiner Ahnen, die Bettenburg genannt, im K. Baierſchen Unter-Mainkreiſe gelegen. Ein Haus von ſehr alterthümlichem Anſehn, aber recht wohnlich eingerichtet, und beſonders von dieſem wackern Beſitzer im Innern ſinnig und geſchmackvoll verziert. Doch der ſchönſte Schmuck ſeines Schloſſes war die ſchöne Umgebung. Schon die Lage auf dem Vorſprung eines Waldgebirges bot den reizendſten Fernblick in die fruchtbaren Niederungen gegen den Main hin; nicht minder reizend war die Nähe, welche durch vieljährigen Fleiß des Freiherrn zu einem Park um-

gewandelt worden, worin Schönheit und Nutzbarkeit immer in Gemeinschaft berücksichtigt, und keine über der andern vernachläßigt war. Den meisten teutschen Obstkennern und Pflanzern ist der Name Bettenburg nicht fremd; denn eine der vorzüglichsten Pflanzschulen, besonders für die mannigfaltigsten Kirschen-Sorten, hat ihn berühmt genug gemacht; so wie auch Truchseß durch vieljährigen beharrlichen Fleiß gerade über diesen Zweig des Obstbaues das reichhaltigste und gründlichste Werk lieferte, welches er, da seine Augen schon lange an der beginnenden Staarkrankheit litten, durch einen seiner Freunde (im Cotta'schen Verlag) herausgeben ließ.

Die Burg des edlen Ritters war vielbesucht; — eines jener guten Häuser, die des hervorgereckten Schildes nicht bedürfen, um Gäste in Menge herbeizuziehen. Lästig wurden allerdings gar manche dieser Besuchenden dem gutmüthigen Wirth; aber dagegen fand er sich auch wieder entschädigt durch wahren Seelengenuß, wenn Menschen nach seinem Sinn und Herzen Einkehr bei ihm hielten.

E. Wagner hätte außer „Wilibalds Ansichten des Lebens" kein andres Buch mehr zu schreiben gebraucht, um sich diesen warmen Freund der schöngeistigen Literatur für immer zu gewinnen. Jener Roman hatte so tiefen Eindruck zurückgelassen, daß er sich nach des Dichters persönlicher Bekanntschaft sehnte. Meiningen war ihm längst ein lieber Ort gewesen, da er beim Herzog Georg in großem Ansehn stand, und da einer seiner genausten Jugendfreunde, der Minister Freiherr von Könitz mit der trefflichen Gattin dort lebte. So machte sich diese neue Bekanntschaft leicht, und unser Ernst war entzückt davon.

„Er ist ein Mann: — nimm Alles nur in Allem!
Ich habe seines Gleichen nicht gesehn!"

Dies waren seine aus Shakespear entlehnten Worte, als ich, der Truchseß früher schon kannte, Wagnern um sein Urtheil über ihn befragte. Ein Besuch auf Bettenburg ward nun bald verabredet, Wagner machte die kleine Reise in Gesellschaft des jungen Herzogs Bernhard mit dem Führer desselben und einigen kleinen Gesellschaftern, und es gehörte dieser Ausflug, von welchen einige Male

in den hier mitgetheilten Briefen die Rede iſt, gewiß zu den ſchönſten Genüſſen ſeiner letzten Lebensjahre.

Wir zogen am heiterſten Tage eines ungemein freundlichen Frühlings (1808) von Meiningen aus, und ſchon der Weg an und für ſich würde uns entzückt haben, wie vielmehr ſein Ziel! Das Angenehme der Fahrt durch lauter ſaftgrüne, von Buchenwäldern umkränzte Wieſengründe hin, die jetzt ihre vielfarbigen Blümchen eilig aufthaten; die würzig friſche Mailuft; die traulichen, mit Scherz und Ernſt wechſelnden Geſpräche; der Reiſejubel der holden jüngeren Gefährten; und dazu die Erwartung eines unvergleichlichen Aufenthaltes bei unſerm würdigen Freunde, welcher, — wir durften's glauben! — unſrer Ankunft ſehnend entgegen ſah; — das Alles machte uns unbeſchreiblich glücklich! Und war nur das Beſchwerliche des Ein- und Ausſteigens, — unvermeidlich mühevoll bei W.s höchſtunbehülflichem Zuſtande, — jedesmal erſt überſtanden, dann ſtimmte ſich in Kurzem die Unterhaltung wieder heiter um, und Ernſt vergaß aller Leiden ſo vollkommen, daß er uns bald durch die anmuthigſten Erzählungen ergötzte, bald

durch die herrlichsten Späße zu lautem Lachen reizte. Die Genüsse unsres Aufenthaltes zu Bettenburg übertrafen unsre Erwartungen noch weit. Der ganze Vormittag blieb der freien Verwendung der Gäste anheimgegeben. Jeder that nach seinem Gelüste. Wagner ließ sich gewöhnlich herab in den Garten geleiten, und blieb dort, mit der Schreibtafel in der Hand, am liebsten allein; die jungen Freunde hatten mehr zu thun, zu laufen, zu sprechen, zu lachen als wir alle; der ehrwürdige Ritter Truchseß besorgte seine Geschäfte und bedeutende Korrespondenz; *) ein einfaches, aber trefflich mundendes Mahl vereinigte uns dann, und der ganze übrige Tag trennte uns nicht wieder. Ein Gespräch über Literatur war unserm Wirth der köstlichste Nachtisch; eine schöne Erinnerung poetischer Genüsse verdrängte die andre, und nicht selten wurde aus der reichhaltigen Bibliothek schnell

*) Außer dem Vergnügen, gute teutsche Schriftsteller zu lesen, kannte er kein größeres, als an sie zu schreiben. So war er unter andern in fleißigem Briefwechsel mit Rochlitz, dem jüngern Voß, von Houwald, La Motte Fouqué und mehreren befreundeten Dichtern.

das eben Beſprochne herbeigeholt zu erhöhtem gemeinſamen Genuß. Gegen den Abend hin gabs gewöhnlich einen Spaziergang durch die anmuthigen Pflanzungen des lieben Gärtners, wobei uns Wagner auf einem verſtändigen und geduldigen Rößlein begleitete, welches man mit großer Sorgfalt für ihn ausgewählt hatte. Nur Einmal ſtörte ein drohendes Unglück uns den prachtvollſten Abend. Eine ziemlich tiefe Waldſchlucht war von einer Knüppelbrücke überbaut, welche zu einer ſinnig ernſten Anlage, zur ſogenannten Todtenkapelle, führte. Die Namen aller geſtorbenen Freunde hatte der Stifter dort an den Wänden umher auf Denktafeln eingeſchrieben, und weih'te im ſtillen, von Bäumen und Büſchen umſchatteten, einfach verzierten Raum zuweilen eine ernſte Stunde der Erinnerung an ſo vieles Erlebte, — Genoſſene, — Verlorne. Schon das Herzunahen zu dieſem einſamen Tempelchen, deſſen Eingang der Genius mit der umgekehrten Fackel bewachte, gab eine feierliche Stimmung, ſo daß wir Alle ſchweigend nahten. Unſer Führer hatte zwar die Haltbarkeit der erwähnten Brücke geprüft, aber gleichwohl den alten Pfählen, über welche jetzt vielleicht zum er-

ſtenmal ein Pferd ſchreiten ſollte, zu viel getraut. Als nun der ſteife Reiter mitten auf der Brücke war, brachen einige morſche Pfoſten; ein Fuß des Pferdes trat durch, — der Reiter ſchwankte; uns Allen entfuhr ein Schrei des Entſetzens. Aber das treffliche Roß kam nicht aus dem Gleichgewicht, zog behutſam den Fuß aus der Spalte und ſchritt dann ſo ſchnell und ſicher hinüber, als hätte es nicht die Größe der Gefahr, aber wohl den unſchätzbaren Werth ſeiner Bürde gekannt. — Welches Erſchrecken — aber auch welches Entzücken! — Hier, wo ſonſt wohl oft Thränen der Wehmuth gefloſſen, glänzten wahrſcheinlich zum erſten Male einige Thränen der Freude. — —

An Wehmuthszähren fehlte es dann nicht, als die ſchönen Idyllen-Tage zu Ende waren, und Wagner mit der feſten Ueberzeugung ſchied, auch ſein Name werde bald auf jenen dunkeln Tafeln der Erinnerung ſtehen. Die Hoffnung eines zweiten Beſuches erlaubte er ſich nicht; doch zum Troſte kam bisweilen der wackere Bettenburger zu ſeinen, auf ihn harrenden Freunden nach Meiningen. Das Verhältniß zwiſchen ihm und Wagnern

ward von da an immer inniger, bis zum brüderlichen „Du". Wie ſich ſein ganzes Herz beſonders auch in ſeinen Briefen an Truchſeß ausſprach, davon mich zu überzeugen, hatte ich mehr als einmal Gelegenheit. Schon bald nach des Freundes Vollendung entſtand bei mir der Wunſch und Vorſatz, ihm früher oder ſpäter ein kleines literariſches Denkmal zu ſetzen, wobei ich denn ſo gern auch Manches von jenen herzlichen Ergießungen aufgenommen hätte, die ſeine Briefe ſo anziehend machen; aber leider ſchien gerade dieſer Wunſch allzuſehr verpönt, durch eine Stelle aus dem „Fibelſchützen", worin ſich der Geſchiedene heftig gegen die Bekanntmachung vertrauter Briefe erklärt. Zwar kannte ich den Freund zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er eigentlich nur das indiskrete Promulgiren ſolcher Stellen verdamme, die man oft leichthin und ohne ſtrenge Sichtung der Worte und Gedanken einem eiligen Blättchen mitgiebt, die aber, genau genommen, vor fremden Augen mancherlei Mißdeutung und oft ſogar Mißfallen erregen können, *) (wie denn dergleichen plumpe

*) Der freimüthige Schriftſteller kann oft nicht die böswillige Mißdeutung, — will oft

Schonungslosigkeit der Personen und Verhältnisse leider jetzt häufig genug bei solchen, dem Druck übergebenen Briefen Verstorbener, ja sogar Lebender! aufzuzeigen sein möchte.) Daß hingegen dann, wenn ein Freund in des Freundes Seele sorgfältig scheidet, was für das größere Publikum nicht gehört, und nichts aufnimmt, was nicht eben sowohl den Briefsteller als den Empfänger ehrt, wenigstens Niemand beleidigt, und zugleich neues Licht über das Eigenthümliche des Verstorbenen verbreitet; — daß dann selbst der strenge „Fibelschütz" solche öffentliche Mittheilung gutheißen würde und müßte, daran glaubte ich keinen Augenblick zweifeln zu dürfen. Und dennoch stand mir immer der klare Buchstabe jenes Verbotes drohend entgegen, bis ich endlich meinen Freund Truchseß selbst um seinen entscheidenden Ausspruch bat. Er sendete mir hier-

---

nicht das egoistische Mißfallen seiner Leser vermeiden; der vertraute Briefsteller hingegen hat Beweggründe jener und dieſem auszuweichen, und gar manche derselben bleiben bindend für den spätern Herausgeber solcher Briefe.

auf (am Schluſſe d. J. 1824) eine höchſtwillkommne Gabe und folgende Antwort:

„Es wird leider wohl dabei bleiben müſſen, daß wir die unvollendet gebliebenen Werke W.s in ihrer gegenwärtigen Geſtalt dem Publikum nicht hingeben dürfen, ſo ſehr es dabei verliert. Was aber die Briefe betrifft, ſo geſtehe ich Ihnen, mein Freund, daß ich mich, trotz des erwähnten Artikels im ABC, ſehr zum Glauben hinneige: es ſei mit Auswahl Vieles zu benutzen, und den zahlreichen Freunden des Dichters nicht vorzuenthalten. Denn gerade in ſolchen Briefen ſpricht ſich der Menſch am meiſten aus, ſtatt daß man in den Büchern mehr nur den Schriftſteller erblickt. Wir wiſſen Beide recht gut, was W. an der Bekanntmachung vertrauter Briefe zuwider war, und uns ſelbſt zuwider iſt; und denke ich mir, daß jetzt von uns an ihn die Frage erginge: dürfen wir, deine Vertrauten, nach unſrer beſten Einſicht die Auswahl treffen, und das Mittheilbare mittheilen?“ ſo will es mich bedünken, als ſähe ich ihn freundlich bejahend herabnicken. Mit einem Worte, ich getraue es mir zu verant-

worten! Und zum Beweiſe ſende ich Ihnen hier meine ganze kleine Sammlung Wagner'ſcher Briefe zu freiem, — daß heißt bei Ihnen gewiß, zu diskretem Gebrauch. Wollten Sie mir nach der Anordnung das Manuſkript vor dem Druck mittheilen, ſo wären Sie dann um ſo gewiſſer, daß ich mit derſelben einverſtanden ſei. ꝛc."

Leider war das letztere nicht mehr möglich! Schon als meine erſten „Briefe über den Dichter E. Wagner" in der Zeit. f. d. eleg. Welt erſchienen, befand ſich der edle Truchſeß, — mit ſtarken Schritten auch ſeiner Vollendung entgegengehend, — in ſo trauriger Abſpannung aller Kräfte, daß an eine ſolche Mittheilung nicht mehr zu denken war. Der bald nachher erfolgte Tod des Unvergeßlichen überhebt mich übrigens der Rückſicht, manche Stelle zu unterdrücken, die dem Beſcheidnen allzulobend und über die Gebühr erhebend geſchienen haben möchte. So bauet ſich denn neben Ernſt Wagners kleinem Denkmal, — von ſchwacher, aber treuer Freundeshand geſetzt, — auch Deines auf, du geliebter herrlicher Mann! Und auf Dein

Wort hin ſei es gewagt, die heiligen Gefühle zu enthüllen, welche einſt zwei edle, nun zerfallende, Herzen ſelig bewegten!

I.

M. d. 8. März 1808.

Hier, treffliche, redliche teutſche Seele, hier kommt der erſte Band meiner Reiſen, wozu ich heute nur 2 Zeilen lege, da ich — ach, über 100 Verſendungen (poſtfrei und gratis) hinaus in das wüſte Land der Zeit zu machen habe.

Nehmen Sie, Allerbeſter (o mit welcher Innigkeit ſchreib' ich dies Wort nieder!) nehmen Sie mich freundlich, und mit Nachſicht gegen alle meine Schwächen und Verzeihlichkeiten auf! Beſonders wünſchte ich Ihnen den S. 405 befindlichen Kunſtſchulplan vorleſen zu können. Scheint er Ihnen übrigens unausführbar, ſo leſen Sie ihn noch einmal — und ich wette, die Zweifel verlieren ſich.

Zu tauſendmalen mein Lebewohl! Ihr bis zum Grabe treuer

E. W.

II.

d, 6. Mai 1808.

Nun denn, beſter geliebter Mann! Wollen Sie uns auf ein Paar Tage haben, ſo kommen wir! Und ſetzen Sie wo möglich den Tag unſrer Kunft noch vor dem 15. d. M. an; denn die Natur eilt in brünſtiger Kraft hervor, und der Menſch muß eilen, den Menſchen in der Mitte ihrer Frühlingsdüfte ans warme Herz zu ſchließen. Meine gute edle Herzogin grüßt Sie recht warm. Sie iſt ehegeſtern abgereiſ't und hat ihrem ſchönen Sohn kein ſchöneres Frühlingsfeſt wünſchen können, als — Bettenburg.

Plage werden Sie ja freilich viel von uns haben — d. h. freilich nur von mir; aber — verzeihen Sie: ich kann es dennoch nicht laſſen — ich muß Sie in B. ſehen!

Meinen Schimmel will ich zu Hauſe laſſen. Gewiß leiht mir Ihr Pachter einen kleinen, alten ſchwer-, oder doch langmüthigen, ziemlich ſichern Gaul, (ein Mühleſel wäre noch beſſer, denn der ſcheut niemals,) mit einem Sattel, an dem ein

tüchtiger Aufhängriemen zum Dranhalten befestigt ist — auf dem ich einmal in Ihrer ganzen Anlage herumzuckele, und der mich außerdem, je des Abends und Morgens, auf den höchsten Punkt der Bettenburg, (gewiß giebt es einen, wo man einsam sitzen und isolirte Aussicht haben kann,) zu tragen vermag. Denn ich möchte dort auch einige Landschaften, vielleicht einen Sonnenaufgang, noch vor meinem sogenannten Ende zeichnen, da ein solches Bild noch nicht von mir existirt.

Tausend Dank für Ihre theuere Zeilen; auch für die freundliche Besorgung .... ꝛc.

Studnitzen, der mich Ostern besucht hat, will ich zwar zu unsrer Reise melden, glaube aber nicht, daß er vor Pfingsten Urlaub nimmt. Sollte er ja in B. erscheinen, wie er neulich so gar sehnlich wünschte, so lassen Sie auch ihn willkommen sein. Er verdient es gewiß! Daß ich meinen kleinen Anton mitbringe, mögen Sie gütig verzeihen! Der Prinz liebt ihn, und die gute Mutter wünschte es deswegen ohne mein Zuthun. Auch mir ist übrigens nothwendig, daß jemand in meiner Kammer schlafe, wozu der Kleine gut ist.

Nun, englischer Mensch, Zürnen Sie nicht über all' die Entschuldigungen im Voraus! Nehmen Sie gern auf Ihren ewigtreuen

W.

III.

d. 24. Mai 1808.

Mein verehrtester Freund! Diesen Brief bringt Ihnen der Kammerreferendar Georg Kessler aus Berlin, ein treuer reiner Mensch, den ich liebe. Er hat, als ich ihm Bettenburg schilderte, recht darnach geschmachtet, Ihre Hand einmal zu fassen, indem er durch Ihre Gegend nach der Schweiz reis't. *)

Unsre Heimreise war gerade so glücklich und ohne Anstoß, als die Hinreise. Leider konnten wir

*) Durch seine Briefe über diese Reise, so wie durch die trefflichen biographischen Nachrichten vom würdigen Geheimenrath Heim zu Berlin, und früher durch einige gelungene Uebersetzungen, machte er sich als Schriftsteller bekannt.

A. d. H.

von Ihrer gütigen Empfehlung an H. B. keinen Gebrauch machen, da wir gerade zur Kirchenzeit durch Mellrichſtadt kamen. Unſre Herzen waren viel zu voll von Ihrem eignen Bilde, ewig verehrter Mann, als daß das Verfehlen dieſer neuen Bekanntſchaft tiefern Eindruck, als den eines flüchtigen Bedauerns, hätte machen können. O tauſend Dank für Ihre Liebe, — für die Geduld, mit der Sie mich ertrugen — für all' die ſeligen Augenblicke, die mir an Ihrer Hand, an Ihrem Herzen zu Theil wurden — für die Freundlichkeit, mit der Sie uns Ihr ſchönes Leben beſchauen und mitgenießen ließen; mit der Sie uns die Vorhänge Ihrer köſtlichen Natur und jenes idealiſchen Landlebens aufrollten, das mir ewig unvergeßlich bleibt! — Ja, ich bin nunmehr zufrieden! Ihr Bild, Ihr Ganzes, Geliebter, lebt nun vollſtändig und in allen ſeinen häuslichen und thätigen ſchönen Bewegungen lebendig und friſch in meiner Seele. Und ſo ſoll es leben, bis mich die Zeit verändert zur wiederaufflatternden Pſyche einer heiligern Welt. Vergeſſen Sie meiner ewig nicht!

Für Ihr Minneſänger-Denkmal habe ich wohl zehn verſchiedene Inſchriften entworfen: aber die beſte bleibt mir immer die:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang
Der iſt ein Narr ſein Leben lang.
D. M. Luther."

Ueber dem Selbſtdichten fand ich, daß ſo Etwas gar nicht jetzt erſt gedichtet werden dürfe, ſondern einzig aus dem ſchon Vorhandenen jener abgeblühten Zeit zu wählen ſei, deren Mitgenoß und geiſtiger Hebel der brave Doktor Martin ſelber war. Wie ſchön iſt nicht der Gedanke — wie paſſend ſind nicht gerade die berühmten Worte für jene Stelle! Dixi.

Ewig Ihr treuer dankbarer
E. W.

IV. *)

d. 12. Aug. 1808.

Traurig, mein Allerbeſter, recht traurig war es für mich, daß Ihr edler Herr Bruder, der mir

*) Einige Briefe dieſes Zeitraumes mußten, — ſo wie auch in der Folge noch manche, — zurückgelegt werden. A. d. H.

vor einer Stunde Ihre theuern Zeilen sandte, auch in derselben Stunde wieder abgereis't ist; da ich so gern aus dem lebendigen Brudermunde die Nachricht von des Bruders Wohl- und Frohsinn vernommen hätte. Nun muß mich die Post entschädigen.

Die bewußte Angelegenheit wird jetzt in mehreren Städten mit Eifer betrieben; freilich geht alles sehr langsam — doch, wenn es nur geht und wenn der unselige Krieg nur nicht abermals die verheerende Fackel dazwischen wirft! Indeß kümmre ich mich bis jetzt nicht darum, sondern singe mit Schiller:

„In des Herzens heiligstille Räume
Mußt du fliehen vor der Erde Drang.
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Wie freut es mich, daß Sie meine Maler wiedergelesen haben, trefflicher Freund, und daß Sie so gut von Ihnen denken; — besser, als die armen Teufel verdienen!

Die schöne, ja unstreitig die schönste Reise, die ich je gemacht, nämlich die zu Ihnen, und deren glückliches Ende, hat zwei andre, nach Liebenstein und Gotha nach sich gezogen, von welchen ich vor Kurzem zurückgekommen bin. Ich sah dort manche große, vornehme, liebe, gelehrte, auch manche seltsame, Menschen. Ihnen bekannt unter den lieben sind: Thümmel, Fernow, die gute Herzogin von Hildburghausen (die mit mir von Ihnen sprach, aber wie?) Lindenau, der Astronom vom Seeberge ꝛc. Weniger möchten Sie viele liebe Weimaraner und -innen kennen. Oft, oft ward des Bettenburgers gedacht, der stets so schön und frisch vor meiner Seele lebt. O kommen Sie doch bald — und wenigstens vor dem Winter hierher! Meine Seele dürstet nach Ihrem Anschaun. Ihre Liebe thut mir fast unter allen Menschen am wohlsten.

Mein Kunstschulplan hat mich in eine fürchterliche Korrespondenz gezogen, die doch meistens undankbar, aber nicht zu vermeiden ist. Göthe — wenn er gleich erklärt haben soll, er habe lange

nichts Beſſeres geleſen, als mein neuſtes Büchlein — gehört doch auch unter die Zweifler und Achſelzucker und wünſcht, ich hätte es nicht gethan.

Adieu zu tauſendmalen, Trefflicher!

V.

d. 23. Jun. 1809.

....So folgt denn hierbei der 2te, und wahrſcheinlich letzte Band meiner Reiſen, die ich geſtern aus der Meſſe erhalten habe. An „Ferdinand Miller" wird in Tübingen bereits gedruckt.

Schöne herrliche Tage müſſen Sie auf Ihrer Burg verlebt haben, bei dieſer Vegetation ohne Gleichen — jetzt freilich auch kalte! Aber iſt denn nicht jetzt auch die ganze Welt erkaltet?

Werner war bei mir! Ein würdiger lieber Menſch, der mir in einigen Stunden ſehr viel geworden iſt. Er wollte über Bettenburg, Würzburg, Tübingen nach der Schweiz zur Fr. v. St., entſchloß ſich aber hier, wegen der Kriegsunruhen über Frankfurt zu reiſen. Sein warmer Gruß iſt alles, was ich Ihnen zu bringen habe . . . ꝛc.

VI.

d. 13. Jul. 1809.

Alles was mich betrifft, ehrenfeſteſter aller Freunde, das mögen Ihnen die ſüßen, geweihten Lippen eines liebenswürdigen Mädchens zuliſpeln, das Ihnen dies Brieflein giebt, und durch die Liebe zu mir Ihrem Herzen mein Andenken werther machen wird, als es ſo arme Zeilen vermögen. Nur ſo viel: ich bin heute dato um 10 prC. netto geſunder, als bisher — und falls ich damit noch 9 ähnliche Portionen Geſundheit gewinnen kann, — vollkommen hergeſtellt! Das verdanke ich, mit dem guten Gott, unſrem vortrefflichen Könitz. Er iſt mein Retter, wenn ich auch ſterben muß: darauf ſchwöre ich! Denn er hat das richtige Mittel, was die Erde für mich beſitzt, gefunden, erkannt und dargebracht. Iſt es aber zu ſpät (was freilich noch wahrſcheinlich bleibt) ſo iſt das nicht ſeine Schuld. Ihm, deſſen Werth ich überhaupt immer mehr würdigen lerne, wollt' ich mein Leben tauſendmal lieber verdanken, als all' den großen *—n und Konſorten.

Uebrigens vertraue ich Gott wie bisher, und bin eben deshalb nicht heitrer als sonst — d. h. recht heiter! — und dankbar blicke ich täglich zum Unaussprechlichen empor, und hüte mich vor größeren und unbescheidenern Hoffnungen, als mir mein gelenksamer werdender Körper täglich selbst aufnöthigt.

Daß Sie mit dem Dichter Werner endlich auf jenes Urtheil, was Ihr l. Brief enthält, kommen müßten, wußte ich längst; Sie wollten mir es nur nicht glauben. — Aber den Menschen Werner hätten Sie ans Herz drücken sollen, so fest, so gerührt, als er und ich uns drückten! Sein Geist ist überaus herrlich; aber seine Wege sind und bleiben nicht meine Wege.

Mit heutiger Post erwarte ich den fertig gedruckten „Ferd. Miller" von Cotta. Wäre nur das schwache Büchlein mächtig genug, unsern teutschen Afterpatrioten mit ihrem ewigen Nationalgeschrei das Maul zu stopfen! Uebrigens habe ich für diesmal Ihren Rath befolgt und 300 Thlr. (für etwa 14 Druckbogen) verlangt. Aber es ist doch wohl nicht ganz recht? — —

Nun darf ich Sie, Allerbester, durch Lesen nicht länger abhalten vom — Küssen! Aber mein Geist soll sich, Ihr Guten, in Eure Küsse küssend mischen und wie Bienengeflüster zwischen vier geliebten Lippen sanftglühend mitflüstern.

Ewig Ihr Getreuer.

Anmerkung des Herausgebers. Das hier gepriesene, von den Aerzten gebilligte Mittel (Phosphorsäure) zeigte sich in der That einige Monate hindurch bewundernswürdig wirksam. Auf eine rührende Weise drückt sich des Kranken auflebende Hofnung in folgendem Briefe an die Frau von Könitz aus; — eine edle Freundin des Dichters, und nach seinem Tode die Wohlthäterin, ja die Mutter seiner trauten Tochter Luise.

VII.

d. 9. August 1809.

Ihre Excellenz, in diesen festlichen Tagen *) mit einer ähnlichen Bitte beschweren zu können,

---

*) Die Geburts-Festtage der Herzogin und der Prinzessin Adelheid (jetzigen Herzogin von

wie im vorigen Jahre — das glaubte ich noch im verfloßenen Merz kaum! Gott, und durch ihn ein Guter, Trefflicher, den wir Beide kennen, haben indeſſen meine Hoffnungen ſogar beträchtlich auf die Zukunft erweitert; und ſo kommt es, beſte verehrteſte gnädige Frau, daß ich Sie jetzt um gütige Ueberreichung anliegender Herzensergießungen an meine hochverehrte Herzogin und an die liebenswürdige Prinzeſſin Adelheid bitten kann. Auch meine Unmündigen bringen, mit derſelben Bitte hier ihre kleine Gabe dar.

Meinem geliebten Lebensretter den innigſtdankbaren Gruß! Möchte er in meine Seele ſchauen können!

Die neulich eintretende Hitze, die mich 3—4 Tage fürchten ließ, alle gute Wirkung der Arznei werde durch ihre afrikaniſche Ermattung wieder verloren ſein, hat gar nichts geſchadet, ſondern in den erſten kühlen Tagen fand ich mit Wonne, daß die vorige Erleichterung geblieben, ja, ſtill

---

Clarence.) Die fürſtliche Familie machte damals ihren Sommeraufenthalt zu Altenſtein, wohin Wagner dieſen Brief ſchrieb.

fortgeschritten war, und so schreitet sie bis diesen Augenblick fort. Am vorigen Sonntag bin ich zum ersten Male wieder zu Heims geritten; (dort ist für mich die beste Treppe unter allen, der mir befreundeten Häuser.) Alles ging vortrefflich, und viel besser, als es dort zum letzten Male vor 5 Monaten gegangen war. Ich machte verschiedene auffallende Kunststücke, und als ich endlich frei in die Mitte des Saales trat, meinen Stock weggab, und unter Aufsicht der Umstehenden mit der linken und rechten Hand mich zur Erde bückte, und allein wieder emporrichtete, da erscholl ein rührendes und glaubensvolles Bravo. Die brave Hausmutter fiel mir mit hellüberquellenden Augen um den Hals, und es that mir innig, innig wohl, so frei dastehend zum erstenmal wieder eine Dame in die Arme zu schließen; und Eine, die es stets so treu mit mir gemeint hatte und die noch dazu bei ihrer Schwere auch nicht sehr fest auf den Füßen steht. Kurz, ich fühlte mich bis jetzt in jenem Augenblick doch am kräftigsten! Nur magerer macht mich die Kur; — vielleicht gut!

Aber Verzeihung, gnädige Frau, daß ich ſo viel von mir rede! Nur die einzige Bitte noch, mich ewig nennen zu dürfen ꝛc.“

* * *

Es ſei uns vergönnt, dieſer Einſchaltung noch eine zweite beizufügen. Es iſt die Antwort auf den gegebenen Br. Wagners (Nro. VI.) Wie gern hätten wir noch ſo manches Briefliche von Truchſeß mitgetheilt, wäre dies mit den vorgezeichneten Gränzen unſres Werkes vereinbar geweſen! Wir meinen indeß, ſchon dieſe Eine Mittheilung vermöge den innern Werth dieſes ausgezeichneten Mannes auch ſolchen Leſern anſchaulich zu machen, welche ſich des Glückes ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft nicht erfreuen konnten.

Bettenburg, d. 20. Aug. 1809.

„Ich wurde in manche Zerſtreuung wider Willen hineingezogen, gab mich auch mancher ſelbſt hin; daher die Verſpätung meiner Antwort ob mir gleich mein lieber, lieber Ernſt ſehr oft gegenwärtig war.

Mein „Gott ſei gelobt!“ über die Wiederkehr Ihrer Geſundheit wird Ihnen Antonie über-

bracht haben, und Sie konnten es aus keinem würdigern, reinern, mitbetenden Munde erhalten!

Jetzt, liebſter Ernſt! nehmen Sie meinen innigſten Dank für mehrere höchſtgeniale Stellen des 2ten Theils Ihrer „Reiſe.“ Auch im „Walde von Myra“ wehte mich hier und da Shakeſpear's Geiſt an, ob mir gleich das Ganze nicht gefallen konnte, und Sie auch ſchwerlich darüber einem Lobe von mir entgegen ſehen. Erſt dann danke ich Ihnen für dieſen 2ten Theil mit Kopf und Herz, wenn Sie — noch einen 3ten ſchreiben. In demſelben begleiten Sie, — ſofern mein Rath etwas gilt, — Klotilden durch Italien, laſſen ſie viele Klöſter, nicht blos von der gleißneriſchen Außenſeite, ſondern ſo recht im geheimſten Innern, beſchauen, und dadurch zur Erkenntniß kommen: „daß es ein reineres, höheres Chriſtenthum gebe, als eines, das ſich im Widerſtreben gegen die heiligſten Bande der Liebe empört.“ Klotilde kehre in dieſem Gefühl zurück, mit Abneigung erfüllt gegen alles Unweſentliche und Unheilige, was die Hierarchie in das Ur-Chriſtenthum hineinpfuſchte, und gebe dem Geliebten, zum Erſatz für die Freu-

den, welche ihm die schändlich geopferte Lydia hätte geben können, die frei gewordene Hand. Und wollen Sie sich den edleren, besseren Theil des Publikums noch mehr verpflichten, so führen Sie dann den Leser noch eine gute Strecke weiter ins häusliche Leben der Gattin und Mutter. So wird das Halbe ganz und ein geprüfter, aber in der Probe bestandener weiblicher Charakter steht in seiner Tüchtigkeit vor uns da.

Ich meines Theils stehe noch immer bei meiner Vernunft-Religion, gegründet auf Liebe, fest, und mag einer andern Grundlage nimmer vertrauen. Nur dadurch wurde meiner Ueberzeugung nach Jesus ein Christus, — nicht durch blos Uebersinnliches, auf ein dunkles Ahnungsvermögen Gegründetes. Gerade das hat auch Luther aus dem Schlamm und Unrath einer verdunkelten Zeit wieder herauszuziehen versucht; und was Er mit Riesenkraft begonnen, dabei sollen wir nicht stehen bleiben, sondern mit Geist und Liebe, immer in Demuth, weitergehn. Das war sein Wille; und eben deshalb muß ich Sie nochmals bitten, den noch nicht nach Würden von Ihnen

geschätzten Villers aufmerksam zu betrachten, und das geprüfte Gute daraus zu behalten. Er wird Ihnen sicherlich kein Hinderniß bei dem Werk, was Sie mit Lob, Dank und Preiß begonnen haben, wie mir Antonie sagt. — Hier mag ein Punktum statt der wärmsten brüderlichen Umarmung stehen.

Was sagen Sie zu dem Fragment aus den Dämmerungen von unserm Richter? Wir drei, Mosengeil mit uns, müssen das einmal zusammen genießen! Nach der ersten und zweiten Ueberhörung war eine heilige Rührung über mich ausgegossen, die noch wohlthätig fortwirkt.

Grüssen und küssen Sie die Ihrigen recht väterlich von mir. Es that mir wohl, zu erfahren, daß der ehrliche Knabe, den Sie uns im 2ten Theil vorführen, Ihr Anton ist. *) — Vor dem Winter sehen wir uns schwerlich, aber dann mit der alten wahren, und immer wachsenden Herzlichkeit!" Tr.

---

*) Hier ist die Erzählung:

„Am frohsten fühlte ich mich im Kreise der Familie, und meinen eigentlichen Liebling fand

VIII.

d. 16. Apr. 1810.

Innigſten Dank für den lieben Gruß durch des edlen Könitz Freundes-Mund! Er befahl mir an, Ihnen auch zu dieſem Briefe, den ich ſchon lange habe ſchreiben wollen, ſeinen Logogriph zu

---

ich im dritten und jüngſten Kind des Hauſes; einem achtjährigen Sohne, den ſchönſten und beſten Knaben, den ich jemals ſah, und den wir alle, — doch hauptſächlich die Schweſtern und ich, — mit einer Leidenſchaft liebten, vor deren Heftigkeit das arme Kind ſich oft kaum zu retten wußte. Daß mir dieſe Familie mein ganzes Herz abgewinnen werde, vermuthete ich ſchon am Tage meiner Ankunft, und zwar bei Gelegenheit folgender Anekdote, die mir unvergeßlich bleibt.

Mein Vetter hatte bei Tiſche von der Nothwendigkeit geſprochen, daß jedermann ſeinen Geldvorrath immer ſelbſt kennen, in Ordnung halten, und genau und ſicher aufbewahre. Als wir gegen Abend verſammelt waren, kam der Kleine und ſagte ſehr angelegentlich:

legen, den, ſo ſchön er auch gedichtet iſt, ich doch niemanden als Ihnen zu zeigen vermag, da ich der darin wehenden Güte bei weitem nicht werth bin.

Ich ſetze auch noch ein Diſtichon darunter, das mir einſt mein guter Studnitz ſandte, als ich mich noch in Roßdorf, zur Schriftſtellerei entſchloß,

---

„Jetzt will ich euch allen zeigen, wo ich mir mein Geld aufbewahrt habe — und gewiß recht ſicher, lieber Vater!“ Er nahm uns, und auch einen fremden Bauer, der ſo eben ein Geſchäft beim Vater beendigt hatte, mit hinaus auf den Vorplatz, wo der Knabe ſeine That kund machte. Dort hatte er nämlich in das viereckige Loch eines offen hervorragenden Hausbalkens ſeine kleine Baarſchaft eingelegt, und ein Deckelchen von Holz künſtlich darüber gepaßt, mit folgender Inſchrift, die gar ſchön und deutlich geſchrieben war: „Jedermann wird recht ſehr gebeten, dieſen Deckel nicht zu öffnen. Anton **“

Wir alle lächelten anfänglich und die klugen Mädchen lachten. Aber der Bauer ſagte: „Ach, du lieber großer Gott!“ und blickte

wobei er mir aber dennoch davon abrieth „weil ich Hausvater sei.“ Die Umstände wendeten sich aber bald darauf zu meinem Glücke, als Herzog Georg ganz unerwartet sein Auge auf mich richtete.

Mein Geist ist heiter und in meinem Leben beginnt es Licht zu werden. Am 2ten Februar meinem Geburtstage, entbot mir die edle Herzogin durch unsern M., recht mit der Morgensonne,

---

wehmüthig auf das Kind, zog seinen Huth nochmals vor ihm ab und ging schnell fort. Und der Vater hob das Kind zu seinen Lippen empor, stellte dann das stolzlächelnde wieder vor seinen wohlverwahrten Schatz hin, und winkte uns mit bewegter Miene ins Zimmer zurück.

„Lacht nicht über euern Anton, sprach er zu den Schwestern, weil der gute Junge für die Sicherheit seiner Schätze noch keine festeren Schlösser kennt, als diese herzliche Empfehlung, diese glaubensvolle Bitte an die Menschheit, an alle seine Brüder, welchen er in dem seligsten Wahne vertraut, der jemals ein Kinderherz beglückt hat! Da seht ihr nun, welch' ein holdes, reines, köstliches Geschöpf der

einen unaussprechlich holden Gruß, vermöge dessen sie, wann ich dahin bin, meine zwei Jungen auf der Malerakademie zu Dresden frei studieren lassen will! — Muß das nicht, (besonders da die Knaben täglich braver werden,) erquickendes Licht in die letzten Abendstunden meines sinkenden Lebens hereinstrahlen? Ach, wenn ich bald in jenen Gefilden meinem guten Herrn nahe, und ihm Gei-

---

Mensch in seiner Unschuld ist! — O Anton! ich will diesen Zug deines Gemüthes aufbewahren; ich will diese Geschichte niederschreiben. Du sollst sie einst lesen, wann ich nicht mehr bin; da wirst du mit Wonne fühlen, welch ein schöner unbefleckter Mensch Du einst warst! Ach, wehe den Elenden, der dich einst zum ersten Male zu betrügen, der den himmlischen Glauben an die Menschheit mitten im Heiligthume deines schuldlosen Herzens zu morden wagt! — Und wer will denn nun das traurige Geschäft übernehmen, unsern Kleinen vor dieser schrecklichen Stunde zu warnen, die nicht ausbleiben wird? Ich vermag es nicht, — heute nicht!"

ſtergrüſſe darbringe von der holden Gattin (die mir — o des ſeltenen Beiſpiels! — mehr hielt, als der Edle mir verſprach) Geiſtergrüſſe von der Bettenburger treuen Seelen und vom treuen Siemauer Paare — von dieſem freundlichen Kleeblatt aus deſſen Herz meine fürſtliche Wohlthäterin wie die Blume, (für mich mitten im Januar) aufblühte, Segen blühend für meine Verwaiſten — Liebesgrüſſe von ſeinen herrlichen Kindern, dieſen rein und redlich Erzogenen, die dem armen Dichter ſo freundlich waren wie die Mutter — — ach wie ſelig werd' ich ſein, mein theurer Freund!

Ja, der Erdenſorgen ſind mir weniger geworden! Gott hat meine Eltern und Voreltern ehrlich und redlich dahinfahren laſſen; Er, an den ich ewig feſt glaube, wird auch für meine Gattin ſorgen und für den ehrlichen Namen meiner drei geliebten Kinder! Sehe ich doch den meinigen durch ſeine Gnade jetzt beinahe geſichert! —

[Cotta kommt zur Jubilate Meſſe durch. Ich ſtelle mir vor, daß Sie, Beſter, hier mit ihm Geſchäfte machen wollen und kann Ihnen mit Ihrem Kirſchwerk nicht genug Eile empfehlen.

Ich rede das nicht blos aus Eigennutz und um Sie hier ans Herz zu drücken, sondern aus dem immer lebendiger werdenden Grundsatz „daß die Guten auf Erden eilen sollen, da die Bösen auch eilen." (S. Jean Pauls Dämmerungen.) Cotta ist übrigens ein Ehrenmann, den ich Ihnen mit Ueberzeugung empfehle. Ich habe ihm mein endlich, und wie Studnitz meint, glücklich vollendetes ABC gesandt, woran bereits gedruckt wird. Er bittet mich, ich soll nur dafür fodern, was ich will, und hierüber sogleich disponiren, wie ich will. Welcher Verleger in Teutschland hätte das gethan?

Mein Gott, welch ein herrlicher, reiner heiliger Mensch ist Richter in seinen Dämmerungen! Ich muß ihm in einem besondern Briefe dafür danken; und ich wollte, alle Welt dankte ihm dafür mit lauter Stimme.

An meiner Isidora geht es. Aber ich besorge nur, es wird ein erster Band bleiben, und also auch aus dem ersten nicht viel werden.

Das ABC soll sogleich nach Bettenburg, wenn es erscheint. Haben Sie Ferdinand Miller erhalten?

Nun, Fürſt der Wettenburg, König der Blüthen, Kaiſer der Kirſchen, Hauptmann der Männer, Herzog aller teutſchen Herzen — lebe wohl, wohl, wohl! Ewig und unveränderlich Ihr treuer und dankbarer

E. W.

IX.

d. 30. Sept. 1810.

Hier naht Ihr Wagner mit ſeinem abermaligen kleinen Meßgeſchenk. Möchte es nach Ihrer Weiſe, (auf welcher ich oft bei Ihnen war) mit Ihren Augen ſo gut gehen, daß Sie mein Büchlein *ſelber leſen* könnten. Wie viel beſſer führen dann wir Beide dabei!

Mein „Jeſus von Nazareth" rückt ſtark vorwärts, und der alte ehrwürdige Pabſt Griesbach in Jena, der das Manuſkript durchſieht, ermuntert mich, daran zu ſein. Möcht' ich ihn beendigen dürfen! Ich hoffe es jetzt wirklich, da ich mich ſo wohl befinde, als im Frühling. Mit der Iſidora geht es deſto langſamer.

Vor etlichen Tagen war der göttliche Dichter

Ludwig Tieck mit Weib und Kind einige Stunden lang bei mir. Da habe ich viel, viel gelernt von diesem ungemein liebenswürdigen Menschen. Nun ist Er selber mir noch tausendmal werther, als seine besten Schriften.

Der Alte, d. h. der Ihrige

E. W.

X.

d. 29. Jan. 1811.

Allerbester!

Anton findet heute Nachmittags bei der Ausarbeitung meines geliebten Bildes*) so viel Unglück an Striemen und Nähten in seinem Pergament, daß er auch morgen viel daran herzustellen hat, ehe die letzte Sitzung mit Nutzen stattfinden kann. (Ich betrachte diese Nähte immer mit

*) Truchseß war in Meiningen zum Besuche und hatte dem kleinen Maler auf des Vaters Bitte bereitwillig gesessen. — Das trefflich gelungene Bild hat sich nachher in vielen Kopieen verbreitet.

A. d. Hdb.

doppeltem Jammer, weil erſtlich der arme Teufe
ſtundenlang ſie mit Bimsſtein rauh kratzen muß
und dann, weil ſie — Narben ſind, welche di
Grauſamkeit der Menſchen dokumentiren. Jen
Striemen können nämlich leider nichts anders ſein
als die Spuren der jämmerlichen Hiebe nnd Prü
gel, die der arme Eſel, auf deſſen Haut nun de
Künſtler malen ſoll, einſt empfing, als er ſeinen
geplagten Leib mit Zubehör über die Erde ſchlep
pen mußte.)

Da ſoll denn der Kleine Sie, gütiger Freund,
morgen früh nicht beſchweren, und da wir Ihnen
auf ſolche Weiſe den größten Theil des Vormittags
frei machen, ſo hoffe ich auf einen deſto ſchöneren
Erbtheil vom reichen Nachmittage.

Ihr geſtriges Sinngedicht auf Wernern
hat mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß ich es in
einigen Diſtichen wiederzugeben verſucht habe. Hier
iſt es: Plus ultra!

„Mit Hiazinthen, Karfunkeln verſucht' einſt Wer-
ner, der Dichter,
Myſtiſche Kräfte zu leihn Luthers gewalti-
ger Kraft.

Drauf im Attila bracht' er fünf Sakrament' aufs Theater;
Aber dafür geht er jetzt auch in der Reue zu weit:
Ihm genügt nicht der Kuß auf heiligen Pfaffen-Pantoffel, —
Unter ihn kriechet er gar! Siebenfach will er den Gott."

Gute Nacht, göttliche Seele! Morpheus gieße ein heiliges Füllhorn voll alter ſchöner Heldenbilder und roſiger Phantaſieen über das ſchlummernde Antlitz, das ich liebe!

XI.

d. 3. Febr. 1811.

Beſte Seele! Wohl vernahm ich Ihren ſchönen lauten Abſchiedsgruß; aber als der Lahme das Fenſter erreichte, waren die flüchtigen Roſſe ſchon weit — weit! Ich bin lange nicht ſo entſetzlich allein geweſen, als in jenen Augenblicken.

Nun dank für alle Liebe, die ich noch nie in ſo ſchöner Fülle genoß, wie diesmal. Denn Ihr Herz, o reiner anmuthiger Menſch! iſt mir reicher

erſchienen, als je. Hatte die Reiſe vielleicht noch mehr, ſonſt nur blaß ſchimmernde, Aurorawölkchen in dieſem ſchönen Himmelsraum angezündet — o ſo ſei ſie mir doppelt geſegnet! — Dank auch, innigen Dank, für Ihre Liebe zu meinem Anton! Ach, ſeine Thränen träufelten noch lange! Dieſe Liebe wird, muß ihn beſſer, frömmer machen; und jeder ſeiner kleinen Gedanken iſt entflammt vom Namen Truchſeß. Nur ſo, (denn, Beſter, Sie thaten mit Ihrem Geſchenk zu ungeheuer viel, wie ich erſt nachher erfuhr) — aber nur ſo ſprach auch dieſes nicht ſeinen erwachenden Künſtlerſtolz, ſondern nur ſeine dankbare Liebe an, und gab ihm die erbaulichſten Vorſätze.

Die gute Herzogin hat die Zeichnung, nicht das Paſtellbild, gewählt, und revangirt ſich noch obendrein dafür mit einem neuen ſchönen Farbenkaſten. Denken Sie ſich nun hiebei Antons Gedanken an Sie, und verſchmähen Sie ſeinen Herzensgruß nicht. Morgen geht das Bild mit der Poſt nach Stuttgart. Ich habe es nicht ganz gern einpacken ſehen, wiewohl ich den Maler und eine Kopie im Hauſe behalte; aber Wangen-

heim und Ihre dortigen Freunde ſind mir doch gar ſo werth durch Sie geworden; ſie mußten es bekommen, und ein herzliches Schreiben obendrein! *) Ich habe auch den verſifizirten ſcherzend-ſtrengen Kraftgedanken mitgeſandt; doch, verſteht ſich, nicht darüber disponirt, da ich um Alles nicht daran Schuld ſein möchte, daß mir irgend ein Papiſtendichter meinen hohen proteſtantiſchen Ritter etwa anzuzapfen wagte . . . . ꝛc.

XII.

Wann Ew. Excellenz dieſen Zeilen den erſten Blick werden geſchenkt haben, ſo bitte ich, weder nach der Unterſchrift zu ſehen, noch weiter zu leſen, ſondern vor allen Dingen das kleine, hier beifolgende, Gemälde auspacken zu laſſen und deſſen lebendes Original gütig zu errathen. —

Nun alſo, mein Verehrteſter!

Er war drei ganze liebe Wochen lang hier, — täglich bei mir — und mein, und will es ewig

*) Es folgt unter der nächſten Nummer.
A. d. H.

bleiben! Ehegeſtern, als er fortging, habe ich ihm bitterlich nachweinen müſſen.

Ich habe zwei liebe, zu Malern beſtimmte Jungen. Der Eine, ein 12 jähriger Portraitmaler, hatte das Glück, daß unſer herrlicher Truchſeß ihm ſaß; Anfangs zu einer Kreidezeichnung, die unſre Herzogin behalten hat; dann noch zu dieſem Paſtellſtückchen. Ich wollte dies an Cotta ſchicken und ihn bitten, einen kleinen Steinabdruck (denn in Stein muß eigentlich das Konterfei dieſes romantiſchen altritterlichen Gränzſteines gegraben werden!) dem Morgenblatt für ſeine Freunde beilegen zu laſſen, da in jenem nicht nur ſchon öfter von *ihm* die Rede geweſen, ſondern ſeine Freunde auch, beſonders durch *Kefflers* Briefe, gewiß im t. Publikum ſehr vermehrt worden ſind. Aber nein! dacht' ich nachher; Schade was für die öffentlichen Freunde: ich ſchenke es lieber ſeinen Stuttgarter Privatfreunden! Denn über *dieſe* hielten wir in den Tagen der Vereinigung auch einige Sitzungen. Er verſetzte mich mit ſeiner hohen Menſchenwärme ſo ganz mitten in ihren klaſſiſchen Abendzirkel, daß ich

armer gelähmter Krannich mich dennoch plötzlich gehoben und dorthin getragen fühlte, wo Wangenheim sich mit Hartmann, Hauch, Weisser ꝛc. zu gemeinsamen hohen Genüssen vereinigt hat.

Und so seid mir denn gegrüßt ihr Trefflichen! Er hat Euch mit schönen Nachklängen der Erinnerung von Neuem als edle teutsche Männer anerkannt. Nehmt auch meinen Handschlag, und mit ihm ewige Achtung, Freundschaft und Treue. Verschmäht mich nicht! Bin ich gleich nicht so groß, vornehm, geistreich, gelehrt wie Ihr — nicht so gut und stark, als Er, so bin ich doch auch eine gute teutsche Haut; ein gutwilliger Mensch, dessen Herz auch aus dem Blüthenstaube von Gottes Herrlichkeit gemacht ist, wie Eure schönen Herzen. Und da habt Ihr sein Bild! Aber zürnt und lächelt nicht über den armen Knaben, der Euch noch kein Kunstwerk zu reichen vermag, sondern nur den schwach, — aber höchsttreu, — aufgefaßten Schattenriß eines Edlen, von dessen Herzen sich ehegestern der liebende Knabe mit so großem Jammer losriß, daß selbst der gute Ritter

zu Thränen gerührt war. Habt Nachsicht für ihn, der zufällig einen elenden, ganz zerfezten Pergamentrest zum heiligen Bilde benutzen mußte, — noch in keiner Lehre war, sondern nichts hat, als das, was ihm Gott zur schönen Ausstattung für diese Welt mitgab: die himmlische Gabe, das Menschenantlitz zu lieben und in liebender Treue seinen Brüdern wiederzugeben in Zug und Farbe. Nehmt seinen Gruß und das kleine Bild seines Geliebten freundlich an, Ihr holden, gastfreundlichen Südländer! Und ziehen einst die Brüder, auf ihrer Kunstwallfahrt durch die weite Welt, auch zu Stuttgarts gastfreundlichen Thoren ein — o dann denkt des kleinen Geschenks noch gütig, und helft ihnen zu einer guten Arbeit; gebt ihnen auch ein Abendbrod und laßt sie einen Becher mit Euch leeren zum Andenken eines ehrlichen teutschen Burschen, der dann ganz sanft bei den Brüdern des Staubes ruht, während sein befreiter Geist dankend zu Euch herüber blickt.

Sie verzeihen dem alten Schwärmer, der sich auch endlich fröhlich in sein Grab hineinzuschwärmen gedenkt; — ja, Sie verzeihen ihm! . . . .

XIII.

d. 6. März 1811.

Ich muß ſchon heute ſchreiben, Beſter, damit Sie nicht nur Haug's ſondern hauptſächlich des lieben, edlen Wangenheims herrlichen Brief recht früh erhalten mögen.

Wenn ich Ihnen, Trauter, danken wollte: wo müßt' ich da wohl anfangen? Nur ein einfaches „Gott lohne Ihrer Liebe!" möge hier ſtehen; und was ich hiebei fühle, iſt Ihnen ja zum Glück kein Geheimniß. Ihr treuherziger herrlicher Brief hat mir die ganze Seele erfriſcht.

Ja, ſie iſt wieder geneſen, unſre edelmüthige, von uns Allen heiß geliebte, Fürſtin, — und mit ihr meine ganze Heiterkeit! Wie ſollt' ich Ihnen meinen Gram, meine Angſt um dieſes koſtbare Leben ſchildern! Gott weiß es, es war keine eigennützige Angſt dabei! Denn was hat ein gebrechlicher armer Teufel, wie ich, auf Erden noch viel zu fürchten? Gott iſt ja und bleibet für mich und meine Familie der beſte Troſt, der uns allen kräftiglich durch die Welt helfen wird

und ſchon geholfen hat . . . . Wohl uns, mein Truchſeß! Sie iſt erſtanden von einem Krankenbette, welches jedermann für ihr Sterbebett halten mußte. Geſtern brachte mir die gute Antonie den holdeſten Gruß von ihren neuauflebenden Lippen: „Sie wolle mich nächſtens beſuchen!“ — Da, mein Freund, habe ich einmal recht von Herzensgrunde gebetet und dem ewigen Gott gedankt; und meine Thränen ſind zu Freudenperlen geworden.

Aber, Freund, ich wollte Ihnen recht ruhig ſchreiben, — und gewiß wiſſen Sie die frohe Nachricht längſt, und ſind längſt wieder froh. Aber Sie, — ein ſo wahrer, innigliebender Freund dieſer Edlen, — Sie mußten es, und gleich heute, auch von mir erfahren! . . .

* * *

Ich ſchwelge jetzt täglich in meinem Armenſünderſtuhl in den göttlichſten Genüſſen; — ja, ich habe mir geſtern ſchon ein neues braunes Philiſterpferd auserſehen, das ich kaufen, und den alten Schimmel in den Ruheſtand verſetzen will. (Er ſoll durch ein ſchönes Gedicht belohnt werden,

welches das Morgenblatt unter die Leute verbreiten wird.) . . . . Die Oſtern ſoll es gar hoch und fröhlich bei mir zugehn; denn nun wünſche ich mir, wie ich in ſolchen Fällen immer gethan, nichts ſo ſehr, als meinen letzten Heller ſchleunigſt employiren zu können. „Es lebe die Welt und das fidele Leben, und wer falſch iſt, der fahre in den tiefſten Abgrund zu allen T . .!“ So tranken wir in Jena bei freudigen Gelegenheiten — — aber mein Gott, wie kann ich in dieſen Briefen das Wort „falſch“ nur nennen, — in dieſem Briefe, deſſen holde Aufſchrift ich nach wenigen Minuten an die Treue ſelbſt ſo fröhlich, und ſelbſt ſo innig treu, richten werde!

Nein, von der Treue will ich nur zu Dir reden, du feſter getreuer Mann! O verzeihe heute meinem allzuweichen, und daher thörichten Herzen! Die mancherlei Thorheiten dieſes Briefes kann ich nicht wieder durchleſen und abändern — aber ich weiß einen Ort, wo ich zu ſein wünſchte — an Deiner Bruſt!

Das liebevolle Urtheil der edlen Stuttgarter über unſer Bild machte mir freilich große Freude!

Anton soll's Ihnen kopiren; bis jetzt ist es ihm aber noch nicht vergönnt, in die innern Zimmer der Herzogin zu dringen und es sich zu erbitten. Lieber wäre es mir, wir hätten eine Kopie des Pastellgemäldes. Da die Jungen jetzt von Monat zu Monat zunehmen, so thue ich den Vorschlag, sie nach der Osterkonfirmation zum ersten Fluge nach folgender Reiseroute auszulassen: den ersten Tag bis Nordheim, wohin sie in wichtigen Kunstgeschäften schon bestellt sind; den 3ten Tag bis Waltershausen, wo es zwei hübsche Gesichter und sehr schöne Mühlen giebt; den 5ten Tag bis Bondorf, von wo Ihnen Anton am 6ten Abends das ehrenwerthe Antlitz des trefflichen Bruders schon mitbringt. Dann zwei prächtige Tage auf der Ritterburg (wo ich meinen edlen Burgherrn recht sylvestig zu sein bitte) und dann heimwärts. Was meinen Sie zu diesem ziemlich unbescheidnen Vorschlage? —

Der mir mitgetheilte Brief vom jüngern Voß ist ganz nach meinem Herzen. Jeder Satz spricht die Liebenswürdigkeit des sanften, gemüthlichen Menschen aus. Ach, wer doch Ende März in

Bettenburg wäre! Doch halten Sie ihn ja nicht ab von der Reiſe über Meiningen; dann gewinne ich vielleicht einen edlen Freund mehr durch Sie, durch den ich ſchon ſo Viel gewonnen! . . . . ꝛc.

XIV.

d. 30. Mai 1811.

Wohl, mein verehrter Freund! Wir wollen einander nicht loben, ſondern nur lieben — und wir wollen ſehen wer dies Verſprechen am längſten hält! Tauſend Dank für Ihren — wollt' ich ſagen Deinen — lieben Brief, und für Heinrichs Br., den ich wieder zurückgebe. Noch habe ich ihm nicht ſelbſt danken können, aber ich will und muß es, und Dein Bild ſoll auch Er haben. Anton hat ſo viele Stunden, und beide Bürſchchen hängen jetzt ſo ſehr am Zeichnen der neugrünenden Fluren und Bäume, daß der Kleine in ſeinen beſtellten Arbeiten jetzt erſt bis zur Vollendung von Wangenheims verlangtem Portrait von mir gelangt iſt. Heut' und Morgen, denk' ich, ſoll er Oehlenſchlägern fertig bringen, denn was Du, Beſter, beſtelleſt, geht Allem voran.

Stubnitz ist heute fort. Wie manches Freundeswort haben wir von Dir gesprochen, Du Engelsritter! Die ganze Wettenburg haben wir miteinander durchrepetirt; und überall tratst Du uns wieder als Staffage in der herrlichen Landschaft entgegen, die wir dann stets wieder auf eine Zeitlang allein betrachteten. Du bist — — pst!!

XV.

d. 6. Jun. 1811.

Der hübsche Schwarzkopf ist fertig und kommt zugleich mit seinem Original zurück. Der Mensch gefällt mir sehr wohl, er sollte aber besser gemalt sein. Es ist überhaupt eine allzuschwere Aufgabe für einen Anfänger, aus dem Miniaturgekritzel etwas ins Große zu zeichnen; doch hoff' ich sollst Du die Aehnlichkeit nicht vermissen. Aus dem Großen ins Kleine erhält sie sich leichter.

Innigen Dank für die Erlaubniß, daß die beiden reisenden Maler Dir, du gute Gestalt, nahen dürfen. Freilich versäumen sie mir viel Latein, Teutsch und Griechisch, und in dieser Rücksicht bin ich jetzt noch sehr geizig gegen sie, da ihr Lehrer

eben in gutem Zuge iſt: aber was iſt das Alles gegen eine Reiſe für's Herz und für die Kunſt! Ich meinte daher, ich ließe die Vögel aus, damit ſie den Adler thronen ſehn? — Ich hoffe daß Du dem Anton erlaubſt, ſo viel Truchſeße, als möglich, zu zeichnen. Er wird die Herrn Vettern, Oheime und Schwäger nicht zu lange mit Sitzen plagen, denn alles kann ſchnell mit der Kreide abgethan werden, da die Handzeichnungen eines Schülers ohnehin mehr werth ſind, als ſeine Gemälde.

Meine Frau leidet von Neuem an ihrem unheilbaren Huſten.*) Vielleicht wagt' ichs wirklich, Stubnitzens Einladung nach Teplitz zu folgen, wenn ſie geſund würde. Aber freilich — angenommen auch dies, — brächte ich nicht doch meinen Freund vergeblich ums Geld?

H. Voß und ſeinem würdigen Vater will ich von meinem J. v. N. die beiden Lieferungen zur Einſicht und gütigen Beurtheilung mittheilen die ich bis jetzt von Griesbach zurück habe.

Adieu Rieſe! Adieu Engel! Adieu Menſch!

Dein E. W.

*) Sie überlebte den Gatten nur wenige Jahre. A. d. H.

XVI.

d. 22. Jun. 1811.

Freundlichſter aller Ritter! Eigentlich ſollten meine Jungen ſchon morgen früh abgehn; allein eben ſagt mir M., daß du wahrſcheinlich in dieſen Tagen hierher, oder nach Liebenſtein kommen würdeſt, ich alſo nicht wohl thue, die Brüder jetzt auf die Reiſe zu ſchicken. Dazu kommt mir jetzt noch Deine Kirſchen- und Freudenzeit in den Sinn, die ich auch nicht gern unterbrechen möchte: und ſo denke ich, wir laſſen dich ungehudelt bis zum Nachſommer.

Dein Bild kommt hier ſehr in Kurs. Anton geht immer mit neuer jugendlicher Luſt daran, Dich von Neuem aufzuſtellen.

Gegen H. Voß habe ich mein Herz ausgeſchüttet in Rückſicht der bloßen Überſetz- und Nichtſelbſtſchaffungsluſt. Nimmt er es übel, — ſo hilft es vielleicht dennoch! — Ich hatte in meiner Iſidora, die nun beendigt iſt, ein Geſpräch zwiſchen dem teutſchen Ritter und dem teutſchen Dichter (d. i. zwiſchen Dir und Dagobert,) über alte und

moderne Zeit vorbereitet, habe es aber nach reiflicher Ueberlegung herausgelaſſen und einem andern Orte aufgeſpart. Du ſollſt aber einſt nicht zanken, wenn es Dir zu Geſichte kommt! — Hörſt Du, Beſter? ꝛc.

XVII.

d. 10ten Sept. 1811.

Sage mir doch, gute Seele, nur mit einer einzigen Zeile, wie es Dir geht, und ob Du mich noch liebſt. Ich ſehnte mich noch nie ſo oft und innig nach Dir, als jetzt in den ſilbernen Morgenſchleiern dieſes herrlichen Herbſtes, unter welchen ich mir ſtets das holde Angeſicht Deiner alten Bettenburg unwillkührlich denken muß. — Schöne Bettenburg! Schöner Ritter! Seh' ich euch wieder? — —

Iſidora iſt in Cotta's Händen, und ich habe nun keine Sorge mehr für die theure Prinzeſſin, als daß man ſie etwa zu unzart anfaſſe, niederſetze, und ihr allerlei Leibesfehler andrucke. Möge doch Gott mein reines Kind in Gnaden davor bewahren! — Ich bin ruhiger über Iſidora, als

über irgend eins meiner andern Werkchen, — auch in Hinsicht auf den Verleger; denn sie ist für Jedermann unter den Gebildeten.

Ach, komme doch bald!

XVIII.

d. 14. Nov. 1811.

Mein verehrtester Freund! Dein liebevoller Briefesgruß wurde mir gestern von dem braven Könitz, — der jetzt fester im Herzen, als auf den Füssen ist, in einer Stunde gesandt, wo ich ein wenig trübselig auf die Zeit blickte. Ein ehrlicher Mann weiß doch jetzt wahrlich bei dieser verdammten Geldnoth endlich nicht mehr, wie er Kleider und Schuhe für fünf Menschen schaffen soll, geschweige denn am Sonntage eine R — sche Kalbskeule! (Bruder, den rechtlichen Mann möcht' ich kennen! Studnitz hat mir erst kürzlich seine Verfahrungsart entdeckt, und seitdem hab' ich die liebliche Hst. noch einmal so lieb!) Nun, kurz ich fluchte einmal nach Herzenslust, und es war ausgemacht, daß ich zu Grunde gehen müsse: ꝛc. da kam dein holdes Briefchen, du Hoch- und Vielgeliebter! Da sprang ein Tropfe der Ewigkeit in

meinem Herzen auf, und ich war plötzlich wieder verjüngt. (Sieh doch um Gotteswillen den Artikel Quelle der Jugend in meinem ABC nach, — welches das Beste von all' meinem Geschreibsel ist und bleiben wird.) Dein Gruß erregte nämlich meine Phantasie wieder — und ich war geheilt. Zwar dacht' ich immer noch ans liebe Geld, (denn so lieb wird es mir stets bleiben, wie der Artikel Geld im ABC besagt,) aber ich verband nun den Gedanken an Dich mit demselben, — schaute im Geiste auf Deine eignen Geldnöthen hin, die ja wohl in dieser Lumpenzeit auch nicht fehlen können, und zwanzigmal mehr ins Große gehen müssen, als die meinigen. Darüber gerieth ich in Deine herrliche Wirthschaft hinein; ich stand endlich ganz froh in ihrem schönen häuslichen Sonnenglanze da; kurz Deine Zeilen haben mich gesund gemacht. Ein Bild, das sich gegen das unsrige (ich will bei obigem Geldmaßstabe bleiben) in so vieler Rücksicht wie zwanzig zu eins verhält, vermag uns doch mächtig zu stärken! Z. E. Du bist offenbar 20 mal besser, ordentlicher, wackrer, tapfrer, klüger und herrlicher als ich, und ich dagegen habe zum umgekehrten

Verhältniß gar nichts aufzuweisen, als etwa, daß ich 20 mal poetischer, — d. h. beim Lichte besehn doch nur: daß ich ein 20 mal größerer Narr bin, als mit Respekt gesprochen, Sie, mein gnädiger Herr! Woraus ich mir übrigens, unter uns gesprochen, allerdings vor Gott und der Welt ein wahres Vergnügen mache.

Correggio gefällt mir wirklich recht wohl. Aber helfen kann ich Dir nicht: Aladdin sprach mich mehr an. Es sind im Correggio recht hübsche romantische Sachen — aber wir haben sie alle nur schon gar zu oft gehört, und Du könntest sie insgesammt, zum Theil viel schöner, nachlesen bei Göthe, Tieck, Schlegel u. A. wenn Du sie nur dort aufsuchen wolltest. Aber daß den Dichter Italien erwärmte, und von seinen nordischkalten Arein und Harlen zurückbringen wird, dazu macht dieser Correggio viele Hoffnung. Etwas recht Großes, welches alle Geister ergreift, möchte indeß schwerlich herauskommen.

Ich bin ziemlich wohl und fleißig. Griesbach, Voß, Richter, Schwarz haben sich viele Mühe mit meinem heiligen Manuskripte gegeben. Wie soll ich's ihnen verdanken; ich Armer!

Mein Gott, es ist ja nun Winter! Siehst du denn den Schnee nicht, guter Engel? Was hält Dich denn noch länger ab, an unsre Herzen zu kommen, guter Ritter?

N. S. Es wird doch wohl alles nichts helfen! der Ritter Chr. von Truchseß wird mit seinem Schlosse Bettenburg und einigen Landschaften um dieselbe her in meinem neusten Roman „Thalheim"

als Idylle auftreten wüssen. Doch mündlich erst das Nähere und Ew. Hochfreiherrl. Gnaden Erlaubniß; — der ich übrigens in unterthäniger Ehrfurcht mir die Freiheit nehme zu sein Ew Hochfreiherrl. Gnaden unterthänig gehorsamster

Johann Ernst Wagner.

* * *

So schließt mit heiterm Scherz der letzte Brief Wagners an seinen Truchseß. Wahrscheinlich war es überhaupt der letzte, den er schrieb, denn kurz darauf nahte ihm der ernste Bote, welcher, ob er gleich im Gefolge großer Leiden kam, dennoch als Friedensbote willkommen war. — Meine Briefe über E. W. weiß ich nicht schicklicher und würdiger, als mit einigen Zeilen von ihm selbst, zu schließen. Sie sind aus einem unvollendeten, wahrscheinlich für seinen „Jesus von Nazareth" bestimmten Gedichte. Denn es kann wohl nicht zweifelhaft bleiben, wen er unter jenem Göttlichen gemeint, der ihm „das Buch des Lebens entsiegelte." Nur Er konnte es sein, den der Dichter bei seiner letzten Arbeit, — täglich die heiligen Evangelien vor Augen und im Herzen, — so unaussprechlich lieb gewann, daß oft, wenn er von des Himmlischen irdischem Leiden, Lehren und Lieben sprach, Thränen frommer Rührung in seinen Augen glänzten.

Die Poesie hatte an unserm Freund ihr Höchstes vollbracht: sie hatte ihn zum ewigen Urquell alles Schönen und Wahren hinangeleitet und seinem begeisterten Blick den Himmel des Glaubens aufgethan.

Aus dieſem Gefühl chriſtlich gläubiger Andacht ſind die Worte gefloſſen, mit welchen er ſeine Pilger- und Dichterfahrt ſo herrlich beſchloß:

„Er hat das Buch des Lebens mir entſiegelt.
Was Menſchenwitz nud hohe Wiſſenſchaft
Und Ordens-Myſtik oft mir vorgeſpiegelt —
Es ſank in Nichts vor ſeiner Gotteskraft!
Drum hört mein Wort das eure Weisheit zügelt:
Auf Erden giebt es keine Meiſterſchaft.
Nur dort, in zahl- und maßbefreiten Zonen,
Hoch über Sternen muß der Meiſter wohnen."

„Der Meiſter winkt! Viel tauſend Jubeltöne
Erklingen dort ſchon aus des Lebens Thor.
Bald ſchwinden meinem Blick des Staubes Söhne;
Die Seele ſchaut der reinen Seelen Chor.
Jeruſalem, du Heilige, du Schöne,
Wie brünſtig wallt mein Herz zu dir empor!
Mein Herr, mein Gott! Auf deiner Liebe Flügeln
Schweb' ich empor zu jenen Palmenhügeln."

In der Varnhagenschen Verlagshandlung sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Rauschnick's pragmatisch-chronologisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte. 3 Bände mit Register in 8. 92 Bogen. 4⅔ Rthlr.

Der Rezensent im Hesperus Nr. 71. 72. dieses Jahres (1826) sagt über dieses Werk:

Es ist uns lange kein Buch von so reichen, äußern (materiellen) und innern Gehalt, für solchen billigen Preis vorgekommen.

Es sind erstaunend viele Facta der Staatengeschichte hier zusammengedrängt und doch in guter, klarer Ordnung. Die Trockenheit gewöhnlicher Compendien (zu welchen es wohl eher, als zu den Handbüchern gehört) ist dadurch vermieden, daß der Verf. nach einander fort erzählt und so den Kommentar eines jeden seiner Thematen gibt, welche die glücklich gewählten Abschnitte bezeichnen. Dabei unterläßt er nicht durch geistreiche, aber historisch wahre Charakteristiken die Hauptpersonen heraus zu heben. In Paragraphen wird hier nichts zerschnitten; ja selbst von Jahrzahlen kommt wenig vor. Lektre folgen besonders in Anhängen, wo die Haupt-Begebenheiten oder Handelnden, chronologisch aufgeführt werden, zur Einprägung der Zeit-Momente und zur Recapitulation des Ganzen gleich gut geeignet; — Wo es die Natur der Sache erfordert, wie bei Italien, Deutschland, Oestreich, gibt der Verf. erst die allgemeine Geschichte des Landes, dann die Specialgeschichte seiner Theilstaa-

ten, wohl auch mit Regententafeln. Man ſieht, er hat, ohne indeſſen irgend eine Quelle anzugeben, ſeine wackern Vorgänger, Eichhorn, Spittler, Sartorius, Dreſch ꝛc. benutzt; aber dabei ſelbſt und frey gedacht, geurtheilt, geordnet. Er iſt mit ſeinem Gegenſtande vertraut, was die weiſe Oekonomie der Auswahl, ohne Kargheit und Verſchwendung des leicht verführenden Stoffs beweiſet. Wir können das Buch mit gutem Gewiſſen zur ſchnellen und gründlichen Orientirung in den erheblichen Vorfällen der neuern Geſchichte empfehlen. Zur Probe des Vortrags hier einige Stellen über Maria Thereſia und Joſeph II.

Maria Thereſia regierte nach dem Tode ihres Gemahls, wie zu den Lebzeiten deſſelben, allein, und erlaubte ihrem Sohne, dem Kaiſer Joſeph II. nur eine ſehr mäßige Theilnahme an der Leitung der Geſchäfte. Der zweite Sohn der Kaiſerin, Peter Leopold, erbte von ſeinen Vater Toskana, unabhängig von Oeſtreich. Maria Thereſia hatte viele Jahre hindurch ihre Sorgfalt ausſchließlich auf den Krieg und die Kriegesrüſtungen wenden müſſen, jetzt konnte ſie ſich dem Wohl ihrer Völker widmen, und ſie that dieſes mit dem beſten Erfolg. Sie beförderte Wiſſenſchaften und Künſte durch Gründung mehrerer Akademien und Preisvertheilungen, ſtiftete viele Erziehungsanſtalten und Schulen, munterte den Gewerbfleiß und den Ackerbau auf, ſchaffte kirchliche Mißbräuche ab, hob die Folter auf, und ließ durch Joſeph, dem ſie dazu eine unbeſchränkte Vollmacht ertheilte, die Einrichtung des Heeres verbeſſern. Nur allein in Hinſicht der Aufſicht auf die Sitten ihrer Unterthanen erlaubte ſich die Kaiſerin eine Strenge, die, indem ſie Laſter und Verbrechen nicht verhindern konnte, viele uns

ſchuldige Menſchen unangenehmen Plackereien unterwarf, und eine Menge Heuchler bildete, die unter der Maske der Frömmigkeit nur um ſo zügelloſer waren als ſie wußten, daß der gute Schein ſie ſchützte. Der Erzbiſchof von Wien, Migazzi, und einige Mönche verleiteten Maria Thereſie zu dieſen Mißgriff.

Dieſe berühmte Fürſtin verdiente, mancher weiblichen Schwächen ungeachtet, ſowohl ihres Geiſtes wie ihres Herzens wegen Achtung, und darf zu den Regenten gezählt werden, denen der Segen ihrer Völker in's Grab folget. Sie war eine liebevolle Gattin, eine zärtliche Mutter, eine gütevolle Gebieterin und im ganzen eine milde Herrſcherin. Sie war wahrhaft fromm und unbegränzt wohlthätig. Sie wußte eine weiſe Sparſamkeit mit fürſtlicher Großmuth, die gutmüthigſte Herablaſſung mit ehrfurchtgebietender Herrſcherwürde, Seelengröße mit Geiſtesdemuth und alle ſtille Tugenden des Weibes mit den glänzenden Eigenſchaften einer Selbſtherrſcherin zu verbinden. Selbſt ihre Schwächen waren mehrentheils nur Uebertreibungen ihrer Tugenden. Daß ſie Kundſchaftern und Angebern ihr Ohr lieh, geſchah nicht ſowohl aus Neugierde und Mißtrauen, als weil ſie glaubte auf den Wandel ihrer Umgebungen Acht haben zu müſſen. Ihr Ketzerhaß entſprang aus ihrer Frömmigkeit, und ihre Strenge gegen zu freie Sitten hatte den Grund in ihrer eigenen Sittenreinheit. Sie wollte das Glück ihrer Völker aufrichtig, und dieſer gute Wille wurde auch anerkannt. Selten iſt ein Herrſcher eines großen Staats von ſeinen Unterthanen ſo geliebt worden, als Maria Thereſia von den ihrigen, und ſelten hat es einer ſo verdient wie ſie.

Joſeph II. hatte, da Maria Thereſia mit

großer Eifersucht ihre Herrscherrechte ausgeübt, während ihres Lebens nur einen sehr geringen Antheil an der Regierung gehabt, welches ihm bei seinem lebhaften Geiste und bei seiner vorherrschenden Neigung zu selbstständiger Thätigkeit um so mehr eine Qual war, als er in seinen Grundsätzen durchaus nicht mit der Kaiserin Königin übereinstimmte. Diese hatte bei vielem Guten doch manche Schwächen, die eine Veranlassung von Mißbräuchen wurden deren Abstellung allerdings wünschenswerth war, aber so lange sie lebte vergeblich versucht wurde. Der Einfluß jesuitischer Beichtväter ließ eine Bigotterie und eine Intoleranz fortbestehen, die in dem grellsten Widerspruche mit den Forderungen der Zeit stand. Die wichtigsten Staatsämter wurden nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst und aus Rücksichten auf die bedeutenden Familien besetzt, und bei der Justiz wie bei der Polizei fand oft eine schreiende Willkür statt. Endlich wurde auch bei der Finanzverwaltung nicht mit der erforderlichen Sparsamkeit verfahren, und oft bedurfte man unverhältnißmäßig großer Mittel zu Erreichung sehr geringer Zwecke. Das alles hatte Joseph so manche Jahre hindurch mit ansehen müssen, ohne eine Aenderung bewirken zu können; was Wunder, daß er, als er endlich die Zügel der Regierung erhielt, bei seinem lebhaften Temperament mit einem Feuereifer an die Einführung einer neuen Ordnung ging, der nicht selten verletzend und zerstörend wirkte.

Joseph erkannte seinen hohen Beruf, das Wohl seiner Völker zu befördern, und besaß den regsten Willen, ihm zu genügen; doch fehlten ihm die richtigen Begriffe von der rechten Art der Ausführung derselben. Er sah den großen Friedrich seinen

Staat auf eine hohe Stufe von Macht und Wohlstand erheben, seine Völker beglücken, und er nahm ihn zu seinem Vorbilde an. Aber er besaß nicht den umfassenden Geist, den scharfen Blick und den unerschütterlichen Gleichmuth jenes Monarchen, der es wagen durfte, seinen Willen zum Gesetz zu erheben, weil nie die Leidenschaft seine Brust durchwogte, und der doch, wenn sein Gebot mit den Rechten der Menschheit in Conflict gerieth, stets diese berücksichtigte. Friedrich handhabte das Schwert der Unumschränktheit mit einer wunderbaren Kraft, aber er war stets eingedenk, wie scharf es sey, und hütete sich wohl, damit zu verletzen. Nicht so Joseph, der despotischer war wie Friedrich, ohne dessen Ruhe, Ueberlegung und Gutmüthigkeit zu besitzen. Darum erreichte er mit bei weitem reichern Mitteln und in einem viel größern Wirkungskreise kein so glänzendes Ziel wie Preußens berühmter König.

Mit einer Thätigkeit ohne Gleichen fing Joseph die längst beschlossenen Reformen an. Er errichtete ein Kabinet von einigen Beamten, mit welchen er unausgesetzt arbeitete, die aber nur blos seine Werkzeuge waren, da er alles selbst verfügte. Jedermann erlangte bei ihm Gehör. Die Beamten stellte er unter genaue Controlle, das Protectionssystem schaffte er gänzlich ab, brauchbare Köpfe fanden ihre Anstellung. Die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege war einer seiner Hauptaugenmerke, er begann sie nach einem weit umfassenden Plane. Die besondern Gerichtsbarkeiten unterdrückte er und theilte die Monarchie in 13 Regierungs-Bezirke ein, von denen jeder wieder aus mehreren Kreisen bestand, die besondere Untergerichte hatten. Jeder Regierungs-Bezirk besaß einen Hauptgerichtshof von zwei Kammern, der unter dem Obergerichte

in Wien stand. Die Gerechtigkeitspflege wurde auf diese Weise gleichförmig durch die ganze Monarchie, eine neue Prozeßordnung wurde eingeführt und an einem neuen Gesetzbuche gearbeitet.

Wenn die veränderte Justizform, die Abschaffung der Tortur und die strenge Aufsicht auf die Beamten alles Lob verdient, so kann dagegen die Abhängigkeit der Rechtspflege von dem Landesherren, die mit der neuen Einrichtung verbunden war, dem gerechten Tadel nicht entgehen. Der Kaiser selbst fällte Urtheile, milderte oder verstärkte die Strafen, ohne einen andern Grund als seinen Willen, und zerstörte auf diese Weise wieder, was er durch manche wirklich vortreffliche Anordnungen gestiftet hatte. Verderblicher aber wurde noch der mit dieser Kabinetsjustiz zusammenhängende Plan, alle verschiedenen Völker der östreichischen Monarchie zu einem einzigen zu verschmelzen und alle Schranken zu vertilgen, die Sitten, Gewohnheiten und Sprache bis dahin zwischen den verschiedenen Volksstämmen gezogen hatten. Das unverkennbare Gute, was zur Erreichung dieses Zwecks, durch Aufhebung oder Minderung der Lehnsverbande und der Leibeigenschaft geschah, ging in dem vielen Uebel unter, welches aus der gewaltsamen Verletzung bestehender Verhältnisse und durch die Eingriffe in die Rechte des Eigenthums erwuchsen, und das ganze Unternehmen mußte mißglücken, da es schonungslos die Individualität aller Einzelnen verletzte.

Vortheilhafter und billiger war die Einführung einer liberalen Censur, statt der bis dahin durch die intolerante Geistlichkeit gehandhabten strengen. Es wurde dadurch einer Verbreitung vieler nützlichen Kenntnisse und der Aufklärung ein Vorschub geleistet, der bald die erfreulichsten Wirkungen zeigte.

Der Clerus erhob bittere Beschwerden darüber, doch konnten alle Vorstellungen desselben den Kaiser nicht bewegen, den alten Preßzwang wieder herzustellen.

Nicht weniger gerecht, aber auch den römischen Geistlichen nicht weniger verhaßt, war das berühmte, die Regierung Josephs wohl am meisten verherrlichende Toleranz-Edict, wodurch den protestantischen Glaubensgenossen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes, und das Recht, Kirchen zu bauen, gestattet wurde. Die zuvor in den östreichischen Staaten auf mancherlei Weise beschränkten Protestanten erhielten alle Rechte der Staatsbürger im ganzen Umfange, und ihre Religion war fürder kein Hinderniß, um zu Staatsämtern zu gelangen, oder Grundeigenthum zu erwerben. Die Toleranz wurde bis auf die Juden ausgedehnt, und auch diese erhielten alle wesentlichen Rechte der Staatsbürger.

War aber Joseph durch die Milderung der Censur und durch sein Toleranz-Edikt den strengen Anhängern des römischen Kultus schon der Freygeisterey verdächtig geworden; so erschien er ihnen als ein wahrer Irrgläubiger und Ketzer, als seine Reformation auch den Klerus zum Gegenstande nahm. Er wollte im Wesentlichen das Oberhaupt der Kirche in seinem Staate seyn, und daher verbot er die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen ohne seine Genehmigung, unterwarf die geistlichen Orden der bischöflichen Gerichtsbarkeit, verbot alle Appellationen und Geldsendungen nach Rom, veränderte nach Gutdünken die Gränzen der bischöflichen Sprengel und hob endlich mehr als 700 Klöster in seinen Staaten auf. Dieses alles konnte an und für sich nicht

gemißbilligt werden, wohl aber die rücksichtslose Weise, mit der dabei verfahren wurde. Daß aber der Kaiser sich auch in die Anordnung religiöser Gebräuche mischte, daß er die Wallfahrten seinen daran gewöhnten Unterthanen plötzlich verbot, das Recht der Erstgeburt abschaffte, die Ehescheidungen begünstigte, den unehlichen Kindern das Erbfolgerecht zusprach, die Leichenfeyerlichkeiten untersagte, das verdient, die Absicht möge immer die beste gewesen sein, unbedingten Tadel, und es darf wohl behauptet werden, daß eine so gewaltsam eingeführte Aufklärung nicht weniger nachtheilig sey, wie die ärgste Intoleranz.

Die großen Schätze der aufgehobenen Klöster benutzte Joseph zu Errichtung von mehreren Pfarrstellen, zur Stiftung von Kranken- und Arbeits-Häusern, besonders aber zur Gründung und Verbesserung einer großen Menge von Schulen, wodurch er zum wahren Wohlthäter seiner Völker wurde. Außerdem gründete er eine Menge höherer Lehranstalten und einzelner neuer Lehrstühle an den Universitäten, stiftete Seminarien für Priester und Schullehrer, legte Bibliotheken an, und überhaupt sorgte er mit einem wahrhaft landesväterlichen Eifer für die Erziehung, den Unterricht und die Aufklärung seiner Völker.

Josephs Wille war gut, er wollte das Wohl seiner Völker auf die Dauer begründen und sezte die ganze Kraft seines thätigen Lebens an dieses Wollen. Dennoch erreichte er seine großen Zwecke nicht, und seine ganze Regierung bestand aus einer Reihe von Mißgriffen, und der Staat, den er ruhig und im Wohlstande übernahm, war er-

ſchöpft, wurde von Empörungen zerrüttet, und war der Auflöſung nahe, als der Tod ihm vom Throne rief. Seine Regierung gibt den Fürſten die groſſe Lehre: daß es eine eitle Mühe iſt, die Völker gegen ihre Ueberzeugung beglücken zu wollen. Joſephs beſte Abſichten ſcheiterten an dem Widerſtande, den er überall fand, weil er es vernachläſſigte, ſeine Unterthanen von der Nützlichkeit ſeiner Maßregeln zu überzeugen. Nur Weniges von dem, was er begann, hat ihn überlebt, unter dieſem iſt die Glaubensfreyheit der Proteſtanten von unberechenbarem Nutzen für den Staat und die Menſchheit. ꝛc.“

Ueber daſſelbe Werk ſagt der Rezenſent der Literatur-Zeitung für Volksſchullehrer 1826. 2tes Heft.

Ueber die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieſes Geſchichtswerkes haben wir uns ſchon früher, bei der Anzeige der beiden erſten Abtheilungen, ausgeſprochen. Auch dieſe letzte Abtheilung iſt nach gleichem Plane gearbeitet, und gilt von ihr daſſelbe, was von uns über die vorigen bemerkt wurde. Da jedoch nunmehr das Ganze in ſeiner Vollendung vor uns liegt, ſey es uns vergönnt, noch ein Paar Worte im Allgemeinen über die Stelle, welche es in unſerer hiſtoriſchen Literatur einnimmt, über daſſelbe beizufügen. Wir glauben nämlich, daß jede Claſſe von Geſchichtsfreunden dieſes Werk als eine erfreuliche Erſcheinung werde willkommen heißen. Denn erwägt man das unermeßliche Gebiet der Geſchichte, wie es ſich ſchon in dieſem einzelnen Zweige, der europäiſchen Staatengeſchichte,

darſtellt, ſo muß es ſelbſt dem gelehrteren Geſchichtskenner willkommen ſeyn, aus der groſſen Maſſe geſchichtlicher Thatſachen das Wichtigſte in einer ſo klaren Ueberſicht zuſammengeſtellt zu ſehen, als es hier der Fall iſt. Denn jener Gedächtniſſheroen, denen alles vor der Seele ſteht, ſobald ſie nur wollen, gibt es doch nur wenige, und die meiſten Geſchichtsfreunde fühlen das Bedürfniß, ſich von Zeit zu Zeit bei einem bequemen und leicht zugänglichen Werk Raths zu erholen.

Denn geſetzt auch, daß viele vom Plutus ſo begünſtigt wären, daß ſie die vorhandenen bändereichen hiſtoriſchen Werke in ihren Bibliotheken aufſtellen könnten, ſo würden doch dieſe wegen ihrer, die Dilettanten in der Wiſſenſchaft abſchreckenden Weitläufigkeit von den Wenigſten benutzt werden. Aber auch den Anfängern in dem Studium einer praamatiſch-chronologiſchen Staatengeſchichte iſt der Gebrauch eines ſolchen Werkes nützlich und angenehm. Sie werden hier von erfahrener Hand in das groſſe Feld der Völkergeſchichte eingeführt, und wird mit dieſem Werke ein guter und haltbarer Grund gelegt, auf welchem das weitere Gebäude mit Erfolg aufgeführt werden kann. Und auch noch zur Wiederholung für kenntnißreiche Geſchichtsfreunde möchte Rec. dies Werk angelegentlich empfehlen. Uns hat es bei jener ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet. An eine einzige hier kurz berührte hiſtoriſche Thatſache knüpft ſich eine ganze Reihe von Erinnerungen, die vorher wie in einer camera obscura verborgen lagen, und nun wie ein deus ex machina hervortreten. —

Ich beeile mich ferner anzuzeigen, daß ſo eben die vierte und letzte Abtheilung des

Geographischen Handlungs-Lexicon

oder: alphabetisch geordnete und vollständige Beschreibung aller Länder und derjenigen Orte, in welchen vorzüglich Handel und Wandel, sowohl im Großen als auch im Kleinen getrieben wird; nebst Angabe ihrer natürlichen Producte, Fabriken und Manufacturen, auch ihren Wechselarten, Maase, Handelsgewicht, Messen, Jahrmärkte, und andere den Handel betreffende Gegenstände ꝛc.

erschienen und der Reihenfolge nach an die zahlreichen Herrn Subscribenten versendet worden ist. Es ist dies Werk mit solchem ungetheilten Beyfall seit seinem Erscheinen aufgenommen worden, daß ich hoffen darf, es werde recht vielen Geschäftsmännern dessen Vollendung höchst erfreulich seyn. Weder bietet die ältere, noch die neuere, neueste und gar die erst in Ankündigungen vorhandene geographische Literatur, ein diesem in Idee und gelungener Ausführung ähnliches Werk dar, und in der Ueberzeugung, daß nur billiger Preiß, bey übrigens guter Bearbeitung, schönen Druck und Papier, die Verbreitung eines solchen Werkes erzwecken kann, setze ich den früher auf 4 Thlr. bestimmten zweiten Subscriptionspreiß auf 3 Thlr. 5 fl. 30 kr. noch für einige Zeit, jedoch nur gegen baare zahlung herab, wofür also bis auf weiteres das vollständige 98 Bogen starke Werk sogleich bezogen werden kann. Probebogen sind in jeder Buchhandlung, die diese Anzeige verbreitet, einzusehen, und bei diesen auch Bestellungen abzugeben. Auf 8 Exempl. ist überdieß noch jede Buchhandlung im Stande das 9te gratis zu geben. Exempl. auf Schreibpapier kosten 5 Thlr. auf Velinpapier 7 Thlr.

Ernſt Wagners ſämmtliche Werke erſcheinen auf Subſcription in 9 Bänden und zwar in folgenden Ausgaben:

1) Taſchenausgabe ſchönes Druckpapier 4 Thlr.
2) Ausgabe in 8. ſchönes Druckpapier 8 Thlr.
3) Ausgabe in 8. Velinpapier 12 Thlr.

In allen Buchhandlungen liegen ausführliche Anzeigen und Subſcriptions-Liſten vorräthig; bei direkter Beſtellung und baarer Einſendung des Betrags gewähre ich auf 8 Exempl. 1 Freiexemplar.